

Die Beethovenstraße

Herausgegeben von der IGS Hannover-Linden

Konzept und Projektleitung: Hans Asbeck

Redaktion: Hans Asbeck, Gert Busch, Walther Engel, Dietmar Franke, Sieglinde Kaczmarek, Christoph Walther

Layout und Satz: Hans Asbeck

Druck, Bindung, EDV-Beratung: Printagentur Baumgart

Repros, Montage und Druck der "Abbildungs"-Seiten: Dieter Spranger, Druckerei der IGS Linden

Umschlag: Sieglinde Kaczmarek (Vorderseite), Hans Asbeck (Rückseite, unter Verwendung einer Bildidee von Sabine Bruncke)

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Linden

Hannover-Linden Juli 1998

Die Beethovenstraße

1898 - 1998

Die Beethovenstraße

Inhalt

Hans Asbeck: Was ist die Beethovenstraße?.....	7
<i>KAPITEL A: EIN JAHRHUNDERT-ENSEMBLE.....</i>	<i>13</i>
Walther Engel: Beethoven.....	19
Sieglinde Kaczmarek: Zur Ikonologie des Historismus in der Beethovenstraße.....	25
Bernd Schlegel: Jugendstil in Linden. Das Haus Beethovenstraße 7.....	33
Baugewerks-Zeitung 1905: Wohnhaus Berneburg.....	38
Anna Hansen und Anna Marie Brunke: Familie und Firma Berneburg.....	39
Wiener Bauindustrie-Zeitung 1905: Die Humboldtschule in Linden bei Hannover.....	41
Hans Asbeck: Ein Bildungsprogramm, in den Stein gehauen.....	43
Jochen Tertilt: Das Delphin-Haus Davenstedter Straße 31.....	49
Julia Sellmann: Unser schönes altes Haus und der Schnaps.....	51
Jelena Steigerwald: Die Situation der Arbeiter in Linden um 1900.....	53
<i>KAPITEL B: HINTERGRÜNDE, URSPRÜNGE, ENTSTEHUNG.....</i>	<i>57</i>
Max Heinz Lampe: Das Dorf Linden und seine Bewohner.....	59
Hartmut Freimann: Linden als Bauerndorf.....	65
Damon Mahmodian und Steffen Nebendahl: Die Agrarreform in Linden.....	68
Olaf Mußmann: Dorf, Stadt, Stadtteil. Die wechselvolle Geschichte von Linden.....	69
Gert Busch und Dietmar Franke: Die Entstehung der Beethovenstraße.....	75
Hans Asbeck: Die Suche nach dem Vater der Beethovenstraße.....	83
<i>Abbildungen 1 - 7</i>	
<i>KAPITEL C: UNTER KAISER UND REPUBLIK.....</i>	<i>91</i>
Hans-Joachim Meyer: Erinnerungen Teil 1.....	93
Vom "Geist" der Humboldtschule.....	95
Thilo Scholz: Antisemitismus in unserm Schulgebäude.....	98
Panos Sarigiannidis: Schiller unter den Deutschen und in der Beethovenstraße.....	99
<i>Abbildungen 8 -36</i>	
<i>KAPITEL D: IM NATIONALSOZIALISMUS.....</i>	<i>115</i>
Gedenkblatt für Gertrud und Marie Lenzberg.....	117
Hans-Joachim Meyer: D. Humboldtschule i. d. Zeit des Nationalsozialismus. 2. Teil der Erinnerungen..	119
Heinz Könemann: Kindheit in der Beethovenstraße: dreißiger und vierzigern Jahre (Interview von Marius Arndt, Jeanette Asbeck, Christiane Müller).....	121
Vom "Geist" der Humboldtschule - Zweiter Teil.....	123
Horst Baden: Ansprache zum 50. Abiturjubiläum am 14. März 1997.....	125
Marius Arndt, Jeanette Asbeck, Christiane Müller, Christoph Walther: Vergessene Bewohner: Das "Lager 55" in der Humboldtschule.....	127
Tilde Hunsperger-Reinecke: Zwei Briefe aus Zürich.....	129
<i>Abbildungen 37 - 47</i>	
<i>KAPITEL E: VON 1945 BIS HEUTE.....</i>	<i>137</i>
Tilde Hunsperger und Udo Reinecke: Erinnerungen an die letzten Kriegstage und die Besatzungszeit....	139
Dietmar Storch: Die alte Schule in der Beethovenstraße. Streiflichter aus den fünfziger Jahren.....	141
Götz Buchholz: Wohngemeinschaft.....	145
Petra Metsch und Viera Nesporova: Beethovenstr. 10: Leben mit Parkett und Blockwart.....	147
Anna Metsch: Beethovenstraße 10 nach 1945.....	149
<i>Abbildungen 48 - 64</i>	
<i>KAPITEL F: LÄNGSSCHNITTE, ÜBERBLICK, PERSPEKTIVEN.....</i>	<i>159</i>
Jens Kremkow und Dennis Wiese: Georg Herting.....	163
Oswin Heidrich: Erinnerungen betreffend "Beethovenstraße".....	165
Martina Neumann: Paul Rademacher oder Ein Zeichen für die Welt aus der Beethovenstraße 8.....	169
Hans Asbeck: In eier Nacht aus dem Kopf geboren, und das in Beethovenstraße 8?.....	173
Gert Busch: Die Bewohner der Beethovenstraße.....	175
Gert Busch: Hannoversches Adreßbuch: Das Gedächtnis der Stadt.....	177
Verzeichnis der Hauseigentümer und Bewohner der Beethovenstraße seit 1900.....	179
Gert Busch: Die Beethovenstraße und ihre Bewohner.....	187
Reiner Pistol: Die Heizung der Humboldtschule aus heutiger Sicht.....	191
Marius Arndt: Schulen in der Beethovenstraße von 1918 bis heute.....	191
Prof. Dr. Leo Wolf †: Bericht über meine Tätigkeit an der Humboldtschule (Auszüge).....	193
Hans J. Lehmann †: Aus den Memoiren eines jüdischen Humboldtschülers.....	196
<i>Abbildungen 65 - 72</i>	

<i>ANHANG</i>	205
Literaturverzeichnis:.....	205
Verzeichnisses der Autoren, Fotos, Grafiken:.....	206
In eigener Sache:.....	206



Hans Asbeck

Was ist die Beethovenstraße?

Die Straßen sind das steinerne Gedächtnis der Stadt. Lindens Beethovenstraße entführt in die sogenannte "gute alte Zeit", in der es noch einen Kaiser gab und die Bürger zu einem Wohlstand gekommen waren, den sie in repräsentativen Bauten zur Schau stellten.

Der Name verknüpft die Straße mit einem der ganz Großen bürgerlicher Kultur, der genießende Blick wandert über eine märchenhafte Landschaft aus Erkern, Balkonen, Wappenschildern, Türmchen und Fachwerkgiebeln, emblematische, symbolische, allegorische Skulpturen ziehen den Blick auf sich, tiefere Bedeutung versprechend: Weinranke und Lorbeerzweig, Delphin, Dämon, Faun, die Aufklärung selbst und Psyche wie Amor persönlich. Denksprüche werden zu weiterer Betrachtung mit auf den Weg gegeben: Ans Vaterland sollen wir uns anschließen, und Kunst bringe Gunst. Über allem, an zentraler und höchster Stelle, das Wappen der selbstbewußten Stadt Linden.

Daß der hundertjährige Geburtstag dieses die Blicke auf sich ziehenden und wahrhaftig "sprechenden" Ensembles einen willkommenen Anlaß geboten hat, das ganze zu verstehen, die Botschaften zu entschlüsseln, die Fassaden aber auch zu durchdringen und an den Tag zu bringen, was schon vergessen, vielleicht totgeschwiegen wurde, braucht niemanden zu verwundern.

Gibt man sich an die Arbeit, begreift man indessen schnell: die Beethovenstraße ist nicht das, was sie scheint. Eine in sich ruhende gutbürgerliche Straße voller Kontinuitäten und zuverlässiger Traditionen? O je! Ausgerechnet das Herzstück, die Nr. 8 direkt gegenüber der Schule, das Haus, über dessen Eingang das Beethoven-Medaillon angebracht ist (Abbildung oben: das vierte Haus), gleich vor zehn Jahren noch einer Ruine: die Balkone lösten sich schon, es herrschte Einsturzgefahr. Denkmalschutz, Bauherren, die ihre Steuern mit der



Investition in etwas Schönes sparen wollten, und der passende Architekt wirkten zur Rettung eines Hauses zusammen, das in alter Schönheit wiedererstand - mit einigen Abstrichen, z.B. insofern, als man die straßenüblich riesigen Wohnungen glaubte halbieren zu müssen, damit sie zu vermieten seien.

Die einzige Mieterin, welche die Renovierung durchstand, ist jetzt mit den 30 Jahren, die sie hier lebt, die "älteste" Bewohnerin der Straße.

Mit anderen Worten: es gibt in dieser so gutbürgerlich und traditionsbewußt wirkenden Straße überhaupt keine wirklich alten Bewohner; keine einzige Familie wohnt hier in der zweiten Generation. Das ist schon wenige Meter weiter, in der Arbeiterstraße, als deren Verlängerung die Beethovenstraße einst entstand, völlig anders.

Was man auch nicht glauben möchte, ist, daß es keine Personen gibt, die jeder gekannt hat oder kennt, auf die alte und neue Bewohner sich gemeinsam beziehen könnten. Als einzige Ausnahme wäre der 1987 verstorbene Paul Rademacher anzusehen, ein skurriles Original, das einen Teil des Erdgeschosses in Nr. 8 bewohnte und von dem das Zeichen der Hannover-Messe, der Hermeskopf, stammt. Das schnappt, wer hier zuzieht, im Laufe der Jahre auf, zumal es gelegentlich in der Zeitung steht.

Man kennt einander kaum. Das war vor zehn, zwanzig Jahren noch anders, in der Zeit der Wohngemeinschaften, von denen nur Restbestände übriggeblieben sind. In den siebziger Jahren waren die über 200 qm großen Wohnungen der Beethovenstraße für normale Familien zu groß; da bot diese einst so gutbürgerliche Straße denen Raum, die neue Formen des Zusammenlebens brauchten: den Studenten. Ein so vorher wie auch heute nicht mehr gekanntes Leben muß damals in der Beethovenstraße geherrscht haben, nicht nur in den einzelnen Wohnungen - wo viel diskutiert, intensiv und bewußt zusammen "gelebt" und an der Verbesserung der Welt "gearbeitet" wurde - sondern auch von Wohnung zu Wohnung, Haus zu Haus, ja klassenübergreifend, wenn man des Morgens zur Hanomag ging, um die Arbeiter wachzurütteln.

Die Offenheit der Wohngemeinschaften grenzte die alten Bewohner nicht aus, und so sind dank der WGs Erinnerungen bewahrt worden, die sonst verlorengegangen wären.

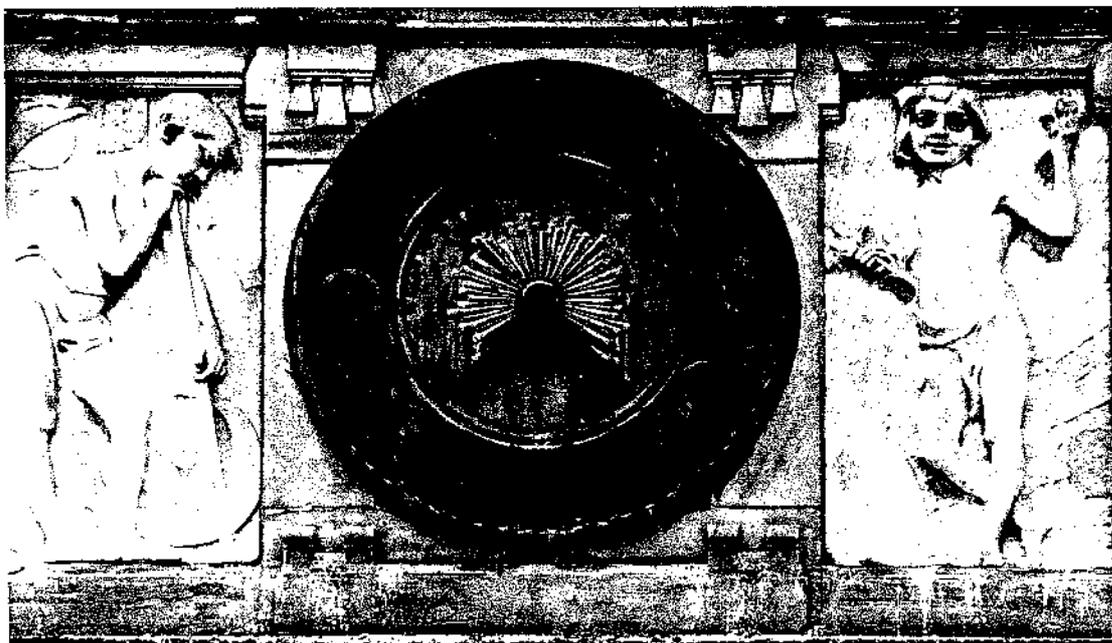
Am 8. August 1938 haben sich in der ersten Etage von Nr. 10 die Schwestern Lenzberg das Leben genommen. Die Familie war jüdischer Herkunft gewesen, die Existenzgrundlage ihnen mit Hilfe der Nürnberger Rassegesetze genommen worden, die SA hatte mit uniformierten Posten vor dem Haus auch in der Privatsphäre Terror ausgeübt. Die Erinnerung dieses Ereignisses ist in der Beethovenstraße vollständig verlorengegangen, überliefert wurde sie uns durch einen auch historisch forschenden Assistenzarzt, der sich als Mitglied der neu eingezogenen WG nach den Vormietern im Haus erkundigte.

Keine Erinnerungsspur scheint dieser Todesfall in der Schule hinterlassen zu haben, die direkt gegenüberliegt und von deren Klassenzimmern man in die Wohnung hineinschauen kann: kein alter Humboldtschüler, der noch etwas zu wissen scheint (oder zugibt). Nur der Sohn des damaligen Heizers erinnerte sich, als wir ihm den Brief einer Dame aus Zürich zeigten, in dem diese von dem zutiefst verstörenden Kindheitserlebnis erzählt.

Das Beispiel zeigt, daß gerade auch in einer so "sprechenden" Straße die Steine nicht unbedingt von dem reden, dessen Erinnerung wir *benötigen*.

Wovon reden die Steine, aus denen die genannte Schule gebaut ist?

Name und Figurenschmuck der Fassade verweisen auf ein bildungspolitische Programm. Wenn es schlicht "Humboldt-Schule" heißt, dann ist wie bei der Berliner Universität das Brüderpaar gemeint. Wilhelm: das war der Begründer des humanistischen Gymnasiums, das statt auf fachliche Nützlichkeit auf "allgemeine" Persönlichkeitsbildung gestellt war, Alexander der große Reisende und Naturforscher, der sich nicht zuletzt durch den ganz unkolonialisatorischen Respekt vor dem Fremden auszeichnete, ja durch die Bewunderung, die er den eingeborenen Kulturen erwies, und auf den ein Gesetz zurückgeht, das die Negersklaven amerikanischer Reisender auf preußischem Boden für freie Menschen erklärte. Der naturwissenschaftliche Bezug kommt in der Fassade vor allem in der jüngeren der beiden Männerplastiken im Giebel zum Ausdruck: während der gegenüber sitzende alte Mann ein Pergament studiert, blickt sie in die Welt der Erfahrung selber hinaus. Das Humanistische drückt sich im Stil des Figurenschmucks aus, der immer "griechischer" wird, je weiter man nach oben blickt, viel eindrucksvoller aber darin, daß dem



vielgeschmähten Drill des höheren Schulwesens in Deutschland eine menschenfreundliche und kindgemäße Haltung entgegengesetzt wird:

Wichtig sind auch die beiden Sprüche, welche die Außenflügel der Fassade schmücken und auf die Fragen nach dem Rahmen und der Bestimmung wissenschaftlicher Bildung Antworten geben, die auf eine Weise konservativ sind, die Toleranz und Weltoffenheit einschließt: daß alles Lernen mit dem Respekt vor einem Höherem einhergehen müsse, ist hier zwar "urdeutsch" formuliert (Lutherbibel), es entstammt aber dem Alten Testament und ist also mit Katholiken wie Juden und Muslimen geteiltes Gemeingut, während das mit Schillers "Tell" angesprochene "teure Vaterland", dem man sich anschließen soll, zunächst einmal die Schweiz und dann, übertragen, die politisch-kulturelle Gemeinschaft meint, mit der man, gleich welcher Nationalität, Sprache und Herkommen teilt: ein "multikulturelle" Gedanke des Weltbürgers Schiller, dessen Büste man auf den Bildern der alten Aula in der Nähe des Rednerpults entdeckt.

Worüber die Fassade nicht redet, sind die Entwicklungen, die der Geist, der sie prägte, später genommen hat. Der entwerfende Bildhauer war der in Linden geborene Georg Herting, dessen überregional bekanntestes Werk der "Sämann" ist, der den Duvebrunnen am Leibniz-Ufer schmückt. Zu denken gibt, daß der gleiche Künstler 1941, als die avancierteren Kollegen verboten waren, den dumpfen Muskelprotz, "Arbeiter" genannt, neben den Haupteingang der Hanomag stellen durfte.

Aber was ist mit der Nachgeschichte eines aufgeklärt-bürgerlichen Bildungsprogramms an dem Ort, an dem es verewigt wurde? Ist die Humboldtschule dem in sie eingemeißelten Programm gerecht geworden?

Daß nach dem Ersten Weltkrieg ein üppiger Gefallenenkult mit gefährlich-aggressiven Zügen im Herzen des Schulgebäudes seinen Platz fand, in einem Denkmal, das den Heldentod feierte, hat schon nicht mehr viel mit Gottesfurcht oder Schillers Vorstellung von kultureller Beheimatung zu tun; es folgt aber ganz dem Geist der Zeit.

Das tat die Humboldtschule auch zur Zeit der Weimarer Republik, aus der bemerkenswert interessantes Material zur Verfügung steht: die "Bildungsgänge", die von den Abiturienten abzufassen waren. Hier wird oft an das Schillerwort der Fassade angeknüpft, ihm aber ein nationalistischer und revanchistischer Sinn unterlegt.

"Zeitgeist" ist aber nicht alles; die Schule scheint in ungewöhnlichem Maße von einer überragenden Einzelpersonlichkeit geprägt worden zu sein, von Leo Wolf, der von 1918 bis 1943 ihr Direktor war. Schwerbehinderter Kriegs-Held, eindeutig republikfeindlich und entschieden "national" gesinnt, genoß er größte, selbst durch Vorgesetzte kaum anzugreifende Autorität, die er zugunsten seiner Schüler auch nutzte. Er war nämlich auch ein warmherziger und großzügiger Pädagoge, fest in den Gedanken des bürgerlichen Humanismus verwurzelt, von denen oben die Rede war. Mit eindrucksvoller Übereinstimmung wird überliefert, daß er gegen die Nazis war und daß dies in der Schule auch jeder wußte; daß er den Einfluß der HJ und der Partei auch nach 33 aus "seiner" Schule herauszuhalten suchte, daß unter seinem Schutz abweichende Meinungen geäußert werden durften, daß er persönlich für gefährdete Schüler, ausdrücklich auch für jüdische, eintrat.

Was von einem einzelnen nicht zu verhindern war: daß eben doch auch viele Humboldtschüler als HJ-Führer die Kinder aus dem traditionell "roten" Linden kommandierten, daß Hakenkreuzfahnen aus den Schulfenstern

gehängt wurden, daß zu Ferienbeginn die Kampflieder der Nazis durch die Beethovenstraße hallten usw.

Während des Zweiten Weltkriegs veränderte sich das Leben in der Schule grundlegend. Es ist fast ebenso in Vergessenheit geraten wie das Schicksal der beiden Jüdinnen: Kriegsgefangene wurden einquartiert, die Zwangsarbeit bei der Hanomag leisten mußten. Anfangs war es so, daß die Schüler kamen, nachdem die Gefangenen durch die Beethovenstraße abmarschiert waren, später wurden die Schüler der Bombardierungen wegen aufs Land evakuiert.

Auf diesem Hintergrund kam es zu etwas anderem völlig Vergessenem, was man aber (mögen es die Väter verzeihen) für den größten Tag in der Geschichte der Beethovenstraße halten kann. Als im April 1945 die Amerikaner Hannover und Linden einnahmen, bedeutete diese deutsche Niederlage für die Zwangsarbeiter aus Frankreich, Belgien und Italien, um die vierhundert an der Zahl und damit die große Mehrheit der Straßenbewohner, "Befreiung" im uneingeschränktesten Sinne. Sie durften plündern, was sie natürlich auch taten, und so machten sie auf dem ehrwürdig-gymnasialen Schulhof ein großes Feuer, aßen, tranken, sangen die Lieder ihrer Heimat und feierten mit den umwohnenden Kindern, denen sie zu essen gaben und Fahrradkunststücke beibrachten. Die Minderheit der Besiegten fürchtete um ihr Eigentum und sicher auch um mehr, aber wirklich schlimme Dinge sind offenbar nicht vorgefallen.

Einen anderen Akzent als die Schule setzt das neben diese gesetzte jüngste Gebäude der Straße, das durch besondere Größe und gediegenen Zierat hervorragt. Es war Wohn- und Firmensitz eines Geschäftsmanns, dem ist es zu verdanken ist, daß die Bildersprache der Beethovenstraße auch Worte für das gefunden hat, was ihre materielle Grundlage ausmacht: die menschliche Arbeit. Drei große Kalksteinreliefs an den der Straße zugewandten Seiten eines achteckigen "Turms" zeigen allegorisch zu deutende Maskengesichter: nach den Insignien zu urteilen: die Landwirtschaft, die Asphaltproduktion (?), das Brechen und Verarbeiten des Basalts (also das Pflastern):



Es war eines der größten Steinbruch- und Straßenbauunternehmen der Zeit in dieser Region, das die Stadt Linden hier ansässig und steuerpflichtig machen konnte. Es war nämlich so, daß die Steuern für das, was eine Firma erwirtschaftete, dort abgeführt werden mußte, wo der Unternehmer seinen Wohnsitz hatte; der explosionsartig "aufgeblühte" Industriestadt Linden war das große Finanzproblem erwachsen, daß hier gewaltige Industrieanlagen entstanden und Wohnraum wie Infrastruktur für

viele -zigtausend Arbeiter zu beschaffen war, die Gemeinde aber relativ arm blieb, u. a. weil die Industriel-
 len lieber in den vornehmen Bezirken Hannovers als im
 "proletarisierten", politisch "roten" und zunehmend
 umweltbelasteten Linden wohnten. Wenn der Straßen-
 bauer Berneburg nach Linden zog, war das ein bedeutend-
 er ökonomischer Erfolg für die junge Stadt, und es ging
 eine Rechnung auf, die mit der Planung dieser aus dem
 Rahmen fallend "schönen" und "bürgerlichen" Straße
 verbunden gewesen sein muß: Sie sollte Anreiz auch für
 die Betuchten schaffen, sich in Linden niederzulassen, wo
 man zu viele Industrialisierungs Nachteile und zu wenig
 Geld zu sehen bekam.

Wen man sich in der Hauptsache als Bewohner der
 Beethovenstraße vorstellte, zeigen Vorgärten, Größe und
 repräsentativer Schmuck auch auf ihrer gegenüberliegen-
 den Seite. In den alten Planungsunterlagen findet man es
 dann ausdrücklich: diese Wohnungen waren ausschließ-
 lich für "gutbürgerliche und hochherrschaftliche" Mieter
 bestimmt, wobei letzteres die (auch keineswegs
 enttäuschte) Erwartung ausdrückt, daß sich auch die
 immer noch im Adel erblickte Spitze der damaligen
 Gesellschaft hier ansiedeln möge. Wie letzteres funk-
 tionieren konnte, zeigt sich am Beispiel des Herrn von
 Langsdorff, eines hohen Beamten, dem in Nr. 12
 Amtssitz und Dienstwohnung eingerichtet wurden. Er
 war Gewerberat, d.h. zuständig für die staatliche
 Kontrolle der Industriebetriebe nach Gesichtspunkten
 wie Hygiene, Arbeitsrecht, Umweltschutz. Ein bürgerli-
 ches Beispiel haben wir mit den beiden jüdischen Damen
 schon kennengelernt: Hier hatte der Vater die Firma von
 Hannover nach Linden verlegt, war selbst aber mit
 Familie in Hannovers vornehme Königstraße gezogen;
 nach seinem Tod übernahmen die Töchter die Geschäfts-
 leitung und fanden mit der Beethovenstraße eine
 günstige Wohnlage zur Arbeitsstelle und ein standesge-
 mäßes Umfeld (so muß es ihnen erschienen sein; was
 daraus geworden ist, haben wir gehört).

So wissen wir nun, wozu Straßen wie diese benötigt
 wurden, aber nicht, warum *diese* Straße genau *hier*
 entstand.

Die Antwort verbirgt sich in einem Haus, das amtlich
 zwar zur Davenstedter Straße gehört, ästhetisch jedoch
 auffällig mit den Häusern der Beethovenstraße korre-
 spondiert. Es ist das Haus, auf welches die Beethoven-
 straße direkt zuläuft, das man von jedem ihrer Punkte
 aus sehen kann und das seinerseits vollen Einblick in die
 Beethovenstraße hat.

Es wurde, wie es eingemeißelt ist, einige Jahre vor der
 Beethovenstraße erbaut und wirkt sehr dekorativ durch
 seine weißen, von großflächig-filigran ausgeschmiedeten
 Ankern geschmückten und von rotem Sandstein eingefas-
 ten Flächen, durch Treppengiebel und einen auf ein
 Türmchen gesetzten wunderschönen Delphin...: ein
 romantisch historisierender Bau, der als Renaissance-
 schlößchen bewundert werden möchte.

Das Haus gehörte einer ursprüngliche bäuerlichen
 Familie Niemeyer, die hier seit Ende des 18. Jahrhun-
 derts eine ertragreiche Brennerei betrieb. Niemeyers
 wollten offensichtlich hoch hinaus, nannten sie doch
 passend zum Pseudo-Schloß ihren Schnaps "Château
 Niemeyer" (wenn sie nicht, was auch sein kann, das Haus
 zum Schnaps bauten), was ja eher an Champagner als an
 einen niedersächsischen Korn denken läßt.

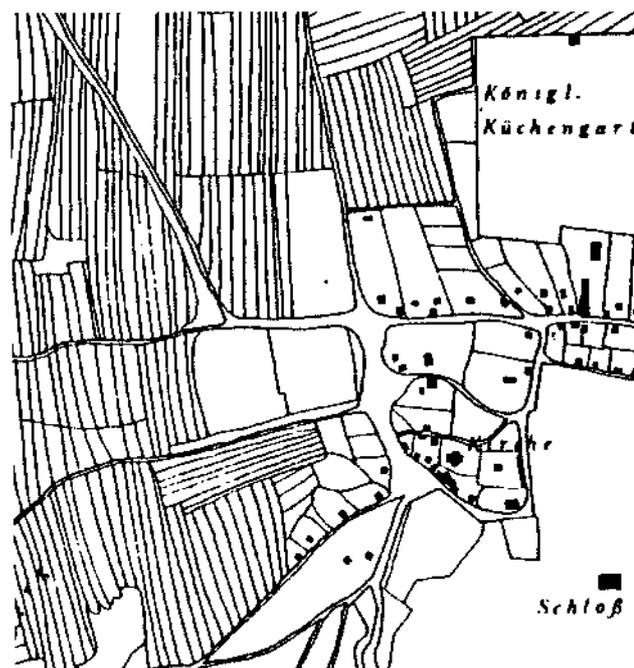
Der Schnapsbrenner Christian Niemeyer nun, der im
 inzwischen Stadt gewordenen Linden das Amt eines
 Senators ausübt und soeben sein Château bezogen hat,
 kauft in den neunziger Jahren den benachbarten Bauern
 Hof und Grundstücke ab und reicht beim Rat der Stadt,

dem er selbst als Senator angehört, den Plan für die
 Beethovenstraße ein: einschließlich des überaus großzü-
 gigen Bebauungsplans mit Vorgärten, sehr großen
 Wohnungen usw. Als später die als Einheit geplanten
 und gestalteten Häuser einzeln verkauft werden, behält
 er sich zunächst nur eines eines vor, und sein Sohn und
 Nachfolger kauft dann noch das mittlere, das die größte
 und seinem Château entsprechendste Fassade sowie den
 Beethoven-Kopf aufweist, und zieht dort selbst ein.

Der Vater, Senator Niemeyer, hat der Straße auch ihren
 Namen gegeben. Warum diesen und keinen andern, soll
 erst an späterer Stelle erwogen bzw. verraten werden.

In dieser Entstehungsgeschichte verborgen liegt auch die
 Antwort auf eine vielleicht überflüssige, aber nicht ganz
 uninteressante Frage: warum hat die Beethovenstraße
 genau diese Lage, und warum erstreckt sie sich genau so
 weit in Länge und Breite?

Niemeyer kauft Grundstücke von Bauern, deren Familien
 seit vielen Generationen in Linden sitzen - jahrhundert-
 lang als unfreie, grundhörige Untertanen der ortsansässigen
 Grafengeschlechter. Erst seit einem halben
 Jahrhundert aber besitzen die Bauern Grundstücke
 solcher Größe: vorher war das Land in schmale Streifen
 parzelliert, der Anteil des einzelnen weit verstreut. Erst
 die Agrarreform hat zusammenhängende Hofflächen
 geschaffen, wobei sich Neuaufteilung und Zusammenle-
 gung ("Verkopplung") aber an den uralten Grenzlinien
 orientierten. Die Lage der Beethovenstraße ist also durch
 die seit dem Mittelalter gewachsene Flur des Dorfes
 Linden einerseits und die Agrarreform des bürgerlichen
 Zeitalters andererseits bestimmt.



Die Flur des Dorfes Linden nach einer Karte des 18. Jh.s. Mit
 Hilfe der S. 74 wiedergegebenen späteren Karte ist es nicht
 schwer, die Hofstellen bzw. Grundstücke zu finden, auf denen
 1898 die Beethovenstraße gebaut wurde. Man sieht, daß ihre
 Grenzlinien genau denen der schmalen, weil noch
 nicht "verkopplten" Felder entsprechen.

Erst seit dieser Agrarreform, also gerade einmal seit zwei
 Generationen, waren die Bauern überhaupt freie Eigen-
 tümer ihres Bodens. Ihn zu verkaufen, war attraktiv,
 weil die Industrialisierung einen gewaltigen Bedarf an
 Grundstücken für Industrieansiedlung und Wohnungs-
 bau erzeugte. Viele scheinen dabei sehr reich und selbst-
 bewußt geworden zu sein, zumal sie als Grundbesitzer
 jetzt mit dem Grafen und den Fabrikanten die in der
 Kommune alleinregierende Aristokratie bildeten.



"Bollwerk" Beethovenstraße: Auf der Davenstedter Straße stehend, blickt man rechts in die Arbeiterstadt Linden, links verkünden das Grün der Vorgärten, "Schloß"-Giebel und "wehrhafter Turm", daß die andere Welt der Beethovenstraße beginnt. Das Eckhaus ist wie kein anderes mit Weinmotiven (s. unten) geschmückt: Hier trinkt man nicht den Schnaps der gegenüberliegenden Brennerei!



Andererseits pflegten Bauern konservativ zu sein, und so haben die meisten an ihren *Höfen* so lange wie möglich festgehalten, weshalb Enteignungsverfahren eingeleitet werden mußten, sollten Industrialisierung und Ansiedlung von Arbeitern nicht ins Stocken kommen.¹

Dabei scheint Niemeyer den Vorsprung genutzt zu haben, den er mit seiner Brennerei und dem aus ihr gezogenen Reichtum als Bauern-Industrieller besaß: er verkauft nicht nur sein Land, er spekuliert auch mit dem Boden anderer. Insofern dabei der Korn eine wichtige Rolle spielt, kommt ein weiteres Mal die Industrialisierung ins Spiel: Schnaps war das Getränk der Arbeiter, die also auch über das zweifelhafte Alkoholisierungsvergnügen, das durch ihre erbärmliche Wohnsituation nur zu verständlich wird und das ihnen ihr spärlicher Lohn ermöglichte, die Beethovenstraße mitfinanziert haben, über deren Bau sie im übrigen, da sie kein Bürgerrecht besaßen, nichts zu befinden hatten.

Zu den Merkwürdigkeiten dieser so hervorstechend bürgerlichen Straße gehört nun, daß sie in unmittelbarer Nähe proletarischer Quartiere liegt, ja die Fortsetzung einer Straße darstellt, die ein typisches Beispiel des Arbeiterwohnungsbaus darstellt: der im Vergleich eng und düster wirkenden, schmucklosen Konkordiastraße, in der stets um ein Vielfaches mehr Menschen gelebt haben: in nie mehr als 60 qm großen Wohnungen, die größtenteils in dunklen, verwinkelten Hinterhöfen liegen. Blickt man von hier aus in die Beethovenstraße, kann man nachvollziehen, wie kraß im kaiserlichen Deutschland die Klassengegensätze ausgeprägt waren: ein Blick, der noch heute beschämen mag. Der umgekehrte Blick von

Niemeyers zur Konkordiastraße enthüllt ein Motiv, das sich zur Erklärung der Beethovenstraße jetzt geradezu aufdrängt:

Sie war offenbar auch *gegen etwas* gerichtet. Wenn Niemeyer in die landwirtschaftlichen Grundstücke zwischen sich und der Arbeiterstraße investierte, dann war das auch ein Akt der Defensive: er mußte verhindern, daß sein angestammtes Umfeld, sein zum Schließchen geadeltes Haus durch ein Weiterwuchern eines nur am schnellen Gewinn interessierten Arbeiterwohnungsbaus eingeschnürt würden. Nahtlos verbindet sich damit ein zugleich städteplanerisches und sozialpolitisches Motiv, das auf der Hand liegt: Die Arbeiter waren ja, jedenfalls in Linden, auch "die Roten", also gefährlich für die bestehenden, den Grundbesitzern so günstigen Verhältnisse; im Norden "hausten" sie schon zu -zigtausenden, im Süden ebenfalls; was würde sein, wenn nicht wenigstens der alte Dorfkern - vom Schwarzen Bären bis zur Martinskirche - in der Hand besitzender Schichten blieb? Galt es nicht, einen "Keil", ein "Bollwerk" zwischen den beiden "roten Linden" zu erhalten und möglichst zu vergrößern?

Fassen wir zusammen und ergänzen wir noch nicht Angesprochenes, das für die Frage, was die Beethovenstraße sei, wichtig sein könnte!

Die Beethovenstraße, auf den ersten Blick ein Ensemble schöner Häuser, welche die gute alte Zeit und die große bürgerlich-humanistische Kultur Deutschlands repräsentieren, war, so besehen, also auch eine Bastion gegen Proletariat und Sozialismus. Sie war Produkt von

¹ *Dank der unschätzbaren Vorarbeit von Horst Kruse (s. Lit.verz.) sind wir in Linden in der glücklichen Lage, die Geschichte der einzelnen Grundstücke bis in die frühe Neuzeit zurückverfolgen zu können. Bei Kruse erfahren wir beispielsweise von den Lasten, die mit der Niemeyerschen Hofstelle verbunden waren: "Bartold Singelbrinck, hat einen Hof von Jasper von Alten, gibt Hofzins davon 6 g. [=Groschen] 2 pf; dienet unserm gnedigen Fürsten und Herrn so oft alß er gefordert wird, denen von Alten aber jehrlichs 8 Tage."*

Moderne und Industrialisierung, gleichzeitig konservative Reaktion auf beides.

Sie war aber auch Idee und Tummelplatz eines bemerkenswerten Einzelnen, der vielleicht heimatverbundener Bauer, Parvenu, verantwortungsbewußter Staatsbürger, Industrieller und Spekulant, Bildungsbürger und Mäzen in einer Person war. Mit der Schule Selbstdarstellung einer Gemeinde, die mit den Erziehungsidealen der Klassik ebenso ernstmachen wie den Erfordernissen der modernen Arbeitswelt gerecht werden wollte (Naturwissenschaften), mit dem Berneburg-Haus Selbstdarstellung eines rasant aufgestiegenen, selbstbewußten Unternehmertums.

Auf der gegenüberliegenden Seite versprach die Straße denen, die es schon zu etwas gebracht hatten, eine solide, auf Dauer gestellte gute alte Zeit in gepflegtem Ambiente und guter Gesellschaft, und zwar, für bürgerliche Moderne selbstverständlich, allen, die eine entsprechende Miete zahlen würden ungeachtet aller Unterschiede des Herkommens; da diese bürgerliche Moderne in Deutschland aber auf wackligen Füßen stand und in den Krisen von Kriegs- und Nachkriegszeit schwere Einbrüche erlitt, konnte dieses Versprechen zur Täuschung und die Straße zur Todesfalle werden: für Außenseiter, die geglaubt hatten, durch bürgerliche Tüchtigkeit gesellschaftliche Integration zu erreichen, Menschen jüdischer Herkunft.

Da Schulen dem schnellen Zugriff des Staates unterliegen, wurde die gutbürgerliche Straße während der damit in Erinnerung gerufenen Nazi-Herrschaft zur Propagandabühne und zum Rekrutierungszentrum für funktionalisierte Jugendlinge: Humboldtschüler als HJ-Führer in der Arbeiterstadt; folgerichtig verschwand in der Zeit des Krieges, den dieses Regime anzettelt, die zu bildende Jugend mehr und mehr aus diesem hehre Ziel verkündenden Gebäude, um teils für spätere Verwendung aufgespart, teils für die Luftverteidigung benutzt, teils in der Ferne totgeschossen zu werden - und um Gefangenen Platz zu machen, die für die Verlängerung des Krieges arbeiten mußten.

Nach verlorenem Krieg, den die Beethovenstraße glimpflich übersteht, strömen die Ausgebombten in die intakt gebliebenen Häuser mit ihren riesigen Wohnungen; Alteingesessene ziehen aus, das Eigentum geht mehr und mehr in anonyme Hände über - aber es entsteht auch ein Miteinanderleben, eine Zusammengehörigkeit, die es vorher und nachher nicht gegeben hat. Die bauliche Substanz droht das zu ruinieren - mit dem Nebeneffekt, daß nach den spießigen fünfziger Jahren in den sechzigern wieder Leben einzieht in Gestalt der WGs, aus denen auch Impulse zur gemeinschaftlichen Rettung der schönen Häuser kommen.

Als die Humboldtschule schließlich auszieht, ist das so anspruchsvoll vom Geist des bürgerlichen Humanismus kündende Schulgebäude zur kommunalen Verfügungsmasse geworden: eine Immobilie, deren Räumlichkeiten man so und so nutzen kann. Als sozusagen "zufällig" dann doch wieder eine Schule einzieht, ist das eine aus dem zugleich antibürgerlichen und zutiefst bürgerlichen Geist der Studentenbewegung geborene, die ein gebrochenes Verhältnis hat zu dem, was die Fassade verkündet, was hier früher an Erziehung und Bildung praktiziert wurde.

Hier gehen aber auch nicht mehr die Bürgerkinder zur Schule - oder doch: die Enkel der Studentenbewegung sozusagen, Kinder von linken Akademikern. Sie tun das aber, und zwar mit größter Selbstverständlichkeit, mit Jugendlichen aus den ehemals "unteren" Schichten zusammen, selbstverständlich auch aus dem alten roten

Linden, wo in manchen Straßen inzwischen mehr "Ausländer" als Menschen einheimischer Herkunft wohnen. Keiner von ihnen hat je den Beethovenkopf am Haus gegenüber als solchen identifiziert, keiner weiß, wer die Humboldts waren, keiner interessiert sich für die allegorischen Plastiken der Schulfassade. Dafür kann man sich Desinteresse an staatlichem Terror gegen eine Minderheit hier nicht mehr vorstellen, haben Rassismen und Nationalismus ihr Spiel verloren.

Was also ist die Beethovenstraße?

Wie alle alten Straßen in Deutschland, die noch die Brücke ins vorige Jahrhundert schlagen, ist sie ein Denkmal des eigentümlichen, in sich zutiefst widersprüchlichen Weges, den dieses Land in die moderne Welt gegangen ist. Sie ist aber ein besonders schönes, besonders beredtes - und ebendadurch auch besonders verschwiegene Denkmal, das der kritischen Durchleuchtung bedarf.

Da die Beethovenstraßen im Ortskern eines im Mittelalter entstandenen Dorfes und Adelssitzes, dann einer Industriestadt, schließlich eines charakteristischen Stadtteils liegt, haben sich alte Welt und vormodernes Bewußtsein ebenso in ihr ausgeprägt wie Bürgerlichkeit - und indirekt, abgewehrt, die Welt der Arbeiter.

Da sie eine privilegierte Straße ist, hat sich ungewöhnlich viel an Zeugnissen der Vergangenheit erhalten.

Weil ein Schule in sie hineingebaut wurde, ist ein zusätzlicher Reichtum in sie hineingeflossen: an jeweils aktueller Programmatik, an "Zeitgeist", aber auch an Reflexion. Und weil Schulen dem Staat gehören, hat sich auch dieser Staat mit Anspruch und Wirklichkeit, Geist und Ungeist, Humanität und Terror in sie deutlicher eingeschrieben als in andere Straßen.

Weil dies alles zusammenkommt und weil Schulen in besonderer Weise Orte der Kommunikation und der Vergewisserung sind, konnte das vorliegende Buch gemacht werden. Am Anfang stand die Idee, aus dem - zunächst nur vermuteten! - Jubiläum der Beethovenstraße ein großes Projekt zu machen: eine Projektwoche, in der alle Schüler und Lehrer an einer Sache zusammenarbeiten, ein Fest mit den Anwohnern und ganz Linden, eine Broschüre mit den Ergebnissen der Projektwoche.

Diese hat im Januar 1998 stattgefunden. Innerhalb nur eines Jahres ist all das zusammengekommen, was der Leser hier in Händen hält. Wie war das möglich?

Man kann es wohl nur damit erklären, daß hier die Zeit für etwas reif geworden ist, daß bei Schülern, Lehrern, Bewohnern der Straße und Lindens, aber auch längst Verzogenen, zu denen auf den erstaunlichsten Kanälen Nachrichten gedrungen waren und die sich hochwillkommen einmischten, ein starkes Bedürfnis und eine große Lust herangewachsen waren - ohne daß es direkt bewußt gewesen wäre.

Wir haben es zu Anfang nur erträumt, jetzt ist dieses Buch wirklich von Schülern wie Lehrern geschrieben worden, aber auch von älteren Damen und Herren, die ihre Kindheit oder ihre Schulzeit in der Straße verbracht haben, von ausgewiesenen Experten und Hobbyforschern, alten Lindenern und Bewohnern der Häuser, die ihren stolzen Besitz zu verstehen suchen, von Menschen, die sich bewußt der eigenen Vergangenheit zuwenden, weil sie diese als unerledigt empfinden.

So kann es eigentlich nicht ausbleiben, daß dieses Buch nun seinerseits Beethovenstraßengeschichte macht. Die es zusammengestellt haben, hoffen jedenfalls sehr, daß viele miteinander ins Gespräch kommen und mehr aus einer Sache machen, die großer Mühe wert ist - und bedanken sich bei denen, deren Unterstützung diesen Anfang ermöglicht hat.



Ein Jahrhundert-Ensemble

Die Beethovenstraße stellt aufgrund ihrer besonderen künstlerischen und städtebaulichen Anlage eine Seltenheit dar, die als zu schützendes Ensemble in die Niedersächsische Denkmalskartei aufgenommen wurde.

Mit dieser zusammenfassenden Würdigung charakterisieren die beiden Architektinnen Wiebke Dreessen und Irene Leonhardt den Forschungsgegenstand ihrer sehr lesenswerten Diplomarbeit von 1976/77, die sich im übrigen, weit ausgreifend, mit der Geschichte bürgerlichen Bauens im 19. Jahrhundert überhaupt, speziell mit der Lindener Situation und konzentriert dann mit dem Haus Beethovenstraße 6 befaßt (vgl. Literaturverzeichnis am Ende dieses Buches). Sie führen aus:

Die Bauten der Beethovenstraße werden bestimmt durch eine weitgehende Einheitlichkeit der Gestaltungselemente in Kontur, Proportion, Gliederung, Anordnung und Material. Die Hauptgestaltungsmerkmale [...] treten bei jedem Einzelhaus auf. Sie sind jedoch in unterschiedlicher Reihenfolge bei den einzelnen Häusern angeordnet, so daß nicht der

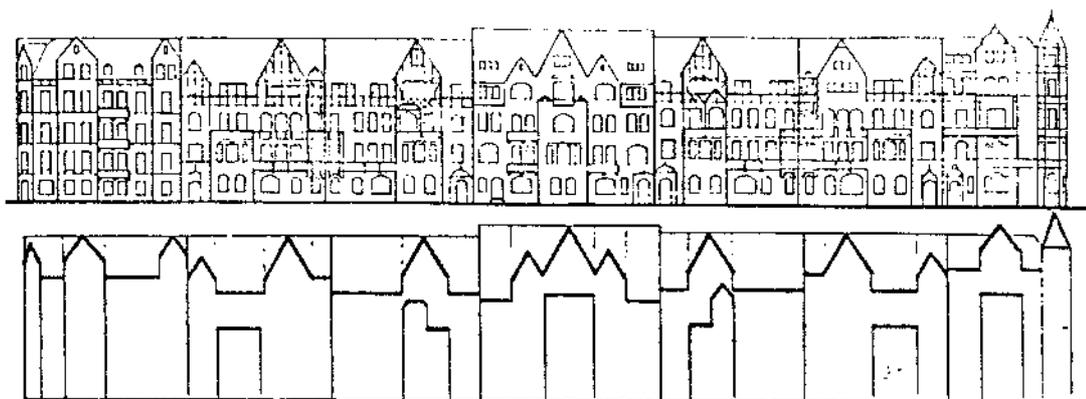
Eindruck einer gleichförmigen Wiederholung entsteht.

Besonders charakteristisch ist das Auf und Ab von hohen und niedrigen Giebeln, [...] Dachflächen und Dachgauben, so daß eine romantische Silhouette entsteht, die dem Zeitgeschmack um die Jahrhundertwende entsprach. [...]

Das Haus Nr. 8 hebt sich mit der größeren Gebäudehöhe und dem Drillingsgiebel als Mittelbau des Ensembles hervor, die beiden Eckhäuser nehmen durch besondere Baustile - Eckturm, Risalithe - Rücksicht auf ihre Lage.

Trotz der Einheitlichkeit ist jedes Einzelhaus klar erkennbar. Insgesamt ist durch eine geschickte Anordnung von wenigen Elementen eine äußerst abwechslungsreiche und harmonische Fassadenwand entstanden, die das einfache Prinzip der Symmetrie erst bei sehr genauem Hinsehen erkennen läßt.

Besonders letzteren Befund - Symmetrie, Abwechslung, Harmonie - belegen sie durch eine Reihe von sorgfältig kommentierten Aufrissen, die jeweils unterschiedliche Aspekte der Fassadengestaltung hervorheben - hier nur zwei Beispiele:



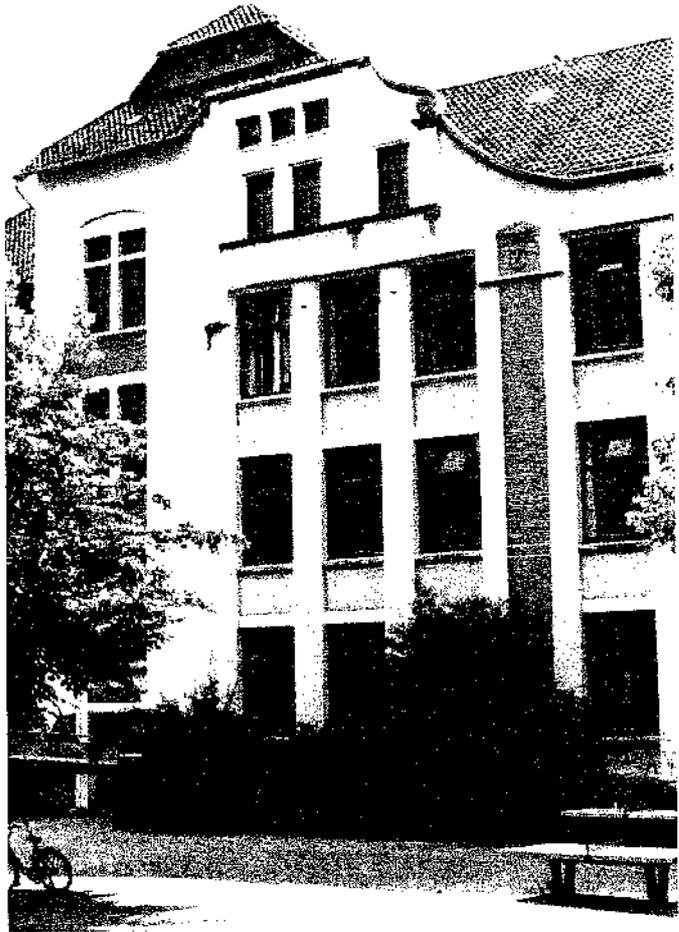
Zweifellos ist es diese "offene", dem Besonderen und der Vielfalt Raum gebende "Geschlossenheit", die das Charaktervolle der Beethovenstraße wesentlich mitbestimmt, ihren Reiz erhöht, ihre Atmosphäre verdichtet. Wie sie sich erklärt, davon war schon die Rede, und darüber wird im folgenden Kapitel Genaueres zu erfahren sein. Hier soll zunächst einmal der "Zeitgeschmack um die Jahrhundertwende" näher erläutert werden, auf den Dreessen und Leonhardt sich oben bezogen haben - ein Geschmack, den wir hundert Jahre später ja offenbar immer noch teilen, denn auch wir finden diese Straße "schön".

In Deutschland hatte das besitzende Bürgertum mit dem gewonnenen Krieg von 1870/71, der damit verbundenen nationalen Einigung sowie dem folgenden wirtschaftlichen Boom (Gründerjahre) Anschluß an die westeuropäische Entwicklung gefunden. Man war reich und politisch stark und träumte von Weltgeltung. So wuchs ein Bedürfnis heran, Wohlhabenheit und Status auch nach außen zu demonstrieren, und dieser Wille zu repräsentativer Selbstdarstellung fand unter anderem in einem anspruchsvollen Mietwohnungsbau ein reiches Betätigungsfeld. Die Gründerjahre im engeren Sinne mit ihren schwindelerregenden Geschäftserfolgen und ihrem ungebremsten Optimismus lagen um 1900 allerdings schon gut zwei Jahrzehnte zurück: Rezessionen, Bankrotte, gesellschaftliche Krisen waren zu bewältigen gewesen, dauerten an oder zogen herauf. In diesem Zusammenhang bekam der das Jahrhundert beherrschende Baustil des Historismus einen nostalgischen Zug, es entwickelte sich ein "romantischer" Hang zum Rückblick auf die Vergangenheit, ja zu ihrer Restauration. Hiervon kündigt die Beethovenstraße: gerade Linden hatte unglaublich geboomt, großer bürgerlicher Reichtum - Kapital - war entstanden, aber mit Umweltbelastung und Klassenkampfsituation im "roten" Linden war auch die Krise gegenwärtig; so baute man, wo es möglich war, repräsentativ und restaurativ: Türmchen, Erker, Balkone..., an alte Schloß- und Landhausarchitektur sich anlehnend, die gute alte Zeit beschwörend, als wollte man sie für immer festhalten.

Diese Jahrhundertwende war freilich auch die Zeit der heraufziehenden "Moderne", einer Gegenbewegung gegen rückwärtsgewandtes Beharren, die, auf die vielfältigen neuen Möglichkeiten der Technik setzend (in der Architektur: Stahl, Beton, Glas!), Kunst und Kultur, überhaupt das menschliche Zusammenleben sozusagen noch einmal neu erfinden wollte. In Baukunst, Design und Inneneinrichtung ist der Jugendstil mit seiner Tendenz, den Bau als durchgestaltete Plastik und das Wohnen, ja den gesamten Lebenszusammenhang als einheitliches "Kunstwerk" aufzufassen, eine erste Ausprägung dieser Moderne. Auch er findet sich in der Beethovenstraße in reichem Maße: in Stuckdecken, Küchenfliesen, Treppengeländern, Tapeten, Verglasungen... - *stilbestimmend im Inneren der Häuser* (vgl. auch im Bildteil die Abb. 14 und 15), *als Moment unter anderen im Dekor der Außenflächen*.

Er bestimmt so gut wie gar nicht den charakteristischen Gesamteindruck der Fassaden - und das, obwohl z.B. der Architekt von Nr. 2 in unmittelbarer Nähe mit Jugendstilarbeiten hervorgetreten ist, also entsprechende Ambitionen und Fähigkeiten hatte. Und als wollte sie das Spiel nicht verderben, hält sich selbst das etwas später entworfene Gebäude der auf der andern Straßenseite liegenden Schule - einer Reformschule - mit seinem

Jugendstil dort zurück, wo es um das Straßenbild geht: an der Außenfassade, während das Hofgebäude schon im Gesamteindruck klare Jugendstilformen zeigt und auch mit entsprechendem Dekor auffällig verziert ist.



Es gab also die "moderne" Alternative zum Rückwärtsgewandten, und obwohl sie in gewisser Weise bevorzugt wird und ihre größere Zeitgemäßheit bewußt scheint, wird sie nicht gewählt. Vorgezeigt wird - nach außen, in den Repräsentationsraum hinein - das Versprechen einer guten Zeit, welche sich an die alte lehnt.

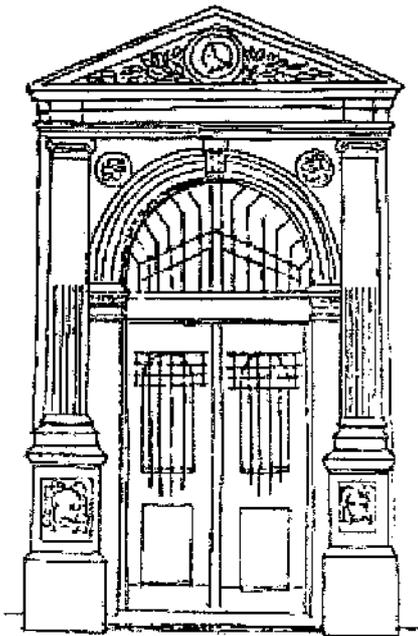
Sogar in besonderem Maß gilt das für das den Eingang zur Beethovenstraße flankierende Haus (vgl. Abb. 8-10 des Architekten Krack, der oben gemeint war und zwei Grundstücke weiter auf der Davenstedter Straße ein Jugendstilhaus gebaut hat. Sieglinde Kaczmarek würdigt es im folgenden ausführlich nach Entstehungsgeschichte, Stil und Bildersprache, wobei sie auch zu den oben angesprochenen Fragen von Historismus und Gründerzeit Wichtiges beisteuert.

Das gegenüberliegende, für nur eine Familie samt Firma gebaute Privathaus entspricht dem vollkommen, auch wenn es mit drei großen, hervorstechenden Reliefs auf die Arbeitswelt, die moderne Industrie inclusive,¹ hinweist und damit einen in der Straße einzigartigen Akzent setzt: bei sehr reichem Jugendstil im Innern (entsprechend auch die alte Inneneinrichtung; vgl. die schönen Einblicke ins Privatleben auf den Abb. 27 bis 30) sind Fassade, Turm, Dachgauben, Balkone womöglich noch "romantischer" gestaltet als gegenüber: das Schlößchen des den neuen Entwicklungen in Kunst und Technik gegenüber aufgeschlossenen Geldaristokraten. Es wird im folgenden von Bernd Schlegel, einem seiner heutigen Bewohner, ikonographisch und stilgeschichtlich erforscht,

¹ Vgl. oben "Was ist ist...?" und im folgenden den Aufsatz von Bernd Schlegel, der auch noch andere Interpretationsmöglichkeiten aufweist.

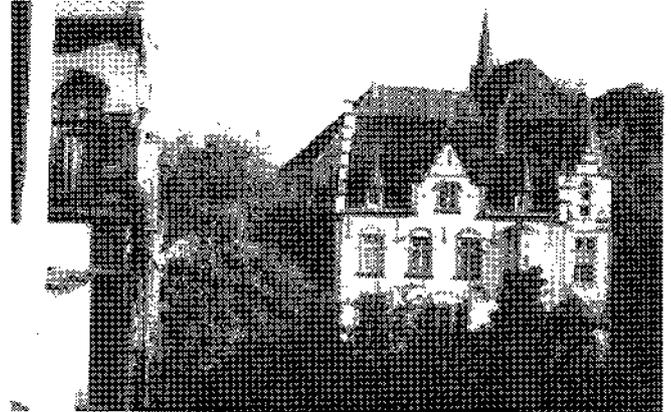
die Familien- und Firmengeschichte anschließend in einem Interview (Anna Hansen und Anne-Marie Brunke mit einem Nachkommen des Gründers) dargestellt. Ferner drucken wir die von überregionaler Beachtung zeugende und recht informative Darstellung ab, die das Haus in der zeitgenössischen Fachpresse gefunden hat.

In gewisser Weise fällt das im Verhältnis übergroße, als einziges freistehende Schulgebäude aus dem Rahmen. Es ist im strenger historisierenden Stil einer Art "Weserrenaissance" gehalten, was sehr gut abgestimmt erscheint zu der pädagogischen Programmatik, die sein anspruchsvoller, in einem der folgenden Beiträge interpretierter figurlicher Schmuck sinnfällig macht. Doch sind auch Korrespondenzen erkennbar. So liegt dieser "humanistische" Bau mit dem Schriftzug "Humboldt-Schule" genau dem Wohnhaus gegenüber, das, den Straßennamen aufgreifend, überm Portal den *Beethoven-Kopf* zeigt und in der ganzen Zeile am stärksten von renaissancehaften bzw. antikisierenden Motiven geprägt ist - besonders mit dem ganzen - einem griechischen Tempel nachempfundenen - Portal (man beachte auch den Lorbeer, der den Giebelraum um das Beethoven-Medaillon füllt, und vergleiche ihn mit dem auf dem genau gegenüberliegenden Schulportal: dort der den Schülern von der "Wissenschaft" verheißene Ruhm, hier das große Beispiel von jemandem, der ihn sich schon verdient hat, "in den Ruhmestempel eingegangen" ist; vgl. auch das korrespondierende "Ruhm-der-Kunst"-Relief überm Portal von Nr. 2, das Sieglinde Kaczmarek interpretiert):

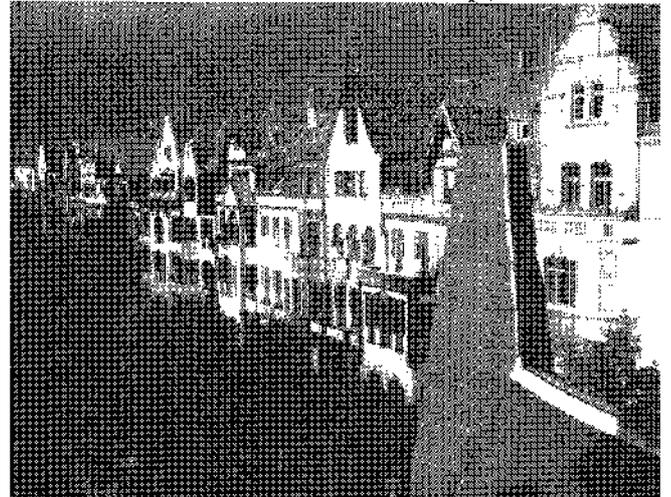


Wer hier Überinterpretation wittert, der sei auf die Entstehungsgeschichte verwiesen: statt auf vorher schon für sie ausgewiesenen Grund ist die Schule in die Beethovenstraße gebaut worden, weil sie dorthin paßte und um dort hinzupassen (vgl. im folgenden den zeitgenössischen Artikel aus der "Wiener Bauzeitung"), und entscheidend damit zu tun hatte der nämliche Grundbesitzer und Kommunalpolitiker, der im nächsten Kapitel als der "Vater der Beethovenstraße" apostrophiert wird (vgl. dort auch den Artikel von Gert Busch und Dietmar Franke); der Sohn dieses Senators Christian Niemeyer erwarb das Haus mit Tempel-Eingang und Beethovenkopf, er selbst hatte aber auch das Grundstück für die Schule bereitgestellt und war bei deren Einrichtung als Mäzen aufgetreten (vgl. Festschrift zur Einweihung des Schulgebäudes ... 1902: Lit.verz.), auf ihn gehen auch der

Name der Straße sowie ihre besondere Anlage entscheidend zurück. Er wohnte in dem Haus der Davenstedter Straße, das gewissermaßen die Stirnseite der Beethovenstraße bildet, einen stets ins Auge fallenden, von jeder Stelle aus sichtbaren Blickfang, der mit ihrer Bebauung auffällig harmonisiert (Foto aus dem 2. Stock von Beethovenstraße 8):



Dieses Haus wird im folgenden Kapitel von Jochen Tertilt vorgestellt. Das Foto wurde von dem Haus aus gemacht, in das der junge Niemeyer einzog (vgl. Abb. 6), das den Beethovenkopf trägt und mit Renaissancegiebel, roter Fensterummauerung auf weißer Grundfläche die größte Ähnlichkeit mit dem gezeigten aufweist. Umgekehrt ergibt sich, aus dessen Dachfenster heraus, folgender Blick in die Beethovenstraße (das vierte Haus von rechts ist das mit dem Beethoven-Kopf):



Sehr viel weniger auffällig ist das kleinere Haus, das links neben diesem Niemeyer-Haus steht und diese "Stirnseite der Beethovenstraße" nach Osten hin abschließt (vgl. Abb. 11). Bei näherem Hinsehen erweist es sich mit seinem schlichten, aber sehr wohlproportionierten Klassizismus als architektonische Kostbarkeit: Wie wir nun herausgefunden haben, steht auch dieses Haus auf Niemeyer-Grund und ist vom Vater des besagten Christian, der auch schon eine große Rolle im wirtschaftlichen und politischen Leben Lindens spielte (vgl. den einleitenden Artikel "Was ist die Beethovenstraße?"), gebaut worden. Auch dieses Haus muß zu seiner Entstehungszeit, die schon in die Jahrhundertmitte fällt, aus dem Rahmen dessen gefallen sein, was damals im Dorf Linden üblich war, und so muß man es außer aus ästhetischen und baugeschichtlichen Gründen auch aufgrund der entstehungsgeschichtlichen Zusammenhänge dem "Ensemble" Beethovenstraße hinzurechnen. Wir können das konkretisieren: diese schlicht-vornehme, aus dem dörflichen Zusammenhang durch Eleganz und Urbanität hervorstechende kleine Villa signalisiert eben jene Teilnahme einer ehemals bäuerlichen Familie an

bildungsbürgerlicher Kultur, zu der auch ein Klavier gehört und ohne die es nicht sein kann, daß aus dem Sohn nicht bloß ein lokaler Politiker und Grundstücksspekulant, sondern auch ein praktizierender Pianist wird, der einem ambitionierten Straßenprojekt durch den Namen seines Lieblingskomponisten bürgerliche Noblesse verleiht.

Unsere Schülerin Julia Sellmann wird dieses Haus und seinen geschichtlichen Hintergrund im folgenden auf sehr persönliche Art und Weise vorstellen. Es ist ihr Elternhaus, und sie hat die Projektwoche und die Zeit danach für intensive Nachforschungen genutzt.

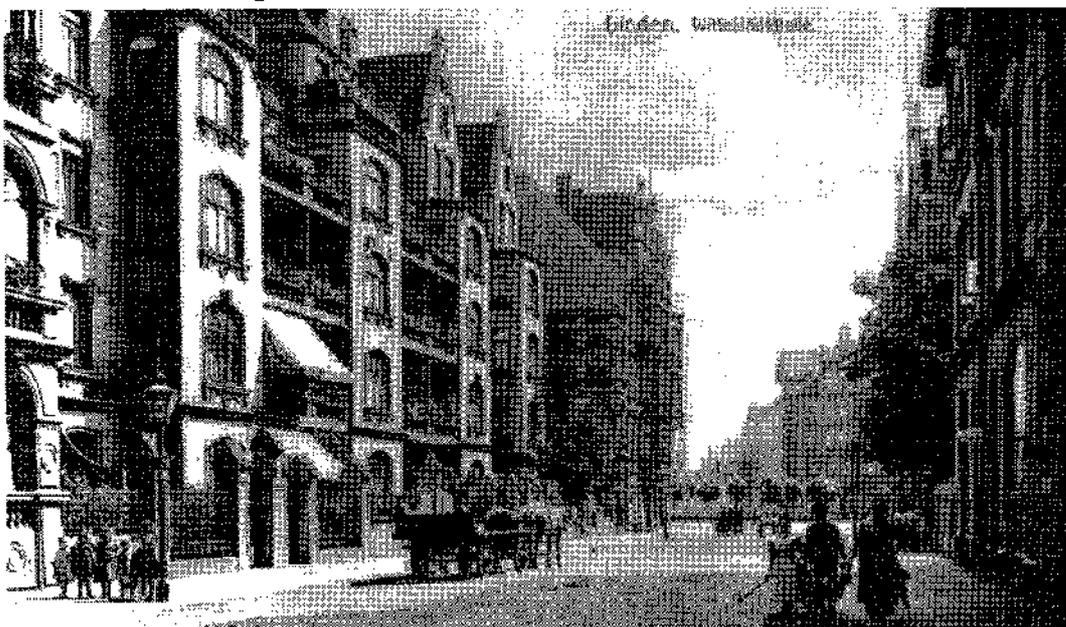
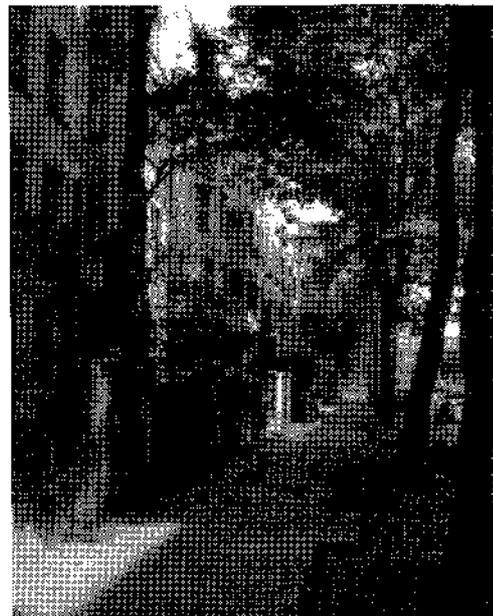


Zwischen den Häusern hat sich Niemeier, das verdoppelnd und in eine neue repräsentative Dimension hebend, was ihm der kleine Balkon im 1. Stock schon geboten hatte, eine Terrasse mit Balustrade davor gebaut. Welchen Ausblick er sich dann durch den Bau der Beethovenstraße geschaffen hat, kann man sich besonders leicht schön mit Hilfe des Bildes S. 84 klarmachen.

Diese Namensgebung, alles andere als ein Zufall, hat auch Gewicht für das, was wir das "Ensemble" Beethovenstraße nennen: sie programmiert, wie Namen das immer tun, bestimmte mit ihm jetzt verknüpfte Assoziationen, in diesem Fall "färbt" sie die Straße durch und durch mit klassischer Musik und Bildungsbürgerlichkeit, sie überträgt ihr die Aura, die dieser Name damals wie heute verströmte und verströmt. Im folgenden Kapitel wird der Aufsatz von Walther Engel klar machen, welche

herausragende Bedeutung Beethoven für das Bürgertum des 19. Jahrhunderts hatte, speziell auch in Hannover, und es zu deuten unternehmen, daß man im Linden der Jahrhundertwende dieses eine Mal auf einen großen Künstler als Namenspatron einer Straße verfiel. Nun sind wir es sicher nicht gewohnt, eine Straße so anspruchsvoll wahrzunehmen, wie es in diesem Kapitel geschieht; schon die hier dicht an dicht parkenden Autos stören eine solche Wahrnehmung beträchtlich. Machen wir uns deshalb klar, wie es gewesen sein muß, als die Zeit noch zu dieser Straße paßte!

Für eine Straße, die nicht für den Durchgangsverkehr gedacht ist, verfügt die Beethovenstraße über eine beachtliche Breite, der Abstand von Front zu Front beträgt 15 Meter. Vor den Häusern sind Vorgärten angelegt, von denen wir wissen, daß sie äußerst gewissenhaft gepflegt wurden - den ganzen Tag über wurde in wenigstens einigen gearbeitet, aber natürlich nicht verbissen, sondern mit der Bereitschaft zu grüßen und ein Schwätzchen zu halten -, daß sie also auch eine soziale Bedeutung hatten. Die Begrenzung des Bürgersteigs zur Fahrbahn bildeten Ulmen, hohe, ein lichtetes Blätterdach bildende Bäume, die, einmal herangewach-



Kommunikations-Raum Straße: Die Wittekindstraße um 1900. Vgl. auch das Bild auf S. 86!

sen, den Eindruck einer großen offenen Halle erweckt haben (vgl. das Interview mit Herrn Könemann in Kap. D). Diese Ulmen sind in den dreißiger Jahren einer Art Epidemie zum Opfer gefallen, dem "Ulmensterben". Um uns vorstellen zu können, wie die Beethovenstraße heute wirken würde, wenn die Ulmen überlebt hätten, brauchen wir nur in die Jacobsstraße zu gehen, die ihr ähnlichste, wo vergleichbare Bäume überdauert haben:

Die Balkone sind viel zu schmal, um wie heutige für Liegestühle etc. geeignet zu sein, statt des intimen "Balkonien" ermöglichen sie Repräsentation und Kommunikation: wer auf sie hinaustritt, ist wegen ihrer Abmessungen, der Niedrigkeit der Geländer und weil diese stets durchbrochen sind, in voller Figur sichtbar, er begibt sich also *in die Öffentlichkeit* (vgl. Abb. 10 und 12). Und der für heutige Verhältnisse unvorstellbar ruhige Fahrzeugverkehr (Abb. 11, auch 1, 6 und weitere) - sicher weniger als ein Fahrzeug pro Stunde - spielte sich nicht in geschlossenen Metallgehäusen, sondern in wesentlich "offeneren" Kutschwagen usw. ab.

All dies zusammengenommen macht folgendes deutlich: zu dem Ensemble Beethovenstraße muß auch etwas heute Verlorengegangenes gehört haben: ein nicht nur von Mauer und Straße, sondern auch von Natur und Sozialem bestimmter Kommunikations-Raum, der Öffentlichkeit und Privatheit in einer so heute wohl nicht mehr erlebbaren Weise verband. In ihm dürften der repräsentative Glanz der schönen Fassaden, die Sprache der Sinnbilder und Inschriften, der Name der Straße, dürften aber auch die Bewohner, die Ankommenden, Wegfahrenden, die Passanten und Flaneure in einem Kommunikations-Spiel verbunden gewesen sein, in das wir uns mit der zur Gewohnheit gewordenen Anonymität und Gleichgültigkeit gegenüber den Orten, an denen wir uns befinden, nur mit Anstrengung hineinversetzen können.

In welchem Verhältnis, in welchen Beziehungen stand nun dieses "Ensemble Beethovenstraße" zu seiner Umgebung? Die Frage ist unter zwei Gesichtspunkten wichtig. Erstens wirkt die Umgebung in einen solchen eigenwertigen Raum hinein; zweitens hat er im Rahmen seines Umfelds zwangsläufig irgendeine Funktion: es macht einen Unterschied, ob eine schöne Straße etwa eine Art Insel ist, ein Rückzugsraum für die Privilegierten, die sie bewohnen dürfen und hier unter sich bleiben -

oder ob sie etwas herzeigen, demonstrieren will, gewissermaßen eine Fahne schwenkt: Kommt und schaut!

Von großer, den Gesamteindruck der Beethovenstraße stark mitbestimmender Bedeutung ist der Kontrast, in dem sie zu praktisch ihrer gesamten näheren Umgebung, besonders aber zur Konkordiastraße steht, zu der Straße, durch die sie nach Norden verlängert wird und als deren Fortsetzung sie einmal geplant war. Diese Straße ist eng, wirkt zusätzlich düster durch die schmuck- und abwechslungslosen Flächen der Ziegelfassaden, besitzt weder Vorgärten noch Bäume noch Balkone.

Kontraste wie dieser verstärken zweifellos den ganz anderen Charakter der Beethovenstraße und bewirken, daß ihre Eigenart sich wie ein helles Bild von einem dunklen Karton abhebt.

Der Vergleich hinkt insofern, als es in der Beethovenstraße keinerlei *Abgrenzung* gegen die weniger schöne Umgebung gibt. Und eine solche gab es auch früher nicht: wir sind dem angeblich auf einen Stadtführer zurückgehenden Hinweis nachgegangen, es habe Konflikte gegeben, als deren Endergebnis es den Arbeiterfamilien in der Konkordiastraße verboten worden sein soll, ihre Wege durch die Beethovenstraße zu nehmen. Dies hat sich nicht nur als haltlos erwiesen, ein älterer Herr lieferte uns sogar das Gegen-Bild vom morgendlichen *Zug* der Arbeiter aus Linden-Nord zur Hanomag in Linden-Süd durch die Beethovenstraße. Eine aus einfachen Verhältnissen stammende alte Lindenerin erzählt, daß sie als Kind bewußt Umwege auf sich genommen habe, um - nicht ohne ein bißchen Scham freilich - durch die "vornehme" Straße gehen zu können.

Dem entspricht, daß auf der andern Seite immer schon die Straßenbahn das "Ensemble", wie es hier aufgefaßt wurde, zerschnitten hat: ihre Züge halten genau vor den beiden Niemeyer-Häusern, welche die südliche Stirnseite bilden, und sorgen darüber hinaus natürlich für Geräuschentwicklung (vor hundert Jahren mit Sicherheit fühlbarer als heute!) und stoßweise sich masssierenden Durchgangsverkehr der Fußgänger. Klar ist, daß die Schule ein übriges tut.

Nein, die Beethovenstraße ist keine Idylle und war es nie, kann so auch nicht gedacht gewesen sein. Sie war *ein bewußt gesetzter städtebaulicher Akzent von großer, ideologisch bestimmter Aussagekraft*. Wenn sie ein Bollwerk gegen die rote Flut der Arbeiter war (vgl. oben:



Blick in die Konkordia- aus Richtung Beethovenstraße

"Was ist...?"), dann doch ein solches, das zu begehen war und das auf Überzeugung, Überredung, Beipflichtung setzte: So sieht das gute Leben aus, eingewurzelt im Aithergebrachten und zwar nicht auf Standesschranken, aber doch auf die Respektierung gewisser, im Einkommen sich manifestierender Unterschiede gegründet; das sind Kultur und Bildung: bürgerlich-humanistisch um der Entfaltung der Einzelpersönlichkeit, nicht bloßes Wissen um der zersetzenden Kritik an den Verhältnissen willen; ans *Vaterland* schließt euch an, statt wurzellos im Internationalismus zu treiben!

Wie das bei den Arbeitern angekommen ist, wissen wir nicht. Wir haben aber unsere Schülerin Jelena Steigerwald um eine kurzgefaßte Darstellung der Arbeitersituation im damaligen Linden gebeten, die den Abschluß dieses Kapitels bildet.

Und heute? Niemand wird bezweifeln, daß es mit dieser

ideologischen Funktion der Beethovenstraße vorbei ist. Niemand will hier die Fahne für einen Lebensstil, für eine gesellschaftliche Klasse oder auch nur das Fortbestehen der gegebenen Verhältnisse, für eine bestimmte Vorstellung von Kultur und Bildung hochhalten.

Eher könnte man, Gedanken weiterspinnend, die Sieglinde Kaczmarek in ihrem Aufsatz zur Diskussion stellen, von einem "Sieg des Historismus aus dem Geist der Postmoderne" sprechen: Ist es nicht so, daß wir die Beethovenstraße gerade deshalb schön finden und lieben, weil sie keine ideologischen Ansprüche mehr erkennen läßt, statt dessen Vielfalt, Spielfreude, Lust am interessanten, doch letztlich unverbindlichen Zitieren zur Schau stellt? Weil sie nicht, progressiv und modern wie das Hinterhaus der Schule, im Jugendstil „gestylt“ wurde, was sie vielleicht noch toller, aber museal (und ein bißchen totalitär) gemacht hätte?

HA



Beethoven

Eine Straße nach dem Komponisten Ludwig van Beethoven zu benennen, scheint auf den ersten Blick weder originell noch etwas Besonderes. Wenn schon ein Komponist, dann doch bitte nicht diesen, der allein in Deutschland 1340 mal seinen Namen für eine Straße hergeben muß. Damit liegt er in der Rangfolge der "Straßennamen-Musiker" einsam an der Spitze. Johannes Brahms, bereits zu Lebzeiten vom Kritikerpapst Eduard Hanslick als der Vollstrecker Beethovenscher Ideale in der Sinfonik gefeiert, folgt dem großen Meister auch bei den Straßennamen; allerdings bringt er es nur auf 529 Straßenschilder.

Für Linden ist die Benennung einer Straße nach einem Komponisten äußerst ungewöhnlich, genauer gesagt einmalig. Bis heute findet sich unter den Straßen-Namenspatronen kein einziger Musiker, geschweige denn ein Komponist. (1) Auch in "der Stadt", jenseits der Ihme, sind bis 1898 nur dreimal Komponisten im Straßerverzeichnis zu finden: Marschner, Mozart und Bach.

1873 wird der Gartenweg in der Nordstadt in "Marschnerstraße" umbenannt, zu Ehren des Komponisten Heinrich Marschner (1795-1861), der am königlichen Opernhaus eine bedeutende Rolle spielte. Als einer der wichtigsten Opernkomponisten des 19. Jahrhunderts war er weit über die Grenzen Hannovers bekannt. Bis heute hat sich lediglich seine romantische Oper "Hans Heiling" auf den Spielplänen behaupten können. 1875 wird Mozart in der Südstadt mit einer Straße geehrt. Die Bachstraße in der Nordstadt wird fünf Jahre vor der Lindener Beethovenstraße im Jahre 1893 angelegt. Zum Zeitpunkt der Entscheidung für eine Beethovenstraße in Linden sind Hannover und Linden noch zwei getrennte Städte. Allerdings werden die Lindener Straßen bereits seit 1839 im hannoverschen Adreßbuch aufgeführt. Hätten die Hannoveraner Beethoven vor 1898 schon auf einem Straßenschild verewigt, dann hätte sich der Lindener Magistrat -immer auf Selbständigkeit bedacht- wahrscheinlich einen anderen Namen für die neue Straße in Linden-Mitte einfallen lassen müssen.

Nachdem die Lindener den Namen Beethoven für sich okkupiert haben, taucht er übrigens in Hannover im sogenannten "Komponistenviertel" in der List nicht auf, obwohl Beethoven unter den Komponisten Lortzing und Richard Wagner (1909), Händel und Schumann (1910) sowie Spohr (1913) eigentlich auch eine Straße hätte beanspruchen können.

Wir sind, was die Überlegungen und Entscheidungsprozesse der Namensfindung der Lindener Beethovenstraße anbelangt, leider nur auf Spekulationen angewiesen. Relativ sicher scheint zu sein, daß Senator Niemeyer an der Namensgebung beteiligt ist. Aufgrund der Aussage seines Urenkels, daß sein Urgroßvater ein "großer Beethovenverehrer" gewesen sei (siehe Hans Asbeck: Die Suche nach dem Vater der Beethovenstraße), kann man zumindest annehmen, daß Niemeyer es ist, der den Namen vorschlägt. Es deckt sich auch mit Niemeyers Intention, eine Straße entstehen zu lassen, die sich von allen anderen Lindener Straßen abheben soll, und das nicht nur rein äußerlich. Vor 1898 werden für Lindener Straßen in der Regel Flurnamen oder Persönlichkeiten mit regionalem Bezug ausgewählt. Überregionale Geistesgrößen sind als Namensgeber nur spärlich anzutreffen. Eine Ausnahme bilden die Pestalozzistraße und die fast zeitgleich (1896) mit der Beethovenstraße angelegte Fröbelstraße, in der 1898 auch eine Schule -die heutige Albert-Schweitzer-Schule- gebaut wird. (2) Diesen beiden Straßen in Linden-Nord folgen 1908 die Comeniusstraße und 1911 die Herbartstraße. Vermutlich stehen die Pädagogennamen in einem Zusammenhang mit dem Ausbau des Lindener Schulwesens. Von einer Trendwende in der Namensgebung für Straßen zu sprechen, scheint übertrieben, denn es bleibt bei diesen wenigen Ausnahmen.

Noch heute kann man sich eigentlich für die Beethovenstraße keinen anderen Namen vorstellen, und das liegt nicht nur daran, daß man sie eben unter diesem Namen kennt. Auch ohne lokalpatriotische Übertreibung kann man sagen, daß es sich um eine außergewöhnliche Straße handelt.

Ebenso stellt Beethoven auch heute noch etwas Außergewöhnliches dar. Für die einen ist er der größte Komponist aller Zeiten, für andere steht sein Name als Synonym für klassische Musik, wobei "Klassik" nicht als zeitlich begrenzte Epoche der "Wiener Klassik" verstanden wird, sondern als Sammelbegriff für alle Musik, die keine Pop- oder Rockmusik ist. Das ist ebenso falsch wie die Unterstellung, daß Chuck Berry in den 50er Jahren mit der gesungenen Parole "Roll over Beethoven" den Meister vom Sockel stürzen wollte. Wenn man den Text des Songs genau betrachtet, dann ging es ihm eigentlich nur darum, sich mit einem Beitrag in die damals aktuelle Diskussion um die schädlichen Einflüsse der sogenannten U-Musik einzumischen. Dennoch wirkt das "Roll over Beethoven"



wie ein Schlachtruf am Beginn einer weltweiten Revolution der Musik. (3) Das Wissen über Rockstars und Popgruppen ist heute weitaus größer als die Kenntnisse über die Komponisten, deren Musik nach über hundert Jahren immer noch gespielt und verkauft wird. Selbst in sogenannten gebildeten Kreisen können sich viele nur vage daran erinnern, daß Beethoven taub war und einige Sinfonien geschrieben hat.

Von der Musik Beethovens sind zumeist nur Bruchstücke bekannt, ohne daß der größere musikalische Zusammenhang bewußt ist. "Da-da-da-daaaaah" kennt jeder, zu sagen, ob es aus der neunten oder fünften Sinfonie stammt, bringt so manchen bereits in Verlegenheit. Einige erinnern sich dabei an die Gruppe "Ekseption" mit dem Titel "The 5th". Und dann ist da doch noch dieses "di-a-di-a-di-da-di-da-dam", von dem man sogar den Titel "Für Elise" kennt. Jeder, der einmal Klavierunterricht hatte, mußte dieses Stück spielen, zumindest den Anfangsteil. Und diejenigen, die nie Klavierunterricht hatten, müssen anscheinend zwanghaft die Anfangstöne dieser Melodie ausprobieren, wenn sie an einem offenen Klavier vorbeikommen. Die "Mondscheinsonate" ist manchem vom Titel her bekannt, mehr aber auch nicht. Daß die Europa-Hymne von Beethoven ist, wird im Fernsehen vom Sprecher kommentiert. Die älteren kennen diese Hymne aus der Zeit, als es bei Olympiaden noch eine gesamtdeutsche Mannschaft gab. Für BMW ist "Freude schöner Götterfunken" gleich "Freude am Fahren". Den Bekanntheitsgrad einzelner Häppchen aus der Neunten nutzt die Firma Nippon Telegraph and Telephone (NTT) für den Slogan "Seid umschlungen, Millionen", mit dem sie seit der CeBIT 1998 für Kommunikationssysteme wirbt.

Mit Beethoven verhält es sich ähnlich wie mit Goethe, den viele als größten deutschen Dichter anerkennen, obwohl sie von ihm und seinem Werk nicht viel mehr wissen, als daß er "den Faust" geschrieben hat. Beide sind als Klassiker anerkannt und haben als Mythos Unsterblichkeit erlangt. Der Beethoven-Mythos entsteht bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also noch zu Lebzeiten des Komponisten. Er gründet sich zum einen auf die Person, um die sich die abenteuerlichsten Geschichten ranken, die es mit der biographischen Wirklichkeit nicht immer sehr genau nehmen. Zum anderen ist der Grundstein für die Mythenbildung in der Musik Beethovens angelegt, die nicht nur der Gedanken- und Gefühlswelt eines aufstrebenden Bürgertums Ausdruck verleiht, sondern klassenübergreifend allen vom Adel bis zum Proletariat Identifikationsmöglichkeiten bietet.

Drückt sich Popularität in der Musik heutzutage in verkauften CDs und in ständiger Medienpräsenz von "Stars" aus, so kann man im 19. Jahrhundert davon ausgehen, daß die Bekanntheit und Beliebtheit eines Musikers und seiner Musik vornehmlich an der Zahl der Aufführungen abzulesen ist. (4) Zweifellos ist Beethoven über das gesamte 19. Jahrhundert gesehen der populärste Komponist. Zu seinen Lebzeiten sieht es noch anders aus. An die Erfolge eines Rossini, der mit seiner leichtfüßigen Musik ab 1816 von Wien aus europaweit einen regelrechten Taumel auslöst, reicht er nicht heran. Sehr zum eigenen Ärger und zum Verdruß seines glühenden literarischen Verehrers E.T.A.Hoffmann. Dieser läßt sich zu folgender Bemerkung über Rossini hinreißen: "Man denke nur an Rossini und andere seines Gelichters fratzenhafte Sprünge und Rouladen, an die holprigen Violinpassagen, an das widerwärtige Getrillern, welches oft statt der Melodie dasteht und dann von Sängerinnen zum Überdruß abgegurgelt wird." (5) Betrachtet man die

Aufführungszahlen von Konzert und Oper über das gesamte 19. Jahrhundert, dann schlägt Beethoven seinen Rivalen um Längen. Nur mit dem "Barbier von Sevilla" kann Rossini Beethovens "Fidelio" überflügeln.

Für Hannover sind die Konzert- und Opernprogramme relativ zuverlässig ausgewertet. (6) Als erstes Werk Beethovens in einem öffentlichen Konzert in Hannover kommt am 27.5.1815 die "Eroica" zur Aufführung. Die Hofkapelle besteht zu dieser Zeit, drei Wochen vor der Niederlage Napoleons bei Waterloo, nur aus 15 Musikern.

Vor allem in drei Bereichen der Musik steht Beethoven über das gesamte weitere Jahrhundert gesehen unangefochten an erster Stelle: den Sinfonien, den Ouvertüren und bei der Kammermusik. Da Sinfonien und Ouvertüren die beiden wesentlichen Säulen der bunt zusammengewürfelten Konzertprogramme im vorigen Jahrhundert bilden, lassen sie sich besonders gut als Richtschnur für Popularität heranziehen.

T. 1817
eine große vollstimmige Instrumental-Komposition
von Herrn Ludwig van Beethoven, Kaiserl. Königl. Kapellmeister,

Wellingtons Sieg, in der Schlacht bei Vittoria.

Erster Theil: Schlacht. Zweiter Theil: Sieges-Symphonie.



Großer Beliebtheit erfreut sich beim hannoverschen Publikum Beethovens "Wellingtons Sieg oder Die Schlacht bei Vittoria". Zur ersten Darbietung dieses "Schlachtengemäldes" im April 1817 ein zeitgenössischer Kommentar: "Das Schlachtgewühl der Symphonie giebt zwar viel Spektakel und ist mehr für Aufführung in freier, grosser Natur geeignet; doch ist Zartes und Strenge, Mildes und Starkes so vortrefflich darin verbunden, dass der schöne Klang und Einklang nirgends fehlt; man darf sich nur an die Stelle erinnern, wo das God save the King eintritt." (7) 1832 wird im Ballhof für eine Aufführung dieses Werkes sogar die große Donnermaschine aus dem Theater herbeigeschafft, Pauker und Trompeter werden auf der Galerie postiert. Mit Beethovens großer "Festouvertüre", die auf dem Thema "God save the King" basiert, wird im gleichen Jahr der Geburtstag des Herzogs von Cambridge begangen. Aber auch die nicht so spektakulären Werke Beethovens sind beim Publikum in Hannover gefragt. Der Komponist Heinrich Marschner, von 1831 bis 1852 am Hoftheater angestellt, charakterisiert in einem Brief (1847) das Verhältnis des hannoverschen Publikums zu Beethoven:

Ich habe es erlebt, dass es die 8. Symphonie von Beethoven, welcher den Hannoveranern doch als musikalischer Gott gilt, ganz stille vorübergehen liess, als ich sie zum ersten Male vorführte. (8)

Zum festen Bestandteil des Repertoires der hannoverschen Hofkapelle gehören die Solokonzerte Beethovens. Herausragende Ereignisse gesellschaftlicher und künstlerischer Art sind die Darbietungen seines Violinkonzertes durch den Geiger und Kapellmeister Joseph Joachim (9) und die Auftritte der Klaviervirtuosen Anton Rubinstein und Franz Liszt (zeitgenössische Abbildung unten: Liszt) mit den Klavierkonzerten. Nicht in den regulären Abonnementskonzerten, sondern auch zu allen möglichen außergewöhnlichen Anlässen erklingt Musik von Beethoven, ob zu Tonkünstler-Versammlungen (1876 und 1877), zur Trauerfeier für Richard Wagner mit der "Eroica" (1883) oder zu verschiedenen Wohltätigkeitskonzerten. 1899, beim ersten Konzert der Berliner Philharmoniker (unter Leitung von Arthur Nikisch) in Hannover, ist Beethoven mit der "Leonoren-Ouvertüre" vertreten.

Der 100. Geburtstag Beethovens wird in Hannover im Dezember 1870 mit Sonderkonzerten begangen, zum Abschluß des Beethoven-Marathons erklingt die fünfte Sinfonie. Überschattet sind die Feierlichkeiten vom deutsch-französischen Krieg, für die Hinterbliebenen werden Sonderkonzerte veranstaltet, wobei sich die Programmschwerpunkte auffallend in Richtung patriotischer Gesänge ("Hurrah Germania") verschieben. Gegen Ende des Jahrhunderts werden in Hannover auch zunehmend kompliziertere Werke Beethovens zu Gehör gebracht. Hans von Bülow (10) wird 1889 mit den letzten fünf Klaviersonaten vom Publikum gefeiert, zwei Jahre später wird das Publikum mit der Fuge aus dem Streichquartett op. 133 konfrontiert. Ab 1892 werden die Konzerte aus dem Hoftheater telefonisch ins nahegelegene Wiener Café ("wo man diesen Genuß für 50 Pfennige haben kann") übertragen.

Nach der Jahrhundertwende erreicht der Beethoven-Kult einen Höhepunkt. In fast hundert Jahren haben vor allem auch Schriftsteller dazu beigetragen, daß Beethoven in titanenhafter Größe dasteht. Bereits zu Beethovens Lebzeiten eröffnen Bettina Brentano und E.T.A. Hoffmann den Reigen der Beethoven-Literatur mit einem romantisch geprägten Bild vom Komponisten.

E.T.A. Hoffmann spricht in der Rezension der 5. Sinfonie Beethovens schon 1810 davon, daß sich durch seine Instrumentalmusik das "Reich des Ungeheueren und Unermeßlichen" öffne. Die Darstellung Beethovens als Beherrscher eines Geisterreiches, durch das "glühende Strahlen schießen", sagt eigentlich mehr über die Gedankenwelt Hoffmanns aus als über den Schöpfer der Sinfonie. Biographische Genauigkeit spielt bei dem Entwurf eines Idealbildes vom romantischen Künstler keine Rolle. Im Vorfeld der 48er-Revolution wandelt sich das Beethoven-Bild. "Beethoven hat die Weltstürme der Revolution in Tönen nachgebildet; bang und doch voll Entzückens folgt ihm unser Ohr, wenn er mit glücklicher Vermessenheit an den Grenzen der Harmonie umherschweift: Sein herrlichstes Allegro trug den Namen Napoleons so lange, bis Beethoven zürnte, daß der Consul sich zum Kaiser habe wählen lassen", schreibt Ludwig Bauer 1839. Er spielt dabei auf die Sympathien Beethovens mit den ursprünglichen Zielen der französischen Revolution an. Doch um die "Heroische" Sinfonie, die Beethoven angeblich Napoleon widmet, deren Titelblatt er samt Widmung aber wutchnaubend zerrissen haben soll, als Bonaparte sich selbst zum Kaiser krönt, ranken sich die abenteuerlichsten Legenden. Die Botschaft der 9. Sinfonie "Alle Menschen werden Brüder" paßt jedenfalls ins Konzept des Komponisten als Revolutionär. Ein Aufständischer in Dresden ruft 1848 vor dem brennenden Opernhaus: "Herr Kapellmeister, das hat die *Freude schöner Götterfunke* angezündet!".

Der angesprochene Kapellmeister ist kein geringerer als Richard Wagner, der nur wenig später an der Entstehung eines neuen Beethoven-Bildes (11) mitbastelt, das für ganz andere Interessen erhalten muß, die sich mit dem Revolutionär nicht mehr vereinbaren lassen. 1870/71 widmet der Dirigent Hans von Bülow die Eroica auf Bismarck um: "Liberté, fraternité, égalité, das übersetzen wir heute mit: Infanterie, Kavallerie und Artillerie!" (12) Als zur Grundsteinlegung des Festspielhauses in Bayreuth Beethovens Neunte unter Wagners Leitung erklingt, hat die Botschaft einen patriotisch-nationalistischen Beigeschmack. Das ehemals weltbürgerliche Credo Schillers und Beethovens "Alle Menschen werden Brüder" paßt nicht mehr in die Zeit des Deutsch-Französischen Krieges. Wagner trägt auch publizistisch mit seinem 1870 erscheinenden "Beethoven"-Essay zur

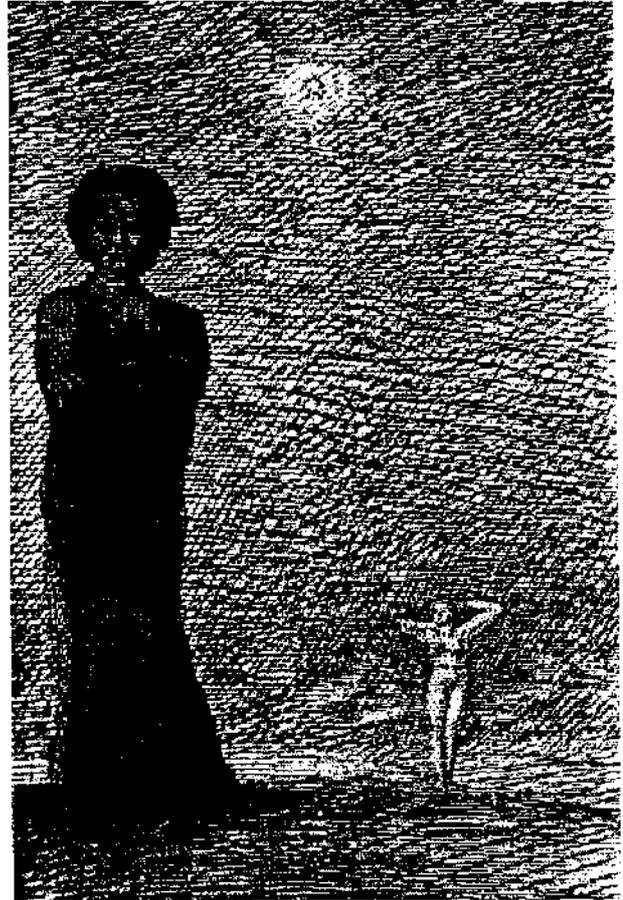




Umdeutung der Beethoven-Auffassung bei. Das Bild, das er darin von Beethoven entwirft, ähnelt eher einem "Beethoven mit Bismarck-Zügen" (Hans Mayer) und hat wiederum wenig mit der biographischen Wirklichkeit zu tun.

Um die Jahrhundertwende nimmt sich auffallend häufig auch die Bildende Kunst der Figur Beethovens an. Die Beethovenstatue Max Klingers aus dem Jahre 1902 für die XIV. Ausstellung der Wiener Secession (Abb. oben) zeigt den Komponisten mit nacktem Oberkörper, heroisch auf einem Marmorthron, die Faust geballt, den Blick ins Unendliche gerichtet: Beethoven als Messias, der die ganze Menschheit erlösen wird. Für die gleiche Ausstellung entsteht der Beethoven-Fries von Gustav Klimt, eine Interpretation der 9. Sinfonie als visuelle Ode an die Freude, die "Sehnsucht nach Glück", die ihre "Stillung in der Poesie" findet. Ein Jahr später erscheint Romain Rollands berühmtes Beethoven-Buch, in dem es in der Vorrede heißt: "O Beethoven! Andere haben vor mir die Größe deines Künstlertums gepriesen, du aber bist mehr als nur der erste unter allen Musikern, du bist die Verkörperung des Heldentums in der ganzen modernen Kunst, du bist der größte und beste Freund der Leidenden, der Kämpfenden.... Du gibst uns deine Tapferkeit, deinen Glauben daran, daß der Kampf ein Glück ist, dein Bewußtsein der Gottähnlichkeit." (13)

Indem der Künstler Beethoven in göttliche Sphären entrückt wird, erreicht die Beethoven-Verehrung um die Jahrhundertwende einen Höhepunkt. Dichter, Maler und Musiker verbeugen sich gleichermaßen vor dem Mythos des bürgerlichen Künstlers, der in Beethoven Gestalt geworden ist. Auch für den 1890 geborenen hannoverschen Dichter Gerrit Engelke gilt Beethoven als der Idealtypus des Künstlers schlechthin. Seiner glühenden Verehrung macht er als 22-jähriger mit einem Gedicht Luft. Auch wenn man die vermeintlich expressionistische



Zeichnung von Gerrit Engelke

Sprachgewalt heute eher an die Grenze des Kitsches rückt, so setzt sich mit diesem Gedicht nur konsequent das fort, was ein Jahrhundert lang mit und um Beethoven gemacht wurde.

Beethoven

*Es traf mein Ohr ein Machtposaunenton,
Ich sprang zu dem, was meiner Sinne hörten:
Es war, als wenn wo Saurushirsche röhren,
Es war so seltsamgroßer Grollerton
Da stand Er! stand ein Mann auf höchster Spitze!
Da blies Er, mächtig, mächtig wie voll Zorn
Vom lichtgehüllten Wolkendonnersitze, -
Mein Hirn war ob des Wunders ganz verworren -
Ich lag mit offenem Munde Am tiefen, tiefen Grunde -
Der Ton noch dicker quoll' und schwoh und schwoh!
Mein Grund fing langsam an zu wanken,
Der Wolkenmensch dort oben blies wie toll,
Ein Zittern hob des Berges Flanken
Und schwarze Wolken krallten sich hochoben fest
Und Sturm begann am Fels zu wühlen,
Als wollte er den Mann Von seiner Riesenkanzel spülen,
Und alles Licht ward jäh vom Dunkel fortgepreßt,
Und drohend ruhrten sich die Donnertrommeln -
Doch fest stand hoch der Weltentöneschichter:
Er brüllte rasendlauter durch den Trichter
Noch grauser schwoh das finstre Rommeln
Der Riese aber blies -*

*Da brach am Berg der erste Donnerkrach,
Und Ein Blitz sprang ihm nach
Und hieb
Den Mann vom Felsen!*

*Die Tuba sprang
Der Himmel sprang
Das Allgeschrei in Nacht ertrank --
Ich weiß nicht mehr, wo alles blieb.*

9. September 1912

67. Am Geburtstage des Kaisers.

Erhalt. (2. oder 3. Stimme.) Nach H. v. Orffhausen. (Chor aus der 9. Symphonie.)

1. Herr - he glänzt auf - al - len He - gen, Du - bel tönt aus
2. Herr - he lau - ter, tö - ne dol - ler, Her - ren - Klang und

1. je - der Brust, Sang und Klang tönt und er - ge - gen,
2. Dich - ter - wort! Will - helm ist's, der Du - hem - tol - ler,

1. al - les sich - tet sich' und Fuß. Dann es bracht um'
2. Festschlamm Herr und Deutschlands Herr. Herr - je drängt sich



Die biographischen Fakten sprechen da eine etwas andere Sprache. Sie weisen zwar Beethoven auch als einen außergewöhnlichen Menschen aus, zeigen aber auch gleichzeitig Seiten von ihm, die sich mit der mythisch verklärten Sicht nicht vereinbaren lassen. Zeitgenossen schildern nicht nur seine positiven Eigenschaften, sie beschreiben ihn auch als mürrisch und argwöhnisch, unbequem, streitsüchtig, verletzend und mitunter sehr grob. Vor seinen Wutanfällen suchen vor allem die Dienstboten sehr schnell das Weite. Die Schilderung der Wohnung Beethovens durch den Baron de Tremont (1909) erinnert eher an die Beschreibung eines Schweinekobens denn an die Schilderung der Umgebung eines Mythos. "Stellen Sie sich das Unsauberste und Unordentlichste vor: Wasserlachen bedecken den Boden... Die Stühle hatten fast alle Strohsitze und waren mit Kleidungsstücken und Tellern voller Reste vom Abendessen des vorhergehenden Tages bedeckt..." (14) Die Tatsache, daß Beethoven in Wien ständig die Wohnung wechselt, wird oft seinem für die Mitmenschen nur schwer erträglichen Verhalten zugeschrieben.

Die um 1800 immer stärker auftretenden Beeinträchtigungen des Gehörs werden von Beethoven selbst als Ursache vieler unerklärlicher Verhaltensweisen gesehen. Lange Zeit versucht er, seine beginnende Ertaubung vor der Umwelt zu verheimlichen. 1802 äußert er sich dazu schriftlich im "Heiligenstädter Testament": "O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem ... aber bedenkt nur daß seit 6 Jahren ein heillosen Zustand mich befallen..."

für meine Lieder Carl und Anthonie

Es ist klar, daß die ich mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem ... aber bedenkt nur daß seit 6 Jahren ein heillosen Zustand mich befallen...

Es lassen sich für viele menschliche Seiten Beethovens Belege anführen, die ihn als Despoten, Prozeßhansel (um das Sorgerecht seines Neffen Karl) oder als gerissenen Geschäftsmann gegenüber bestimmten Verlegern ausweisen. Aber ebenso lernt man ihn beim Studium seiner Briefe und Lebensdokumente auch als humorvollen und großzügigen Menschen, dankbar gegenüber Freunden, mit ausgeprägtem Unrechtsempfinden und einem ausgeprägtem Bewußtsein für freiheitliche Ideale kennen.

Beethoven gilt als der erste "freie" Komponist, der sich nicht fest in höfische, städtische oder kirchliche Dienste einbinden läßt. Zu den Musikverlegern hat er ein gespaltenes Verhältnis. Er weiß sehr wohl, daß er es mit ihnen nicht verderben darf, weil er auf den Verkauf seiner Werke angewiesen ist. Oft kann er seine Honorarvorstellungen nicht durchsetzen, obwohl er in Verhandlungen einiges Geschick entwickelt. Vielen Verlegern begegnet er mit Mißtrauen: "Sie nähren sich von meinem Lebenssaft, und mir geben sie nichts". Dennoch verbindet ihn mit einigen Musikverlegern wie den Brüdern Artaria in Wien eine enge Freundschaft.

Ebenso zwiespältig ist sein Verhältnis zum Adel, von dem er zwar nie durch ein festes Dienstverhältnis abhängig ist, dem aber die meisten seiner Förderer und Mäzene angehören. Zu seinen wichtigsten fürstlichen Gönnern, denen er als Dank viele seiner Werke widmet, zählen Graf Waldstein, Fürst von Lichnowsky, Erzherzog Rudolf, Fürst Rasumofsky und Fürst Lobkowitz. Als Beethoven 1808 mit dem Gedanken spielt, als Hofkapellmeister nach Kassel zu gehen, schließen sich mehrere Mäzene zusammen, um ihn in Wien zu halten. Durch die versprochenen viertausend Gulden im Jahr läßt sich Beethoven zum Bleiben überreden. Durch die finanziellen Zuwendungen läßt sich Beethoven allerdings nie in seiner grundsätzlichen Einstellung gegenüber dem Adel beeinflussen, aus der er auch gegenüber seinen Mäzänen keinen Hehl macht.

Immer wieder zitiert sind die Sätze Beethovens, die er dem Fürsten Lichnowsky geschrieben haben soll: "Fürst! Was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es auch noch tausende geben, Beethoven gibt es nur einen." (15) Auch wenn diese Sätze historisch nicht einwandfrei belegt sind, so treffen sie den Kern seiner Selbsteinschätzung. Noch drastischer und ohne Rücksicht auf seine Geldgeber spricht er von Höflingen und Adel als "Fürstengeschmeiß".

Beethoven ist tiefst überzeugt von der Überlegenheit des aufgeklärten, selbstbewußten Individuums gegenüber absolutistischer Enge und Beschränktheit. Dem "Vorurteil der Geburt" stellt er den "ächten Adel" gegenüber, der "nur durch Größe des Geistes und Güte des Herzens erlangt werde". Unterwürfigkeit ist ihm zuwider. Über Goethe, den er als Dichter hoch verehrt, äußert er sich: "Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr als es einem Dichter zehmt." Als bei einem Zusammentreffen Goethes mit Beethoven in Töplitz die kaiserliche Familie in einer Kutsche vorbeifährt, soll Goethe den Hut gezogen und

sich devot verbeugt haben. Beethoven soll sich daraufhin demonstrativ den Hut noch tiefer ins Gesicht gezogen haben. Ob diese Begebenheit der historischen Wahrheit entspricht, mag bezweifelt werden, sie taucht in allen Variationen in verschiedenen Beethoven-Büchern auf.

Historisch einwandfrei belegt sind Beethovens Sympathien mit dem Gedankengut und den Ideen der Französischen Revolution, mit denen er sich noch in seinen Bonner Jahren intensiv beschäftigt. Das beeinflusst seinen gesamten späteren künstlerischen Schaffensprozeß. Es ist kein Zufall, daß seine letzte Sinfonie mit Schillers "Ode an die Freude" endet, die Beethoven allerdings radikal um mehrere Strophen kürzt.

Ganz gleich, was die Beethoven-Forschung noch zutage fördern wird, den Mythos, der genauso schillernd und vielschichtig wie die Persönlichkeit Beethovens selbst ist, wird sie nicht zerstören können. Welche Facetten des Beethoven-Bildes um 1898 zur Benennung einer Straße in Linden bei Hannover geführt haben, darüber läßt sich nur spekulieren.



Anmerkungen:

- (1) Diese und alle weiteren Angaben zu Straßennamen beruhen auf einer Auswertung der 1992 von Helmut Zimmermann vorgelegten Schrift "Die Straßennamen der Landeshauptstadt Hannover".
- (2) Interessant ist, daß die Pädagogen Pestalozzi, Fröbel und Herbart Zeitgenossen Beethovens waren. Zu Pestalozzi hatte Beethoven ein besonderes Verhältnis, da er sich aus seinen Schriften Anregungen für die mit starken Konflikten belastete Erziehung seines Neffen Karl versprach.
- (3) Mittlerweile ist Beethoven auch in die sogenannte Pop-Kultur integriert, wenn man an "The 5th" von Ekseption oder an den Siebdruck "Beethoven" von Andy Warhol denkt. In dem Film "Sister Act, 2" bringt Whoopy Goldberg mit dem "Song of Joy" in einer Pop-Gospel-Version die kirchlichen Würdenträger zum Verzweifeln. Waldos des los Rios stand mit dem "Song Of Joy" am Anfang der Welle verpoppter Klassik, die ein James Last gnadenlos bis zum bitteren Ende ausgeschlachtet hat.
- (4) Die Auflagen der verkauften Noten können erst an zweiter Stelle herangezogen werden.
- (5) zit. nach Schaub, S. 193
- (6) Detaillierte Einblicke in das hannoversche Konzertleben des 19. Jahrhunderts und in die Programmgestaltung verdanken wir dem Arzt Georg Fischer, zum anderen finden sich in den Publikationen des Chronisten und besten Kenners der niedersächsischen Musik, Heinrich Sievers, eine Menge von wichtigen Hinweise.
- (7) zit. nach Fischer, S. 75
- (8) zit nach Fischer, S. 137. Die Einstellung Marschners zu Beethoven wird auch daran deutlich, daß er sich für seine Sterbestunde wünschte, das Larghetto aus der 2. Sinfonie Beethovens zu hören, daß er "als Ausdruck des himmlischen Friedens" bezeichnete (Fischer, S. 198)
- (9) Der bedeutende Geiger Joseph Joachim, von 1853 bis 1866 zuerst als Konzertmeister, dann auch als Dirigent und Leiter

der Abonnementskonzerte in Hannover tätig, erweist sich auch mit seinem 1855 gegründeten Streichquartett als wichtiger Förderer der Musik Beethovens. Die neunte Sinfonie, die nach ihrer ersten Aufführung im Jahre 1836 für zwanzig Jahre dem hannoverschen Publikum vorenthalten bleibt, bringt Joachim 1856 zur Aufführung und verhilft ihr zum endgültigen Durchbruch. Die Gründe für den Weggang Joachims aus Hannover sind heute nur wenigen bekannt. Als die Festeinstellung eines dem jüdischen Glauben angehörenden Geigers seines Orchester mit antsemitischen Äußerungen abgelehnt wurde, kündigte Joachim.

(10) Hans von Bülow war dem hannoverschen Publikum als Dirigent seit seiner Einführung mit Beethovens "Fidelio" im Jahre 1877 bekannt.

(11) Der letzte Absatz des Beethoven-Aufsatzes von Wagner lautet: "So feiern wir denn den großen Bahnbrecher in der Wildnis des entarteten Paradieses! Aber feiern wir ihn würdig, nicht minder würdig als die Siege deutscher Tapferkeit: denn dem Weltbeglückter gehört der Rang noch vor dem Welteroberer!"

(12) zit. nach Lemmermann, S. 312

(13) zit. nach Zobeley, S. 164

(14) zit. nach Schonberg, S. 102

(15) zit. nach Zobeley, S. 75

Literatur:

- Bouillon, Jean-Paul*: Klirnt: Beethoven, o.J. und o.O.
Dahlhaus, Carl: Neues Handbuch der Musikwissenschaft, Band 6, Die Musik des 19. Jahrhunderts, Laaber 1980, insbesondere Kapitel Beethoven-Mythos und Wirkungsgeschichte S.62 ff.
Dückers, Alexander: Max Klinger, Berlin West 1976
Etzold, Klaus-Jürgen: Die Königlich-Hannoversche Hofkapelle - Neubau, Stabilisierung, Aufschwung und Blütezeit 1814 bis 1866, in: Das Niedersächsische Staatsorchester Hannover, Hannover 1986
Fischer, Georg: Musik in Hannover, Hannover 1903
Hoffman, E.T.A.: Rezension der 5. Sinfonie in c-moll von L. van Beethoven (1810), abgedruckt in: *Meierott/Schmitz*: Materialien zur Musikgeschichte, München 1981
Kross, Siegfried (Hg.): Beethoven. Mensch seiner Zeit, Bonn 1980
Landon, H.C.Robbings: Beethoven, Zürich 1970
Lemmermann, Heinz: Kriegserziehung im Kaiserreich. Studien zur politischen Funktion von Schule und Schulmusik 1890-1918, Lilienthal 1984
Ludwig van Beethoven in Briefen und Lebensdokumenten, ausgewählt und erläutert von A. Würz und R. Schirnkat, Stuttgart 1961
Maur, Karin von: Vom Klang der Bilder, München 1985
Mayer, Hans: Wagner in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Hamburg 1959
Morawietz, Kurt: "Mich aber schone, Tod."-Gerrit Engelke 1890-1918, Hannover 1979
Schaub, Stefan: Erlebnis Musik. Eine kleine Musikgeschichte, München und Kassel 1993
Nef, Karl: Einführung in die Musikgeschichte, Basel 1920
Ritter, Hermann: Allgemeine illustrierte Enzyklopädie der Musikgeschichte, Bd. 4, Leipzig o.J. (wahrscheinlich 1902)
Roemer- und Pelizaneus-Museum, Hildesheim (Hg.): Max Klinger. Wege zum Gesamtkunstwerk (Ausstellungskatalog), Mainz 1984
Schonberg, Harold C.: Die großen Komponisten, Bindlach 1990
Sievers, Heinrich: Die Musik in Hannover, Hannover 1961
Sievers, Heinrich: Von der Hofoper zum Städtischen Opernhaus, in: S. Hammer (Hg.), Das Opernhaus in Hannover, Hannover 1986
Stievers, Heinrich: Das Staatsorchester in preußischer Zeit, in: Das Niedersächsische Staatsorchester Hannover, Hannover 1986
Spiegel special Nr 12: Musik. Lust fürs Ohr, Hamburg 1995
Wagner, Richard: Beethoven, o.J. und o.O.
Zimmermann, Helmut: Die Straßennamen der Landeshauptstadt Hannover, Hannover 1992
Zobeley, Fritz: Ludwig van Beethoven in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1965

Zur Ikonologie des Historismus in der Beethovenstraße

Die Gebäude in der Beethovenstraße¹, die im Stil des Historismus, aber ansatzweise auch im Jugendstil gebaut worden sind, zeigen, daß ihre Besitzer sich an der Wohnkultur der Adligen und Patrizier bzw. Großbürger früherer Epochen orientierten.

Die stilistischen Merkmale des Historismus kann man so beschreiben: An einem Gebäude werden im Grundriß, der Fassadengestaltung sowie den Ornamenten Formen verschiedenen Stilepochen gemischt, jedoch mit neuen Baumaterialien wie Zement oder Gußeisen realisiert. Die Häuser der Großbürger des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Hannover gleichen in der Fassadengestaltung nicht nur den Bürgerhäusern der Renaissance, sondern imitieren teilweise in verkleinerter Form auch Elemente von Schlössern und Burgen der Spätgotik und der Weserrenaissance. Ich werde dies am Beispiel des Hauses Nr. 2 in der Beethovenstraße noch näher erläutern.

Es gibt in Städten wie Quedlinburg² in historisch entstandenes Stilensemble von der Spätgotik über die Renaissance, den Barock bis hin zum Rokoko, das zu einem sehr einheitlich wirkendem Stadtbild führte. So ein Stilensemble ist meistens über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten in einer Stadt entstanden und spiegelt die Einflüsse der einzelnen historischen Epochen in der Bebauung einer alten Stadt. Leider sind viele solcher historischen Ensembles im 2. Weltkrieg zerstört worden, wie auch große Teile der Altstadt von Hannover.

Die Bauwerke des Historismus ahmten diese gewachsenen Strukturen nach, jedoch werden die Elemente mehrerer Stile oft für ein Bauwerk verwendet.

Im [...] Historismus verläßt die akademische Architektur unter ständigen Richtungskämpfen der historisierenden Schulen die bisher als objektiv geltende Grundlage des antiken Formenkanons zugunsten eines Stilpluralismus und einer eklektischen Stilvermischung. Die wahlweise Anwendung, Abwandlung und Kombination der jeweils geeigneten Elemente verschiedener historischer Stile erleichtert einerseits die Anpassung an neue Bauaufgaben und neue Konstruktionen. Andererseits gelingt nur selten die volle Durchdringung mit der Technik. Die auf einer ganz anderen Grundlage gewachsenen Epochenstile sinken zur willkürlichen Dekoration herab.³

Von der Bauweise französischer Renaissanceschlösser wurde in Europa die Gliederung von Hausfassaden mit Risaliten übernommen, in Norddeutschland, besonders in der Weserrenaissance wurden diese oft mit Stufengiebeln versehen. Risalite sind in der Fassade vorgezogene Gebäudeteile, die entweder als Seiten- oder Mittelrisalite angeordnet sind. Sie lockern die Fassade auf und verleihen der Hauswand mehr Stabilität, besonders, wenn viele große Fenster vorhanden sind.



Abbildung 1: Beethovenstr. 2

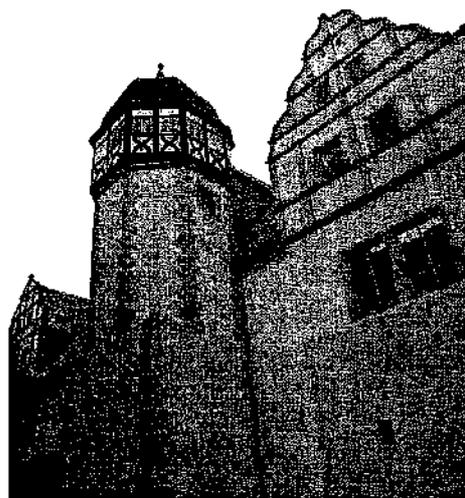


Abbildung 2: Quedlinburg, Schloß



Abbildung 3: Quedlinburg, Markt

¹ Abb. Beethovenstr. 2

² Quedlinburg, Schloß, Böhle/Steinmann, Quedlinburg. Leipzig 2. Aufl. 1990, S. 81

³ dtv Atlas zur Baugeschichte, Bd 2, 3. Aufl., München 1981, S. 497



Abbildung 4: Dachlandschaft Beethovenstraße



Abbildung 5: Schloß Rigny-Ussé

Die Häuser der Beethovenstraße erhalten ihren besonderen Charakter durch vielfältige Dachformen⁴ wie Satteldächer, Mansarddächer, Zeldächer und verschiedene Kuppelformen, die als Zierdächer auf Erkern und Türmchen zu finden sind. Die Dächer imitieren die vielfältigen aufgelösten Dachformen alter Schlösser, die mit ihren Türmen, Kaminen, Anbauten und Zinnen oft einen ähnlichen Eindruck hervorrufen.⁵

Die großbürgerlichen Gebäude des Historismus knüpfen mit ihren Ornamenten an die "großen" Epochen der deutschen Kultur an. Die Häuser sind zwischen 1898 und 1905 gebaut worden. Es ist an manchen Fassaden ein Übergang zum Jugendstil zu erkennen, im Inneren sind die Flure und Räume mit Jugendstildekor versehen. Es wurden moderne Baumaterialien verwendet, wie der neu aufgekommene Portlandzement, Profilträger, Eisenbeton, das Gußeisen für Geländer und Öfen, bunte Fenster mit Glasflußverzierungen, in den Fluren finden wir im floralen Dekor des Jugendstils die Verwendung von Kacheln, es sind auch noch Kachelöfen vorhanden. Am Beispiel des Gebäudes der früheren Humboldtschule zeigt sich, daß die Schule für ein öffentliches Gebäude der damaligen Zeit eine sehr moderne Heizungsanlage hatte (vgl. den Beitrag von R. Pistol in Kap. F), die Zentralheizung war bei der Einweihung der Schule 1904 richtungsweisend. Der Jugendstil schließt sich stilgeschichtlich an den Historismus an und geht in den Grundrissen der Gebäude sowie in den Aufrissen der Fassaden oft auf die Renaissance zurück, deshalb scheinen die Veränderungen zwischen beiden Baustilen oft nur eine Veränderung des Dekors zu sein. Hier in der Beethovenstraße vollzieht sich der Übergang eher versteckt im Inneren der Häuser, nur auf der Fassade der Humboldtschule sind schon deutliche Jugendstilelemente vertreten.

Die Gebäude der Beethovenstraße wurden in den 70er Jahren sehr liebevoll von einzelnen Architekten wie R. Wolf-Fellner restauriert, nachdem die Häuser in den fünfziger und sechziger Jahren sehr verwohnt worden und verfallen waren. Da auch viele Balkonbrüstungen schon teilweise zerstört und auch manche Teile der Bauplastiken in schlechtem Zustand waren, mußte viele Teile der Fassaden neu hergestellt werden. Welches Interesse hat dazu geführt, diese Gebäude stilgetreu wiederherzustellen?

Eine mögliche Antwort auf die gestellte Frage scheint der Hinweis auf die postmoderne Architektur zu sein. Vordergrundig gibt es einige Ähnlichkeiten zwischen dem Historismus und der postmodernen Architektur der 70er und 80er Jahre. Beide Stile sind Erscheinungen eines fin de siècle, d.h. Kunststile, die am Ausklang eines Jahrhunderts auftreten. Die Postmoderne ist ein Sammelbegriff für Kunstformen, die am Ende des 20. Jahrhunderts auftreten und als kleinsten gemeinsamen Nenner den Rückgriff auf Bauformen und Stilelemente der Weltkunstgeschichte haben. Es werden, wie im Hof des Louvre in Paris, Pyramiden⁶ gebaut. Ebenso finden heute Pfeilerhallen und Säle mit ägyptischen, griechischen oder romanischen Korbkapitellen Verwendung. In der Postmoderne gibt es keine Stilreinheit oder einen klaren Stilwillen. Stilelemente früherer Epochen aller Kontinente werden verkleinert als Spitzen von Wolkenkratzern verwendet oder stark vergrößert als Formen von Monumentalarchitektur auf die Fassaden gebracht. Der Zeitgeist, der dies bewirkt, beinhaltet, daß man mit Zitaten aus unterschiedlichen Kulturen und Zeiten eine demokratische, multikulturelle Weltkultur schaffen

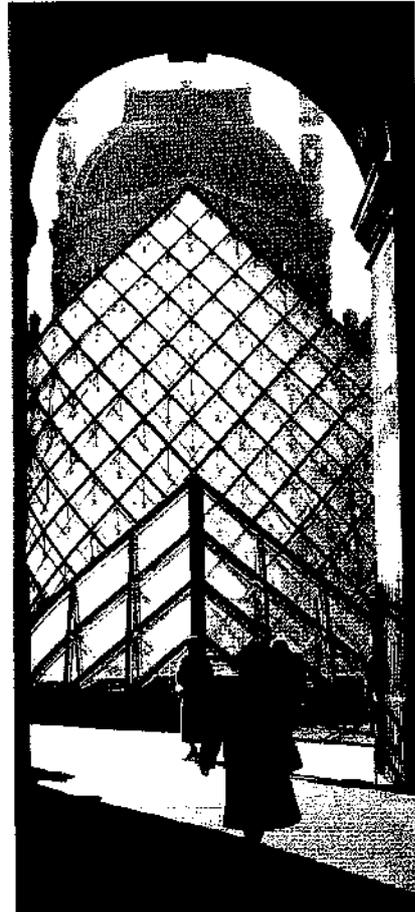


Abbildung 6: Pyramide im Hof des Louvre

⁴ Abb. Beethovenstraße aus Stadtteilzeitung, 24.10.1991

⁵ Schloß Rigny-Ussé a. d. Loire, a.a.O. S.76

⁶ Pyramide im Bonapartehof des Louvre/Paris, Arte 2/89 S. 49

kann, die alle Ausdrucksformen früherer Zeiten gleichberechtigt nebeneinander stehen läßt, ohne in der Bewertung der Kulturen Unterschiede gelten zu lassen. Hierin besteht meines Erachtens der große Gegensatz zum Historismus, der ein Rückgriff auf Stilformen der nationalen Kunststile war und oft mit Nationalstolz auf die eigene Kultur verbunden war. Eine Parallele beider Kunststile sehe ich allerdings in der Hinwendung zu neuen Baumaterialien.

Wenn man sich mit den einzelnen Elementen der Bauten in der Beethovenstraße beschäftigt, so gelangt man zu dem Ergebnis, daß viele Bauformen aus der Renaissance stammen. Die italienische Renaissance war eine Wiederbelebung der römischen Architektur. In Deutschland wurde dieser Stil häufig mit Elementen der Spätgotik verbunden. In der sog. Weserrenaissance, die in Niedersachsen vielfach zu finden ist, wird der Stil der Renaissance auch mit Elementen der französischen Renaissance gemischt. Die Renaissance war die Kultur des selbstbewußten Bürgertums der italienischen Stadtstaaten. Mit dem wachsenden Wohlstand der Patrizier in Europa verbreitete sich diese Kultur und Architektur über ganz Europa. Das folgende Zitat zeigt den Zusammenhang des Bewußtseins der Architekten der italienischen Renaissance mit dem Denken der Bauherren des Historismus, da die Übernahme eines Baustils auch das Selbstbewußtsein seiner Erbauer im 19. Jh. repräsentiert:

Die Renaissance stellte den Individualismus, d.h. die Selbständigkeit der Persönlichkeit in den Mittelpunkt der ethischen Werte. Am weitesten ging diese Befreiung der Persönlichkeit bei den Humanisten, die als erste den Stand der bindungslosen Intellektuellen darstellten... Der Rang jedes Menschen wird nicht mehr von seinem Platz in einer ständischen Ordnung, sondern von seinem Können und seiner Bildung bestimmt. Diese Bildung war aber ausgesprochen weltlich, unabhängig von der Kirche. Sie war ethisch-ästhetisch und wählte als Vorbild die Antike. Das höchste Ziel der Humanisten ist der uomo universale, der allseitig entfaltete Mensch, wie ihn der Baumeister Leon Batista Alberti (1404-1472) verkörperte, der ein Meister in vielerlei Sport, Komponist, Rechtsgelehrter, Physiker und Dichter war.⁷

Die baugeschichtlichen Zusammenhänge der Renaissance und des Historismus sollen zunächst am Beispiel des Hauses Nr. 2 in der Beethovenstraße erläutert werden. Das Haus wurde von dem Architekten Karl Krack 1898 bis 1900 erbaut. Karl Krack hat das Grundstück 1898 von dem Senator Niemeyer in Linden für 25 850 Mark⁸ erworben, wie aus einer Steuerbescheinigung des Magistrats der Stadt Linden vom 13. 9. 1900 hervorgeht. Karl Krack ist als Architekt der erste Bauherr in der Beethovenstraße. Sein Eckhaus, das die Beethovenstraße mit der Davenstedter Straße verbindet, wurde als erstes gebaut und kann meines Erachtens als richtungsweisend für die Bebauung der Beethovenstraße angesehen werden.

Am Haus Nr. 2 ist die Mitte beider Fassaden, zur Beethoven- und zur Davenstedter Straße hin, nicht nur durch die Mittelrisalite hervorgehoben worden, sondern darüber erheben sich an den Satteldächern Stufengiebel, deren Stufen mit Bögen versehen sind. Diese Giebel haben einige Ähnlichkeit mit dem des "Hexenbürgermeisterhauses"⁹ von 1571 in Lemgo, Lippe. An diesem Gebäude finden sich auch Vorbauten, wie sie ursprünglich an der Südfassade des Hauses vom

Bestell-Nr. 100 7491

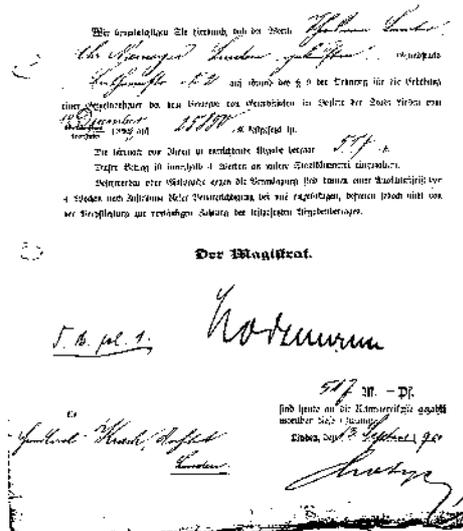


Abbildung 7: Grundsteueranmeldung 1900

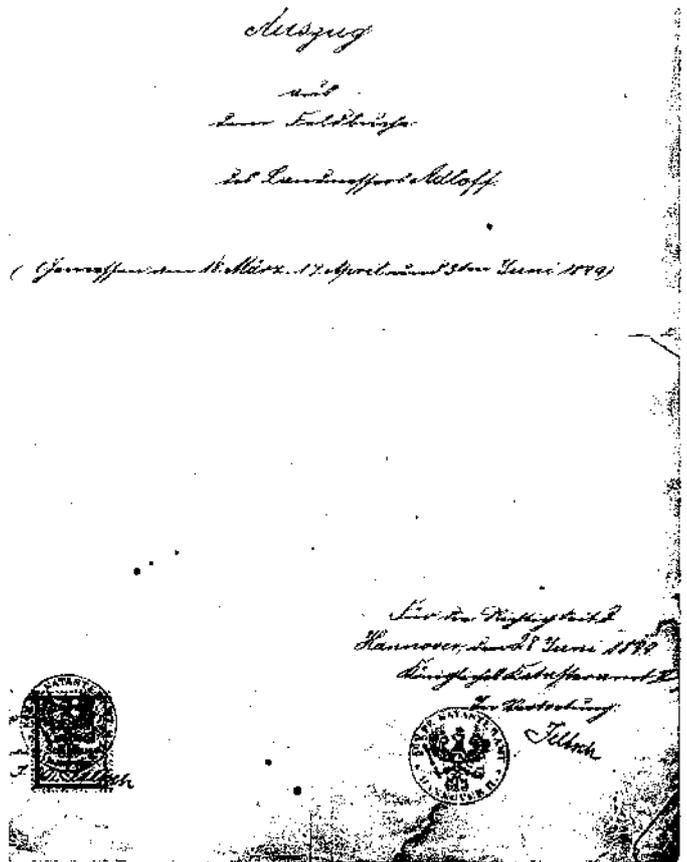


Abbildung 8: Königliches Kataster II, Hannover 1900

Architekten Krack zu finden waren. Ein weites Ornament des Lemgoer Hauses, nämlich das Muschelmotiv, hat Krack als Abschlußornament des Stufengiebels verwendet; am Lemgoer Gebäude sind Muscheln in allen Rundungen des Giebels vorhanden. Die an den Fenstersimsen vorhandenen Gardinenbögen des Krackschen

⁷ 10 Busch, B.Lohse (Hg.), Baukunst der Renaissance in Europa, 4. Aufl. Frankfurt a. M 1960, S. IV
⁸ 11 siehe Urkunde des Magistrats der Stadt Linden
⁹ 12 Busch u. a., a.a.O. S.147

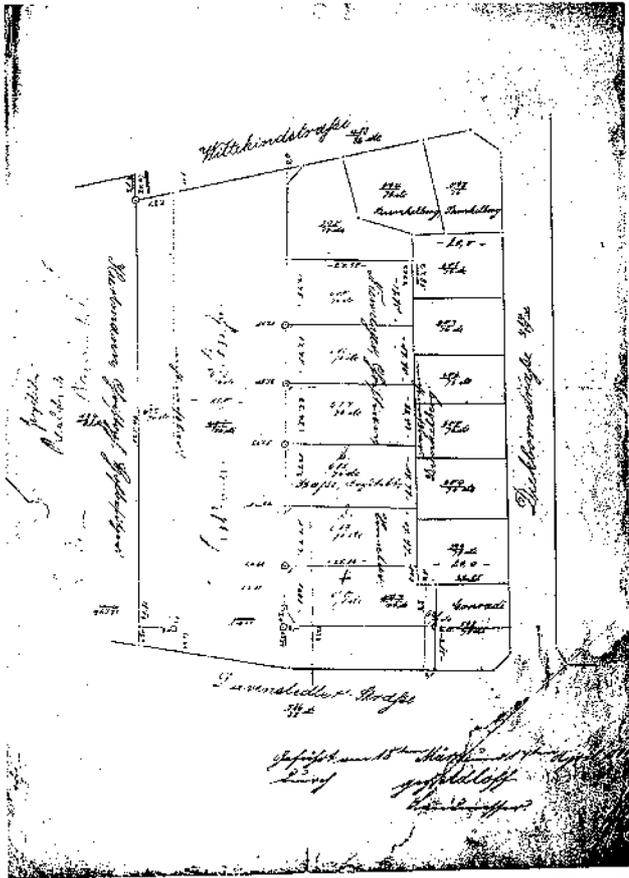


Abbildung 9: Feldbuch Adloff 3/4 1899

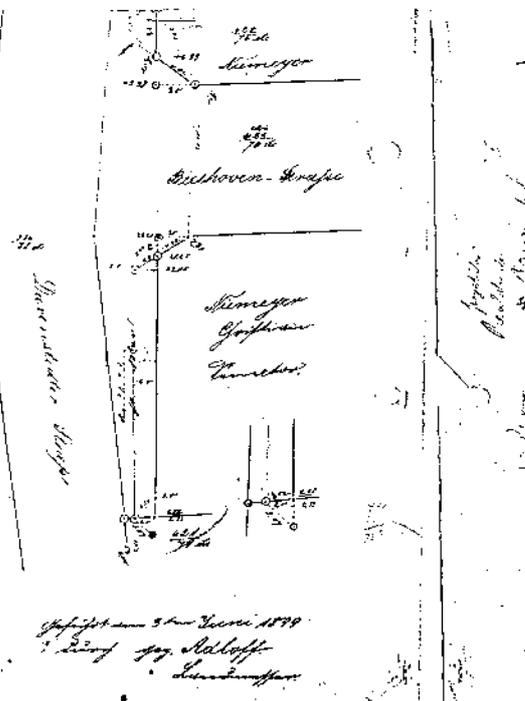


Abbildung 10: Feldbuch Adloff 6, 1899



1
Abbildung 11: Hexenbürgermeisterhaus

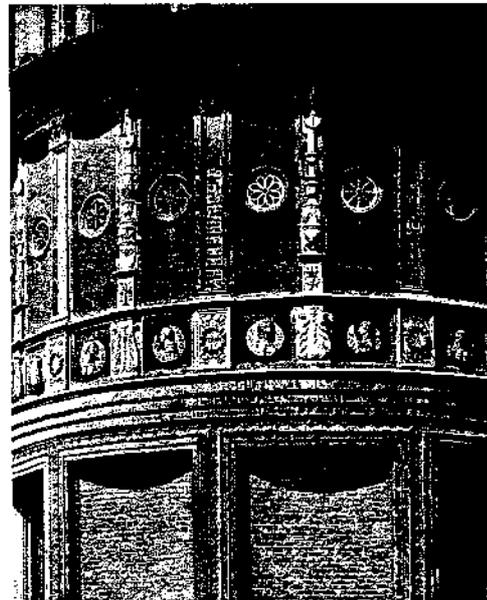


Abbildung 12: Santa Maria delle Grazie

ombardischen Renaissance: z.B. an der Ostapsis von S. Maria delle Grazie¹¹ in Mailand. Mit Kränzen umrandete Medaillons hat auch der berühmte Renaissancearchitekt Bramante 1485 in der Sakristei von S. Satizo¹² in Padua verwendet, hier sind Putten auf Zierreliefs zu sehen, verbunden mit Rollwerk zur Gestaltung der Tafeln zwischen den Löwen an der Spitze des Turmes verwendet hat. Dieser Fries an dem fünfeckigen Turm zeigt in der Verwendung des Dekors besonders deutlich den hohen Anspruch des Architekten. Die aufrecht stehenden Löwen tragen vor sich Wappenschilder wie Ritter im Mittelalter. Dieser Fries ersetzt den Zinnenkranz, den der Donjon (Wohnturm) an den Ecken französischer Renaissanceschlösser¹³ noch hatte. Solche Türme in kleinerem Format befinden sich in der Beethovenstraße am Gebäude des südlichen Endes der Straße auf der Ostseite und am nördlichen Abschluß der Beethovenstraße auf der westlichen Seite am Haus

Gebäudes finden sich als Fischblasenornament auch am Rathaus in Stargard¹⁰.

Aus der italienischen Renaissance hingegen stammt der Fries mit den Medaillons unterhalb der Fenster des 2. Stockwerkes des Turmes von Nr. 2. In der italienischen Renaissance findet man diese als Schmuckformen der

10 13 a.a.O. S. 33
11 14 a.a.o. S. 29
12 15 a.a.O. S. 28
13 16 a.a.O. S. 76



Abbildung 13: Wittekindstr. 16

Wittekindstraße Nr. 17, das als Eckhaus den nördlichen Abschluß der Straße bildet. Hier ist über dem Parterre ein solcher Turm angesetzt, dadurch entsteht eine diagonale Symmetrieachse in der Formation der Straße. Außerdem befindet sich ein solcher Turm an der linken Ecke des Hauses Nr. 7. Alle diese Gebäudeteile sich viel kleiner als jene an den Schlössern der Renaissance, aber diese Gebäude hatten häufig auch eine Ausdehnung, die der Länge der gesamten Beethovenstraße entsprechen würde. Jeder Donjon der Beethovenstraße ist mit einem Fries verziert. Am nördlichen Eckhaus wechseln sich Ornamenten und Halbsäulensockel ab, allerdings mit barocken Voluten dekoriert.

Am Haus Nr. 7 im Parterre dieses Hauses findet man als Schlußstein über den Rundbögen der Fenster abwechselnd Mädchen- und Faunenköpfe mit floralen Jugendstilornamenten umgeben am Wohnturm. Links ein Faun mit Eichenlaub und Ginkgoblättern umrankt, in der Mitte ein Faun mit Rohrkolben umgeben, rechts eine Nymphe von Seerosen umrankt. Zwischen der ersten und zweiten Etage sind weitere Reliefs zu sehen, die im Text von Herrn Schlegel interpretiert werden. Dieses Haus Nr. 7 ist neben dem Krackschen Gebäude eines der stark verzierten Gebäude, das interessante Reliefs aufweist.

Das Schloß Rigny-Ussé an der Loire¹⁴ könnte auch als ein Vorbild für die Dachgestaltung der Häuser in der Beethovenstraße angesehen werden. Die Fülle der manieristischen Türmchen, Erker und Schornsteine aus dem 16. Jh. sind eine französisch-gotische Tradition, die an Gebäuden der deutschen Renaissance des öfteren übernommen worden ist.

Als Bau- und Zierelemente der Spätrenaissance sind die Dächer anzusehen. So sind die Dächer der beiden seitlichen Vorbauten auf der Südseite von Nr. 2 und das Dach des Turmes von Nr. 7 schwäbischen Hauben nachempfunden, wie sie die seitlichen Türme des Augsburger Rathauses tragen¹⁵. Brüstungen und Balkone mit Geländern aus Balustern, dies sind geschwungene Geländerstützen in Säulenform, wie im 2. Geschoß am Haus Nr. 2 in der Beethovenstraße vorhanden sind, gelten als typische Zierformen der italienischen Renaissance. Das Maßwerk hingegen, ein geometrisches Ornament, welches in den mittelalterlichen Bauhütten mit dem Zirkel konstruiert, d.h. ausgemessen wurde, ist von Krack als Ornament für die Balkongeländer ebenfalls verwendet worden. Dies ist typisch für die Neugotik des



Abbildung 14: Relief Beethovenstraße 2



Abbildung 15: Relief Beethovenstr. 7



Abbildung 16: Dämonenkopf Beethovenstr. 2



Abbildung 17: Faun, Beethovenstr. 7

¹⁴ 17 a.a.O.

¹⁵ 18 a.a.O S. 180



Abbildung 18: Kunst bringt Gunst



Abbildung 19: Pellerhaus, Nürnberg

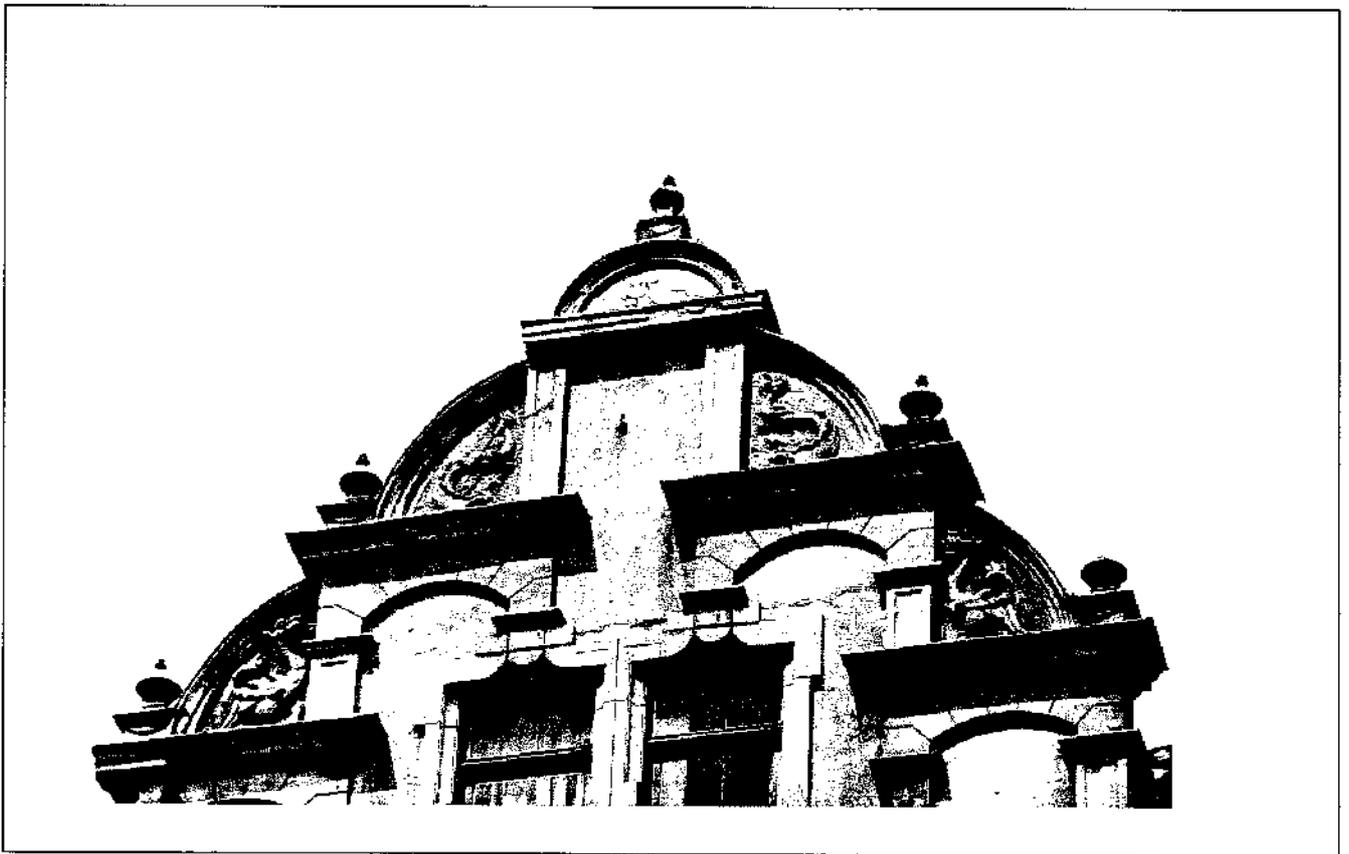


Abbildung 20: Stufengiebel Beethovenstr. 2

19. Jh. und für die Verschmelzung der Baustile im Historismus. Ein Gebäude der deutschen Renaissance, das ebenfalls eine solche Verbindung der Baustile hatte und das hierfür als Prototyp anzusehen ist, war das Peller-Haus in Nürnberg¹⁶. Die starken Profilgesimse am Stufengiebel, den Friesen und Balkonen sowie unter den Fenstern des Krackschen Gebäudes weisen auf die Spätrenaissance hin, wie auch freie Tafeln und Felder, die durch florale Girlanden und Kränze verziert sind. Diese Girlanden werden in der Mitte von Köpfen unterbrochen, die als Putten, Genien oder Dämonenköpfe gestaltet sind. Die Anordnung dieser Köpfe weicht von dem Formempfinden der Renaissance stark ab, dort sind solche Elemente immer über einem Feston oder Fenster oder Türsturz zu finden waren, aber nie darunter.

Abschließend möchte ich noch auf ein überaus interessantes Relief und dessen Ikonologie am Haus Nummer 2 hinweisen, welches meines Erachtens auf einen starken Bezug des Architekten Krack zur Antike hinweist, wie ihn die Architekten der Renaissance hatten. Über dem Portal in der Beethovenstraße 2 ist ein Relief zu sehen, das aus einem erhöhten Medaillon und zwei seitlich angeordneten Kreissegmenten besteht. In dem Medaillon befindet sich auf einem Spruchband das Motto **Kunst bringt Gunst**. Unter dem Medaillon befindet sich über einem Akanthusblatt; halb auf das Gesims des Türsturzes gesetzt ein Wappen, das wiederum drei kleine Wappen enthält. Es ist dasselbe, das die Löwen als Schild vor sich stehen haben. In den seitlichen Kreissegmenten befinden sich zwei auf dem Boden sitzende Figuren. Links ist ein weiblicher Akt zu sehen, die Lenden mit einem Tuch bedeckt; eine Lyra (Leier) und eine Schriftrolle sieht man hinter dem Rücken der Gestalt. Die junge Frau hat den linken Arm auf das angezogene Knie abgestützt und hält in derselben Hand eine Schriftrolle. Das Musikinstrument und die Schriftrolle sind Attribute der Terpsichore, der Muse, die den Gesang und das Spiel

der Lyra sowie Kithara verkörpert. Die neun Musen waren die antiken Göttinnen der Kunst und Wissenschaften und wurden als Beschützerinnen allen geistigen Lebens angesehen. Terpsichore wird hier in der Art und Weise dargestellt wie im 17. Jh. Klio, die Muse der Geschichtsschreibung, die zusammen mit dem Maler, der sie malt, als Allegorie den Ruhm der Kunst verkörpert. Die Allegorie ist ein Sinnbild für einen geistigen Sinnzusammenhang, der durch eine menschliche Gestalt verkörpert wird.

Allerdings ist die lässige ruhende Haltung für die Darstellung der Klio ungewöhnlich. Dem Mädchen gegenüber sitzt in einer ähnlichen Haltung, ein Bein angezogen, das andere ausgestreckt, ein Jüngling, der in der rechten Hand einen Pinsel hält und in der linken eine Amphore. Vor ihm steht eine große Vase, hinter ihm ein Tonbehälter. Der Jüngling ist ein antiker Töpfer und soll wohl einen Künstler symbolisieren, der im Begriff ist, seine Muse auf der Amphore abzubilden. Solche Darstellungen der Musen hat es auf griechischen Vasen seit dem 6. Jh. vor Chr. gegeben.

Durch Rogier van der Weyden, wird im 15. Jh. in der flämischen Gotik der Künstler als der heilige Lukas dargestellt, der die Madonna malt. Der heilige Lukas war der Schutzheilige der Malerzunft im Mittelalter. Im 17. Jh. wird die Allegorie auf den Ruhm der Kunst durch einen Maler, der Klio malt, versinnbildlicht. Es gibt von dieser Allegorie in der europäischen Malerei zwei Varianten, eine mittelalterliche christliche: Der Schutzpatron der Maler malt die Mutter Gottes und erbittet so Schutz für die Künstler. Weiterhin eine antike sowie barocke Variante: Ein Maler malt Klio mit einem Lorbeerkrantz im Haar, wie Vermeer van Delft sie in seinem Bild "Über die Malkunst" darstellte. Er verherrlicht den Ruhm der Kunst. In unserem Relief wird aus

¹⁶

19 a.a. O. S. 144 & U. Hatje, Knauers Stilkunde Bd II, München, Zürich, 1963, S.360

dem Ruhm jedoch die Gunst, die Kunst mit sich bringt. Gunst ist hilfreich, Ruhm ist glanzvoll.

Bei den antiken Dichtern wurde seit Homer am Anfang eines Werkes durch Anrufung der Musen deren Schutz erbeten. Das Motto *Kunst bringt Kunst* verdeutlicht deshalb den antiken Geist des Architekten Krack. Er gibt sich allerdings mit der Gunst, die man sich für seine weiteren Unternehmungen wünscht, zufrieden, ohne den Ruhm für sich zu beanspruchen. Da das Relief über der Eingangstür angebracht ist, konnte jeder, der das Haus betrat, sich in Gedanken in den Schutz der Musen begeben, wen er das Relief sah. Es ist letztendlich nicht entscheidend, ob die Muse Terpsichore oder die Muse Klio dargestellt ist, da verallgemeinert der Schutz für Kunst und geistige Tätigkeit hier gemeint ist. Bei den Griechen wurden philosophische Schulen und Gymnasien oftmals dem Schutz der Musen unterstellt, das Haus von Krack ist jedoch sein Wohnhaus.

Die beiden Figuren über dem Portal sind vom Körperbau her den französischen Renaissanceplastiken nachempfunden. Jedoch ist ein sehr weicher, fließender Stil vorhanden, der von der Darstellungsweise der Renaissance abweicht und in die Richtung Jugendstil weist.

Dies sind einige Gedanken zu den Bauformen und Verzierungen an den Gebäuden der Beethovenstraße. Es lassen sich nicht alle Ornamente entschlüsseln und es gibt auch nur wenige Hinweise darauf, daß die Bauherren bewußt ein Programm von Allegorien an ihren Häusern angebracht haben. Krack als Architekt hat sicher nicht seinen Berufsstand verdeutlicht, da Architekten und Baumeister häufig Zirkel und Dreieck als Wahrzeichen ihres Berufsstandes zeigen; diese Symbole findet man schon in den von Vasari verwendeten Zeichnungen.

In der Beethovenstraße sind noch einige Gebäude vorhanden, die nicht erwähnt, jedoch ebenso interessant

sind. Hier sollte nur an *einem* Beispiel deutlich gemacht werden, welche vielfältigen Beziehungen im Historismus vorhanden sind.

Liste der Abbildungen

1. Abb.: Beethovenstraße 2
2. Abb. Quedlinburg, Schloß Buch Quedlinburg S. 81
3. Abb. Quedlinburg, Marktplatz (historisches Ensemble) Buch Quedlinburg S. 56/57
4. Abb. Beethovenstraße: Dächer
5. Abb. Rigny-Ussé a. d. Loire (frz. Renaissance). "Renaissance" S. 76
6. Abb. Pyramide Louvre Paris (Postmoderne) Art 2/89 S. 49
7. Abb. Kopie d. Steuerurkunde des Magistrats der Stadt Linden vom 13. 9. 1900
8. Abb. Königliches Kataster Hannover II, 1900
9. Abb. Auszug aus dem Feldbuch Linden, Landvermesser Adloff, März/April 1899
10. Abb. Auszug aus dem Feldbuch Linden, Landvermesser Adloff, Juni 1899
11. Abb. Hexenbürgermeisterhaus Lemgo Lippe (Weserrenaissance) Buch Renaissance S. 147
12. Abb. Sa. Maria delle Grazie Mailand a.a.O. S. 28
13. Abb. Wittekindstraße 16, Ecke Beethovenstraße
14. Abb. Relief Medaillon Beethovenstr. 2
15. Abb. Beethovenstr. 7 Relief Mädchen
16. Abb. Beethovenstr. 7 Faun
17. Abb. Dämon Beethovenstr. 2
18. Abb. Portalrelief Beethovenstr. 2
19. Abb. Pellerhaus Nürnberg (zerstört) a.a.O. S. 180
20. Abb. Stufengiebel Beethovenstr. 2



Bernd Schlegel

Jugendstil in Linden: Das Haus Beethovenstraße Nr. 7

Das Haus Nr. 7 wurde später als die anderen Häuser der Beethovenstraße gebaut. Während man die übrigen Häuser beider Straßenseiten einschließlich der Eckhäuser zur Wittkindstraße zwischen 1899 und 1902 errichtete, erfolgte der Bau des Hauses Nr. 7 erst im Jahre 1904¹. Es ist nicht mehr so stark vom Historismus im Sinne der Weserrenaissance geprägt wie die Nr. 5 (Humboldtschule, Baujahr 1901), zeigt vielmehr eigene, neue Ausdrucksweisen einer Freude am Bauen, Gestalten und Repräsentieren. Zeitgenossen lobten das Haus als vollwertige Kunstschöpfung². Es trägt bereits einige Elemente des Jugendstils, des Stils, in dem sich Handwerk, Architektur und Reform verbinden wollten. Die Symbole des Jugendstils sind geprägt von Bildnissen von Pflanzen und Frauen als Metaphern für Natur, Wachstum, Bewegung, Werden und Vergehen. Es war der Versuch, Natur und Kunst zu vereinen, mit den "alten" handwerklichen Mitteln einen neuen Stil zu schaffen, ohne Rückgriffe - wie noch im Historismus - auf altes Formenrepertoire. Dieser Stil wollte die augenfälligen Neuerungen in Technik, Wirtschaft und Gesellschaft bewältigen; indem er abstrakt Bewegung als in bevorzugter Weise darzustellendes Element im Ranken und

Fließen einzufangen versuchte, entfernte er sich von der bewegungslosen Statik vorheriger Stilepochen und verkündete gewissermaßen als Vorläufer dromologischer Philosophen wie Paul Virilio Bewegung und Geschwindigkeit als die eigentlichen Elemente der Moderne³. Die Bauten des Jugendstils repräsentierten vor allem aber das moderne Selbstbewußtsein der Bauherren: Gegenüber der künstlerischen Vergangenheit und gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen. Ein häufiger Rückgriff in den Darstellungen auf klassische Motive und alte Mythen war dabei ein übliches Mittel, gleichwohl Validität zu erheischen. Einiges davon findet sich an diesem Haus, dessen Bauherr Berneburg, Straßenbauunternehmer und Steinbruchsbesitzer, erst wenige Jahre zuvor mit seiner Familie aus Nordhessen nach Linden gekommen war.

Auffällig ist zunächst die Vielfalt der in der Fassadengestaltung verwandten Materialien. Beginnend mit Basalt im Sockel, der aus den familieneigenen Steinbrüchen stammte, folgen über weißgefugte Ziegel im Erdgeschoß und Putz⁴ im 1. und 2. OG dann Fachwerk im 3. und 4. OG mit zum Teil farbig abgesetzter Schieferdeckung des Turmes mit doppelgeschwungener Spitze: Es fehlt keines

¹ Nur die Nr. 8 wird etwas später als die mit ihr einheitlich konzipierten, achsensymmetrisch angrenzenden Häusern gebaut. Dabei unterscheiden sich auch schon die Fassadenornamente der Nr. 8 von denen der Nachbarhäuser: Die Begrenzungen des Erkers im 2. OG und die Umrandungen der Giebelfenster erscheinen wie Wandschmuck von Häusern des Wiener Jugendstils.

² Wiener Bauindustriezeitung, 26. Jahrgang, Wien 1909, Nr. 30, S. 253.

³ z. B. Paul Virilio, *Revolution der Geschwindigkeit*, Berlin 1993; eine Übersicht bietet Stefan Breuer, *Der Nihilismus der Geschwindigkeit*, Leviathan 1988, Heft 3, S. 309 ff.

⁴ Es wurde ein neues Material "Terra Hannovera" verwendet, das aus Bayern stammte, Wiener Bauindustriezeitung a. a. O. S. 254.

der damals verwendbaren Materialien. Diese Fülle erinnert an eine protzige Ausstellung eines Musterhauses für Baumaterial, was bei dem Haus eines Tiefbauunternehmers allerdings erklärlich ist. Jede Etage (mit jeweils nur einer Wohnung) hat einen jeweils anders gestalteten Balkon.

Die aussagekräftigsten Jugendstilelemente finden sich an den verschiedenen Bildnissen der Fassade, vor allen Dingen am Turm.



Die drei Sandsteinskulpturen über den Fenstern des Erdgeschosses des Turms sind auf den ersten Blick lediglich Maskenköpfe. Bei genauerer Betrachtung entpuppen sie sich jedoch als der griechische Gott Pan (Mitte) mit einer Nymphe (Rechts) und einem Satyr (Links) an der Seite. Pan, mit Stoppelbart auf der Oberlippe, kleinem Horn auf der Stirnseite und Efeu im zerzausten Haar, lugt mit lüsternem Gesichtsausdruck durch ein Schilfrohrdickicht nach links hin zur Nymphe (vgl. die Darstellung von Sabine Bruncke am Schluß dieses Artikels).



Diese wiederum hat zwar den Kopf ab-, die Augen jedoch mit unterschiedlich interpretierbarem Gesichtsausdruck zu Pan hingewandt. Die langen, fließenden Haare verlieren sich in einer Vielzahl von Teichrosen. Auf der anderen Seite des Pan schlägt ein bocksbärtiger, eselsohriger Satyr, offensichtlich betrunken, die Augen zum Himmel. Im Haar trägt er Efeu und Wein (Laub und Trauben), er ist umgeben von Eichenlaub mit Eicheln und Ginkgo, ebenfalls Laub und Früchten. Hier könnte die Geschichte des Pan abgebildet sein, der die Nymphe Syrinx verfolgt. Sie flieht vor ihm zu einem Fluß, wo sie sich zunächst versteckt, sich dann jedoch in Schilfrohr verwandelt. Um zumindest in irgend einer Art mit ihr kommunizieren zu können, schneidet Pan verschiedene Schilfrohre ab und fertigt daraus ein Musikinstrument:

Die erste Panflöte. Pan dürfte im übrigen nicht nur diese Nymphe erschreckt haben, er war auch sonst bekannt für sein Verbreiten des "panischen Schreckers". Vor allem aber war er ein Fruchtbarkeitsgott. Nymphen galten als niedrigere Naturgottheiten. Sie waren schöne Mädchen, die zwar nach einem langen Leben sterben konnten, vor allen Dingen aber bis zum Tode hin nicht alterten. Sie waren mit Gesang und Spiel beschäftigt, spendeten aber auch Segen und Fruchtbarkeit. Je nach Art des Naturbereichs, in dem sie lebten, waren es Najaden (Quellen, Teiche, Seen, Grotten), Nereiden (Meer), Oreaden (Berge und Wälder) oder Dryaden (Bäume). Auch Satyre, die möglicherweise Brüder der Nymphen waren und in den Darstellungen oft in Gemeinschaft mit ihnen auftauchten, galten als Fruchtbarkeitsdämonen. In der griechischen Mythologie gehörten sie allerdings meist zum Gefolge des Dionysos, des Gottes des Weins und der Fruchtbarkeit. Die Abbildung am Haus scheint aus einem Satyrspiel zu stammen, einer Form des antiken griechischen Dramas, in der man die Satyre lustern, trunksüchtig und gefräßig darstellte.



Bei allem Rückgriff auf die Antike werden aktuelle Anknüpfungen nicht gescheut. Ebenso wie die Gattungen der Pflanzen, insbesondere Teichrose und der erst im 18. Jahrhundert nach Europa gelangte Ginkgo, geläufige Modernisierungen der antiken Bildmotive durch den Jugendstilkünstler sind, erinnert die Auswahl des Pan als Zentralbild an die zwar kurzlebige (1895 bis 1900), gleichwohl dem Jugendstil bahnbrechende Kunst- und Literaturzeitschrift gleichen Namens. Auch trägt die Nymphe ein modernes Ohrgehänge.



Nachdem das Erdgeschoß des Turms so triebhaften Geschehnissen gewidmet ist, finden sich über den Fenstern des 1. OG drei eher ernsthafte Reliefs (Vgl. auch S. 9). Links sieht man den Kopf einer Frau mit einem Halstuch und einem leicht lächelnden Gesicht. Auf

ihren fließenden losen Haaren steckt eine sechsteilige Ährenkrone mit einer Mohnblume in der Mitte. Rechts und links von ihr sind strahlenförmig Halme mit Ähren und Erntewerkzeugen angeordnet: Rechen, Sichel, Sense, Dangelhammer und Wetzholz. Das ansonsten ähnliche Frauengesicht auf der rechten Seite blickt dagegen ernst. Die Haare sind auf dem Kopf streng geflochten und gehen in knotigen Schmuck unter dem Kinn über. Die Frau trägt eine ebenfalls siebenteilige Krone, jedoch aus senkrecht stehenden basaltartigen Steinen. Auch findet sich eine strahlenförmige Umrahmung aus großen und kleinen Basaltsteinen sowie Steinhämmern und verschiedenen Meißeln. Das Mittelteil schließlich bildet ein maskenartiger Männerkopf, Augen und Mund sind weit aufgerissen, die Eckzähne sichtbar, wenn auch von der Straße aus nur die oberen. Aus einem dreistreifigen Stirnband mit Mittelembem entspringen kronenartig 9 Flammen. 2 Windengel rechts und links von ihm blasen etwas in Richtung des aufgerissenen Mundes. Über dem Kopf wölbt sich ein Bogen.



Man könnte hierin bildliche Darstellungen des damaligen Wirtschaftslebens in Linden sehen: Zwischen agrarischem Calenberger Land und Bergbau am Deister (Kohle), Ronnenberg (Salz) und Linden (Kalk) stünde das Mittelbild dann für die beängstigende Maschinenteknik mit Feuer und Luft, also evtl. eine Allegorie auf eine Dampfmaschine. Dem steht aber der eindeutige Basaltcharakter der Steine im rechten Bild entgegen, der es näherlegt, hier die Darstellung einer Familientradition zu sehen: Der Bauherr und seine Familie stammten aus Nordhessen, wo man auf einem Gut gelebt hatte. Dort war eben Landwirtschaft betrieben worden, man besaß dort - und anderswo - aber auch Steinbrüche, unter anderem mit Basaltsteinen. Das Mittelbild bleibt dann aber ein Rätsel. Die zentrale Lage am Haus läßt auf eine zentrale Bedeutung schließen, sieht uns hier die Angst an, die der Bauherr selbst hatte? Oder wollte er ihre Bewältigung oder Beschwichtigung durch die Engelsdarstellungen zeigen lassen? Eine reine Abschreckung anderer, unliebsamer Personen dürfte mit pustenden Engeln nicht zu erzielen gewesen sein. War es das Wissen, daß über alle wirtschaftliche Prosperität und Lebensfreude jederzeit ein machtvolles Unglück hereinbrechen kann? Oder die Vorstellung, daß ökonomisches Gelingen auf Besänftigung ungezügelter Energien, also gewissermaßen einer Triebregulierung beruht? Denkbar wäre aber auch ein banaler Streit mit dem Bauherrn des Hauses Nr. 8, auf das dieses grimmige Gesicht

ausgerichtet ist. Immerhin sind nur aus Richtung jenes Hauses die unteren Eckzähne des Mundes gut zu sehen. Doch ist auch hier ein modernisiertes Zitat aus der antiken, römischen Mythologie vorstellbar. Die Frauenköpfe könnten Ceres (griechisch Demeter) und Kybele sein. Ceres, Göttin des Getreides und des Ackerbaus, galt als Mutter Erde und Allesernährerin; ihre Insignien waren ein Ährenkranz auf dem Kopf und Mohnblumen, wenn auch als Strauß. Kybele sollte dieselbe Göttin, aber doch verschieden sein (was die Ähnlichkeit der Gesichter erklären würde). Sie wird typischerweise mit einer Mauer- oder Turmkrone dargestellt, auch der hier vorgefundene Kopfschmuck könnte so verstanden werden. Sie war ebenfalls eine Mutter- und Fruchtbarkeitsgöttin. Das Mittelbild läßt dann an den im späten Rom bedeutsamen Sonnengott Sol denken⁵. Er fuhr ursprünglich lediglich den Sonnenwagen über den Himmelsbogen, gewann aber im 2. Jahrhundert n. Chr. durch Annäherungen an den Lichtgott Mithras, dessen Kult aus Persien stammte und der in der Spätantike weitverbreitet war, erheblich an Bedeutung. Er wurde insbesondere von den Soldaten und Kaisern verehrt. Er trug meist eine Krone aus Licht und Feuer und galt in der Spätzeit des römischen Reiches als mächtiger und zorniger Gott. Das aufgerissene Maul könnte auf die Nähe zu dem menschenverschlingenden Baal hinweisen, die sich ebenfalls im Laufe der Veränderung dieses Gottesbildes findet. Die Gottheit Baal stammte ursprünglich aus Palästina und verbreitete sich ebenfalls durch die Legionen über das gesamte römische Reich. Ihm sollen ursprünglich Menschenopfer darge-



bracht worden sein, er galt als der Allesverschlingende.⁶ Am Mittelteil der Fassade finden wir über der Angabe des Baujahres 1904 eine von Weinlaub und -trauben umgebene Eule mit gespreizten Flügeln. Galt die Eule in der Antike - der Weisheitsgöttin Athene geweiht - wegen des Aufenthalts in stillen Häusern und des nächtlichen Umherschweifens als Symbol des Studiums und der Weisheit (weshalb sie sich wohl vielfach an der benachbarten Schule findet), könnte sich hier ein Hinweis auf ein Studierzimmer oder die Bibliothek der Wohnung verstecken. Die Flügelspanne aber deutet doch eher auf einen in Niedersachsen verbreiteten Aberglauben hin, wonach man durch das Annageln von Eulen oder Fledermäusen in dieser Haltung, also dem Betrachter zugewandt und mit ausgespreizten Flügeln, Hexen von Ställen und Häusern und den Blitz von der Scheune fernhalten wollte⁷. Diese Interpretation macht auch die überdimensionale Fledermaus auf der Fassade Wittekindstraße 21 verständlich.

Über dem Fenster des Erdgeschoßbalkons findet sich noch eine weitere Darstellung der antiken, römischen Mythologie. Im Rahmen von Lorbeerblättern liegen Amor (mit Bogen und Köcher), ungeflügelt, und Psyche (mit Schmetterlingsflügeln) am Boden, beide auf einen Arm

⁵ Er war bedeutsamer als Helios in Griechenland, eine Untergottheit des Phoebus Apollon.

⁶ *Entgegen den geistvollen und anregenden Interpretationen meines Nachbarn Schlegel möchte ich mich darauf festlegen, daß hier nichts anderes als die - damals relativ junge, von den Berneburgs aber durchaus schon betriebene - Asphaltproduktion gemeint ist, bei der große Hitze entwickelt werden mußte. Freilich bin ich auch persönlich daran interessiert, daß die eine oder andere von Schlegels Deutungsvorschlägen nicht zutrefte, da dieses Gesicht direkt in mein Arbeitszimmer blickt. HA.*

⁷ Ernst Bock-Letter, Heimatbuch des alten Landkreises Linden, Hannover 1915, Reprint Gehrden 1986, Seite 177 f.



gestützt. Beide Figuren sind im Kindesalter dargestellt. Psyche scheint mit Amor zwar im Gespräch, ist jedoch nicht ihm, sondern dem Betrachter zugewandt. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand deutet sie auf sich selbst. Die Geschichte dieser beiden wurde um ca. 160 n. Chr. als Kunstmärchen vom dem römischen Schriftsteller Apuleius geschaffen. Die schöne Psyche, ursprünglich als Drachentöchterin angesehen, findet sich in einem geheimen Palast wieder, wo sie von einem zärtlichen jungen Mann, nämlich Amor, nachts liebkost wird. Als sie ihn entgegen einem Verbot ansieht, flüchtet er. Psyche sucht ihn auf einem langen abenteuerlichen Weg durch Oberwelt und Unterwelt, findet ihn auch und bleibt mit ihm zusammen. Sie wird unter die Unsterblichen aufgenommen, zu denen Amor als Sohn der Venus ohnehin bereits gehörte. Ob der Künstler (oder der Bauherr) mit der Ausrichtung Psyches Zeigefingers auf ihre aktive Rolle in der Geschichte hinweisen wollte⁸, was einem seinerzeit vermutlich modernen Frauenbild entsprochen hätte, kann nicht mit Gewißheit gesagt werden. Die Auswahl dieser Geschichte als Motiv könnte von ihrer sinnlichen Komponente bestimmt gewesen sein - und damit den Darstellungen am Turm im Erdgeschoß entsprechen - oder aber auch dem Motto, daß eben Ausdauer zum Erfolg führt - ein Gedanke, der einer "wirtschaftlichen" Interpretation der Motive in den Bildnissen am Turm im 1. OG entsprechen würde.

An der Fassade finden sich noch weitere Putzreliefs: Rechts und links am Balkon im 2. OG ranken meterhohe Rosenbüsche zwischen mit Schnitzwerk (Blätter und Männerköpfe) versehenen senkrechten Balken des Fachwerks. Im Gefach des 3. OG blühen sechs Blumen, schließlich geht im Gefach des Dachgeschosses zwischen weiteren Blumen eine nur zur Hälfte sichtbare Sonne unter. Diese unten abgeschnittene Sonne dürfte auf die Nord-Süd-Ausrichtung der Fassade anspielen: Der



Betrachter der Fassade schaut genau in die Richtung der untergehenden Real-Sonne.

Schließlich fallen noch sechs geschnitzte Balkenköpfe auf. Im Dachgeschoß sind es die Köpfe zweier wilder Hunde, bei denen wie in gehetztem Lauf die Ohren und das Fell jugendstiltypisch nach hinten fliegen, der Körper zerfließt. Daß es einen gleichartigen dritten Kopf am Handlauf des Treppengeländers gibt, läßt dieses Ensemble an Kerberus erinnern, den dreiköpfigen Hund, der das Totenreich der griechischen Mythologie bewacht und den Herakles als seine 12. Arbeit gefangen nahm.

Der Balkon des 3. OG wird von 4 geschnitzten Drachen getragen. Man sieht jeweils den Kopf mit gefletschten Zähnen, nach hinten liegenden Ohren, ferner eingeklappte Flügel und 2 Vorder- und Hinterbeine. Letztere sind zum unmittelbaren Absprung gebeugt, die Vorderbeine - jeweils 2 Exemplare einerseits mit je 4, andererseits nur 3 Krallen versehen - richten sich mit ausgefahrenen Krallen ebenfalls wie im Absprung auf Beute. Eine Entlehnung aus der antiken Mythologie ist hier nicht ersichtlich; immerhin aber läßt dieser drachengeschmückte, frei vorspringende Balkon an die Rostradenken, die Rednertribüne auf dem Forum Romanum. Sie war mit Schiffsschnäbeln geschmückt, welche die



Römer in verschiedenen Seeschlachten erbeutet hatten. Auch wird man an mittelalterliche Wasserspeier erinnert.

Über all dem wölbt sich ein tiefgezogenes, weit vorspringendes, geschwungenes Satteldach. Seine Bögen lassen zusammen mit den aufstrebenden, gebogenen Fachwerkbalken den oberen Fassadenabschluß in starkem Gegensatz zu den sonst spitzen Giebeln in der Straße eher fließend wirken. All dieses ähnelt den Landhäusern des Wiener Jugendstilarchitekten Josef Hoffmann⁹.

⁸ In der Geschichte von Orpheus und Eurydike waren die Rollen andersherum verteilt.

⁹ Varnedoe, Wien 1900; Kunst, Architektur und Design, Köln 1987, Seite 40 f.; Ver Sacrum, Reihe: Die bibliophilen Taschenbücher, Dortmund 1987, Seite 157; 184.

Im Haus selbst finden sich ebenfalls einzelne Jugendstilelemente, so in den Blumenmustern der Terrazzoböden, dem ornamentalen Treppengeländer und den Verglasungen der Zimmertüren. Schließlich aber sind sie vor allen Dingen im Stuck von zumindest 16 Wohnräumen des Hauses, der sämtlich als Einzelfertigung für dieses Haus hergestellt wurde. In praktisch jedem Raum befand sich eine andere Pflanzenart, unter anderem Lotos und Wein, aber auch Löwenzahn, Kastanie und Märzbecher. Bemerkenswert ist dabei das Element zeitlicher Entwicklung, des Werdens und Vergehens, indem nämlich im gleichen Motiv sich sowohl die Blüte wie auch die Frucht der Pflanze findet, also Kerze und Kastanie, Löwenzahn und Pusteblume, Lotosblüte und Lotosperlen.

Die ursprünglich bevorzugten Farben sind heute schwer feststellbar. Es scheint eine Kombination gewesen zu sein von nahezu rot wirkendem Mahagonibraun für alle Holzteile einschließlich der Fenster und Türen und diversen Grüntönen in einzelnen Zierdachpfannen, Bemalung der Treppengeländer, Tapeten und Wandbemalung. Dazu kamen Hervorhebungen in Goldfarbe, so an Teilen der Stuckornamente, des Geländers, der Tapeten, aber auch der äußeren Zaunpfosten.

Beachtenswert ist auch der Höheneindruck, den das Haus als Ganzes heute noch vermittelt. Der Turm überragt das Hauptdach nur geringfügig. Mag dieses vielleicht den Fassadenvorschriften geschuldet sein, deren damalige Details heute unbekannt sind, so vermittelt die noch erhaltene Dachsituation eben den Originaleindruck der Höhe. An allen anderen Häusern der Beethovenstraße einschließlich der Eckhäuser sind die Spitzen "abrsiert". Praktisch jede sonstige der heute noch sichtbaren Fassadenspitzen war ursprünglich noch höher; insbesondere und gerade gilt dieses für das Haus Nr. 2: Der Turm dürfte im Vergleich alter Fotos wenigstens noch 7 Meter höher gewesen sein, als er es heute ist. Diese auffällige Entwicklung des Kappens der oberen Spitzen (oder Auswüchse) in der Zeit vom Beginn des Jahrhunderts bis heute könnte mehr sein als nur Teil des allgemeinen Verschwindens ursprünglicher ornamentaler Gestaltung. Es wurden auch Zäune und Zaunpfiler

(auch bei der Nr. 7) abgeflacht, in den Häusern vielfach die Zimmerdecken abgehängt. Bei aller gebotenen Vorsicht des Vergleichs könnte man hierin ein Zeichen allgemeiner gesellschaftlicher Nivellierung sehen.

Nach diesen Überlegungen zum Haus, dem Bauherrn und den Künstlern, bleibt die sprichwörtliche Frage nach den Erbauern des siebentorigen Theben. In Veröffentlichungen finden sich nur die Namen von Handwerkerfirmen aus Linden und Hannover. Zweifel sind jedoch angebracht, zumal bei Renovierungsarbeiten durchaus auch Handwerkerrechnungen von Firmen aus anderen Gegenden gefunden wurden. Wenn der Bauherr schon das Basaltgestein aus seiner hessischen Heimat mitbrachte, liegt der Gedanke nahe, daß die wesentlichen Maurer- und Stuckarbeiten von Arbeitskolonnen auch aus diesem Bereich, insbesondere aber dem nahegelegenen katholischen Eichsfeld ausgeführt wurden. Dieses war seinerzeit üblich¹⁰, in Hannover wurden damals viele Arbeiten an Wohnhäusern, aber auch am Herrenhäuser Schloß, später an der Anderter Schleuse, von solchen Wanderarbeitern ausgeführt, deren Anlaufstelle in Linden die St. Godehardkirche und die katholischen Einrichtungen der benachbarten Konkordiastraße waren. Gesichert ist über diese Menschen aber leider nichts. Schachtarbeiten auf Fundamenttiefe brachten 1993 lediglich drei beschriftete Flaschen zu Tage, deren Benutzung ihnen wohl zugeschrieben werden kann. Es waren:

- 1/2 Liter: "Lindener Weissbier Brauerei J. Hösl - unverkäuflich"
- 3/10 Liter: "E. Beduhn, Linden"
- 3/10 L. Eigentum vom Chr. Hartmann, Linden" - "unverkäuflich"

Falls es sich aber bei diesem "Chr. Hartmann" um den Voreigentümer dieses Grundstücks¹¹, einen Bauern und möglicherweise eben Brauer gleichen Namens gehandelt haben sollte, weist dieses sogar noch auf die Zeit vor der Errichtung des Hauses zurück.

Bei aller damals wie heute geführten Diskussion über den Sinn von Ornamenten¹² bleibt bei diesem Haus der Eindruck: Es ist schön und wurde mit Liebe und Bedacht gebaut.



Der Figurenschmuck des Hauses Nr. 7 hat auch die Künstlerin Sabine Bruncke inspiriert, die Beethovenstraße / Ecke Wittekindstraße wohnt.

¹⁰ Wanderarbeiter aus dem Eichsfeld, Duderstadt 1992, Seite 1998 ff.

¹¹ Horst Kruse, Lindener Hof- und Hausbesitzer 1550 - 1980 der 1839 bereits bebauten Grundstücke, Hannover 1981/82.

¹² Ein Überblick über diese spannende Diskussion findet sich in Michael Müller, Die Verdrängung des Ornaments, zum Verhältnis von Architektur und Lebenspraxis, Frankfurt 1977.

Berlin, den 22. Juli 1905.

Baugewerks-Zeitung

Organ des Innungsverbandes Deutscher Baugewerksmeister, der Baugewerksberufsgenossenschaften
und des Deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe

Zeitschrift für praktisches Bauwesen

Architekt E. Karsch

Wohnhaus Berneburg

Das Haus des Herrn Steinsetzmeisters Georg Berneburg in Linden, Beethovenstraße 7, trägt das ganz bestimmte Gepräge bürgerlicher Baukunst - ein großer Vorzug in einer Zeit, wo die Erkenntnis des Unheils, das die Übertragung des Monumentalen auf die Alltagsaufgaben angerichtet hat, nur sehr langsam sich entwickelt. Um so höher ist dies anzuschlagen, als in diesem Falle nicht etwa Mangel an Geldmitteln zur Beschränkung zwang. Der verfügbare Aufwand ist zunächst für ein gediegenes Material benutzt. Sockel und Erdgeschoß sind massiv, ersterer in Zyklopmauerwerk, letzteres mit weiß gefugter schlesischer Ziegelverblendung ausgeführt; erstes und zweites Obergeschoß zeigen Putzflächen, alle Umrahmungen sind aus Sandstein. Die Vorderansicht zeigt weiter Holzfachwerk im dritten und vierten Geschoß, der Turm ist mit Schiefer bekleidet und damit gedeckt; das Hauptdach ist ein rotes Pfannendach. Die unvermeidlichen Balkone in vier Geschossen sind mit gutem Geschick angebracht, reizvoll, eigenartig mutet auch die Umwehrung des Vorgartens samt dem Eingangstor an. Das Gebäude hat Keller-, drei Hauptgeschosse und ein zum größten Teil ausgebautes Dachgeschoß. Die Geschoßböden betragen: 2,50 m im Keller, 4,07 m im Erdgeschoß, 3,77 m im ersten und zweiten Obergeschoß und 8,60 m im Dachgeschoß. Die Geschosse enthalten je eine herrschaftliche Wohnung von sechs Zimmern, Küche, Bad, Speisekammer und Abort. Im Erdgeschoß sind außerdem zwei Büroräume mit besonderem Eingang vom Hofe her für den Besitzer untergebracht. Im Kellergeschoß liegen nur Wirtschaftsräume, die vom Hofe aus zugängliche Waschküche und



einige Geräteräume. Im Dachgeschoß befindet sich ebenfalls eine Wohnung wie in den unteren Geschossen, doch tritt hier an Stelle der einen Kammer eine Bodenkammer. Die Grundstücksgröße beträgt einschließlich des etwa 5 m breiten Vorgartens 511 qm, die bebaute Grundfläche rd. 270 qm und der umbaute Raum 4860 cbm. Die Gesamtkosten beliefen sich auf zusammen 85 00 Mk., davon entfallen auf den Bau 67 000 Mk und auf den Kauf der Baustelle 18 000 Mk. Rund 250 Mk kostet das Quadratmeter der bebauten Grundfläche und rd. 14 Mk. das Kubikmeter des umbauten Raumes.

Der Entwurf rührt vom Architekten E.

Ahrens in Linden her, dem auch die Bauleitung übertragen war. Es waren am Bau eine Anzahl Lindener und Hannoverscher Handwerker tätig. Folgende Meister hatten die Einzelausführung übernommen: die Maurerarbeiten Christoph Meyer, die Zimmerarbeiten F. Freckmann, die Schlosserarbeiten F. G. Wagener (Gitter von E. Sorst und L. Grote), die Tischlerarbeiten A. Pape, E. Maseberg und W. Schade, Stein- und Bildhauerarbeiten W. Gebhardt, Dachdeckerarbeiten E. Krohne und die Malerarbeiten Ch. Mohwinkel.

Zum Putz in den Fassadenflächen wurde ein neues Material, "Terra Hannovera", verwandt, das aus Bayern stammt und von der bekannten Firma Boswan & Knauer geliefert wurde. Die Basaltsteine des Zyklopmauerwerks im Sockel entstammen den eigenen Brüchen des Besitzers.

Familie und Firma Berneburg

Ein Interview

Vorwort

Die Idee zu dem Bericht über die Familie G. Berneburg und ihr Unternehmen kam unserer Gruppe, als wir uns in unserer Projektwoche mit den ehemaligen Bewohnern der Beethovenstraße beschäftigten. - Bei unserer Arbeit durchforsteten wir im Stadtarchiv unzählige Einwohnerregister der letzten 100 Jahre; hierbei fiel uns ein Name auf, der sich in den Registern über Jahrzehnte immer wiederholte: G. Berneburg.

Anlaß zu ersten Überlegungen, sich weiter mit diesem Namen und der dazugehörenden Familie zu beschäftigen, bekamen wir durch die Idee im heutigen Telefonbuch nach dem Namen und vermeintlichen Angehörigen zu suchen. Unsere Suche wurde belohnt: Wir fanden eine Stiftung mit dem Namen "HB Berneburg".

Über diese Stiftung bekamen wir die Chance, mit einem Familienmitglied dieser Berneburgs zu sprechen, um etwas über die damaligen Bewohner, hauptsächlich über die Bewohner des Haus Nr.7 der Beethovenstraße, zu erfahren.

Gebührender Dank gilt hier Herrn I. Engelmann, der uns sofort und bereitwillig auf jegliche Fragen Antwort stand. Die folgenden Seiten befassen sich mit dem Unternehmensgründer G. Berneburg und seinem Wohnhaus in der Beethovenstraße.

Ein Interview

Ein junger, gut gekleideter Mann öffnet uns an diesem Tag die Tür zu seinen Büroräumen. Er stellt sich als I. Engelmann vor und bittet uns, Platz zu nehmen. Wir berichten ihm noch einmal von unserem Vorhaben; er erklärt sich bereit, uns dabei zu unterstützen.

- Wer war dieser Georg Berneburg, der in dem Haus Nr. 7 in der Beethovenstraße gewohnt hat?

Engelmann: Georg Berneburg war mein Urgroßonkel, der 1860 in Eltmannshausen (Raum Hessen) in eine Handwerkerfamilie hineingeboren wurde.

Nachdem er als Lehrling durch die Welt gezogen war, arbeitete er einige Jahre als Steinsetzergeselle, bevor er eine Baulehre in Peine begann. - Hier legte er die Meisterprüfung ab und wurde zum Bauingenieur ernannt.

- Und wie kam er in die Beethovenstraße?

Engelmann: Auf Bitte der damals selbständigen Stadt Linden bei Hannover kam der Georg im Alter von 29 Jahren als Bauführer in die Stadt, wo er am 1.4.1889 eine eigene Straßenbaufirma - die heutige "Straßenbau Berneburg"- eröffnet. 5 Jahre später war er durch eigene Arbeit bereits mehrfacher Millionär.

- Und Georg Berneburg lebte nun in der Beethovenstraße?

Engelmann: Nun, mein Urgroßonkel hat mit seiner Frau Elisabeth eine Familie gegründet, Anna, Friedel, Hans und Elisabeth wurden geboren.

Als 1904/05 das Haus in der Beethovenstraße fertiggestellt war, zog die Familie nun auf die 1200 qm Wohnfläche, die von den Erwachsenen, den Kindern, ihren Dienstmädchen und Boten und den späteren drei Firmenbüros vollständig ausgefüllt wurde.

- Gibt es ehemalige Humboldtschüler unter den Berneburg-Kindern?

Engelmann: Der Sohn Hans war wohl einer der ersten Humboldtschüler, es wird erzählt, er brauchte nur über die Mauer zu hüpfen, schon war er auf dem Schulgelände. Später studierte dieser Berneburg Junior an der Technischen Hochschule Hannover und in Berlin das Ingenieurfach für Elektronik und wollte Elektroingenieur werden. Aber es ist etwas anders gekommen, und so trat er in die Fußstapfen seines Vaters und wurde Bauingenieur. Als er aus dem Krieg kommt, stieg er in die Firma ein und wurde nach dem Tod des Firmengründers Georg Berneburg im Jahre 1930 Alleininhaber der Straßenbaufirma.

Der ganze Stolz meines Großonkels war allerdings auch sein Auto, ein sechssitziger Proton, mit blauen Fensterscheiben und silberner Front. Dieses Auto stand in der am Haus angrenzenden Garage, die in den 20er Jahren gebaut wurde.

Und damit gehörte er zu einem der ersten Autobesitzer in der damaligen Fabrikantenstraße. Zu diesem Auto 'gehörte' übrigens eine Art 'Durchfahrtsrecht' von der Komponistenstraße in die Wittekindstraße. -

Das wurde sozusagen als ein Zeichen für den nicht geringen Reichtum der Familie gewertet, zu dem auch die vergoldeten Zacken am Zaun gehörten, wie mein Onkel heute noch munkelt. Was ich zu diesem Auto allerdings noch sagen muß: Der Stolz dauerte nicht allzu lange, denn als der Herrenclub (früherer Autoclub) vollständig in die NSDAP übernommen wurde, stieg mein Großonkel Hans Berneburg, der wie sein Vater ein Sozialdemokrat war, aus dem Club aus, und die Nazis konfiszierten sein Auto.

- Wissen Sie etwas Näheres über das Straßenbauunternehmen?

Engelmann: Mein Urgroßonkel, der Georg Berneburg, der baute als Bauingenieur in den Anfangsjahren seiner Firmengründung fast alle Straßen in der Stadt Linden aus. - Später kamen alle Ausfahrtsstraßen Hannovers, Podbielski-, Vahrenwalder-, Herrenhäuser-, Hildesheimer-Straße u.a., hinzu und außerdem die Herstellung eines Gleisnetzes für die Straßenbahnen und große Arbeiten für die in Hannover ansässige Großindustrie.

(Da war es ja wirklich nicht allzu verwunderlich, daß der junge Berneburg frühzeitig zum Millionär wurde !)

- Gab es noch weitere Unternehmen von Georg Berneburg?

Engelmann: Ja, nach dem 1. Weltkrieg hinterließ Georg meinem Großonkel Hans die Firma. Die aufgekauften Granit-, Basalt- und Kohlensandsteinbrüche (in Braunlage), mit deren Material u.a. auch Straßen in Österreich und vor Leningrad gebaut worden sind, gingen aber in andere Hände. - Das eigentliche Unternehmen "Straßenbau Berneburg" war übrigens eine der fragtesten Firmen in diesem Jahrhundert.

- Wie verhielt sich der Firmeninhaber zu seinen Angestellten?

Engelmann: Zu Zeiten meines Großonkels Hans Berneburg war die Sozialstruktur in Linden nicht gerade die beste, aber der Zusammenhang zwischen dem Chef und den Mitarbeitern recht gefestigt, und als dann Kriegsstimmung herrschte und die Arbeiter zum Teil an die Front geschickt wurden, zahlte er seinen bis dahin 1200 Angestellten einen für diese Zeit sehr hohen Lohn.

- Wie erging es dem Unternehmen in den Kriegszeiten?

Engelmann: 1936 war die Firma in die Davenstedter Straße gezogen, die Firmenbüros blieben jedoch weiterhin in der Beethovenstraße. Was vom Maschinenpark bei Kriegsende nicht zerstört worden war, nahmen die Engländer mit, doch die Firma rettete sich aufgrund der guten Beziehungen zur Stadt und durch ihr gutes Ansehen in den Vorkriegsjahren vor dem Untergang und konnte so mit 400-500 Arbeitern den Wiederaufbau beginnen.

Wir hatten über ein Buch herausbekommen, daß die Firma "Straßenbau Berneburg" Zwangsarbeiter beschäftigte, und versuchten uns langsam an dieses Thema heranzutasten.

Mit der Kopie aus dem Buch konfrontierten wir Herrn Engelmann bei unserem zweiten Treffen.

- Wie kam es zu diesem Einsetzen von Zwangsarbeitern?

Engelmann (der seinen Onkel angerufen hat, um sich zu informieren):

Aus Informationen meines Onkels kann ich ihnen mitteilen, daß wir diese Zwangsarbeiter, die uns durch die Stadt zugeteilt wurden, beschäftigten mußten.

Von unserem Unternehmen selbst wurden aber keine Zwangsarbeiter geordert.

- Allein deshalb schon nicht, weil mein Großonkel ziemlich sozialdemokratisch eingestellt war.

- Und wie ging es nach dem 2. Weltkrieg mit der Firma weiter?

Engelmann: Nach dem Wiederaufbau der Firma trat dann 1948 der Enkel Georg Berneburgs, mein Onkel Heinz, in die Firma ein, die er gemeinsam mit seinem Vater Hans Berneburg bis zu dessen Tod 1968 führte.

In dieser Zeit wurde der Maschinenpark wieder flott gemacht und auch Rohstoffwerke in Bernsen und Hamel-springe aufgebaut. - Der Firma ging es wieder gut, was sich auch an den weitergehenden Aufträgen, wie dem Bau neuer Straßen, zeigte. 1952 war die Firma jedoch fast pleite. Ein Schrotthändler - der weitaus beste Beruf der Zeit - kaufte das Grundstück der Firma in der Davenstedter Straße. Später (1988) wurde das Unternehmen eine Tochtergesellschaft der Deutschen Asphalt und gehörte damit zum Philipp-Holzmann-Konzern, der auf Wunsch Heinz Berneburgs den Firmennamen und die Angestellten behielt.

Mein Onkel hat dann das übriggebliebene Geld zur Gründung einer Stiftung verwendet, die 1989 entstand. - "HB Stiftung Berneburg" ist heute in der Höfstraße

ansässig und befaßt sich u.a. mit der Unterstützung der Waldorfschulen, einem Biohof mit Labor sowie Alten- und Behindertenheimen.

- Was können Sie uns letztendlich noch über das Haus Nr. 7 in der Beethovenstraße erzählen?

Engelmann: Mein Wissen aus früheren Zeiten, habe ich von meinem Onkel bezogen. Das Haus, in der die Familie jahrelang wohnte, wurde 1904/05 von dem Architekten Krack, der auch jahrelang wohnhaft in dieser Straße war, gebaut¹³.

Als es fertiggestellt war, zog die Familie von Georg Berneburg in die 2. und 3. Etage. - In der ersten Etage waren die drei Firmenbüros des Straßenbauunternehmens untergebracht.

Dienstmädchen und Boten teilten sich die Zimmer unter dem Dach.

Insgesamt waren es rund 1200 qm Wohnfläche, die durch die nicht kleine Anzahl von Menschen ausgenutzt wurde.

Die Küche der Familie war im Keller untergebracht - noch in den letzten Jahren waren die Aufzüge gut erkennbar, mit denen zu Zeiten meines Urgroßonkels das Essen in die verschiedenen Stockwerke geliefert wurde.

Auch hatte das ursprüngliche Haus Nr. 7 zwei Eingänge; einen für die Familie, der andere war für die Bediensteten und die Büros.

Das Treppenhaus war über und über mit Jugendstilmotiven bemalt, aber davon ist heute nicht mehr viel zu erkennen. Auch die Garage ist heute noch auf dem Grundstück vorhanden, und noch heute munkeln Familienangehörige, daß der Zaun vor dem Haus vergoldete Zacken hatte.

Sie wissen ja, daß die Straße fast die ganze Zeit der letzten 100 Jahre in der Hand des gehobenen Bürgertum war. Auch wurde die Komponistenstraße "Straße der Fabrikanten" genannt, und so wie das Haus meines Urgroßonkels waren auch andere Treppenhäuser reich verziert bzw. sind es heute noch.

Weitere Informationen habe ich über dieses Haus leider nicht mehr.

- Können Sie uns vielleicht noch erklären, für was die Schmuckelemente an der Außenfassade stehen sollten?

Engelmann: Nun, genaue Bedeutung haben diese Schmuckelemente nie gehabt, und so weist der von Löwen gestützte Balkon wohl "nur" auf die wohlhabende Familie hin.

Übrigens wurden die Schmuckelemente für Häuser etc. früher fast alle in Massen produziert (seitdem es Maschinen gibt), und so konnte jeder Architekt die verschiedensten Arten von Elementen an seine Außenfassaden bringen.

Heute müssen diese Schmuckelemente für viel Geld restauriert werden, da die Fertigungsarbeiten dieser Bildnisse in ie Handarbeit übergegangen sind.

Vielen Dank für die Informationen und für die Offenheit beim Interview!



Die Humboldtschule in Linden bei Hannover

Die Humboldtschule in Linden ist, bei einer Einwohnerzahl von rund 60 000, die zweite höhere Lehranstalt. Einem wegen der ungewöhnlichen schnellen Entwicklung der jungen Stadt plötzlich und dringend auftretenden Bedürfnisse nach höherem Unterricht hatte die Staatsregierung ihrerseits durch Errichtung eines Vollgymnasiums abzuhelfen gesucht; doch ergab sich im weiteren Verlaufe des Wachstums (1895: 35.851; 1900: 50.623 Einwohner), daß für diese ausgeprägte Industriestadt vor allen Dingen die Errichtung einer Realschule notwendig sei. In Aussicht genommen war zunächst eine sechsstufige Realschule, mit der Einjährigen-Prüfung abschließend. Eine solche wurde schon im Jahre 1899 gegründet und im Mittelschulgebäude untergebracht.

Das dritte Schuljahr 1901/02 brachte die wichtige Entscheidung, daß die Anstalt zu einer Reformschule nach Frankfurter System, einer Doppelanstalt von Realschule, Realprogymnasium mit gemeinsamen dreiklassigen Unterbau, ausgebaut werden sollte. In demselben Jahre wurde die bereits bestehende, bisher selbständige städtische Vorschule angegliedert.

Schon 1900 war ein zwischen Davenstedter-, Beethoven- und Wittekindstraße gelegenes Grundstück von etwa 800 qm für den Gesamtpreis von rund 192.500 Mark erworben wurde zur Gewinnung eines geeigneten Bauplatzes für den Neubau der in der Entwicklung begriffenen Realschule. Das Gelände wurde nun so aufgeteilt, daß der mittlere an der Westseite der Beethovenstraße gelegene Teil mit einer Grundfläche von etwa 3 600 qm für den Schulneubau vorbehalten, während die nördlich und südlich angrenzenden Restteile für verkäufliche Bauplätze bestimmt wurden, deren Bebauung so geregelt ist, daß durch Geräusch, Geruch und Rauch nicht die geringste Störung des Unterrichts stattfinden kann.

In einem engeren Wettbewerbe unter in Linden ansässigen Architekten zwecks Erlangung von Fassadenentwürfen für die Westseite der Beethovenstraße, besonders aber des Schulgebäudes wurde ein Entwurf vom Architekten Alfred Sasse zur Ausführung angenommen und demselben die Einzelbearbeitung der Zeichnungen für die Straßenansicht übertragen. Die maßgebenden Grundrisse usw. stammen vom Stadtbaurat Fröhlich, unter dessen Oberleitung das Stadtbauamt mit dem Architekten Karl Müller als örtlichen Bauleiter und dem Stadtbauamtsassistenten Martens die Bearbeitung der weiteren Zeichnungen vornahm.

Schon im Winter 1900/01 wurde mit den Erdarbeitern als Notstandsarbeiten begonnen und diese so weit gefördert, daß im Oktober 1903 die Schule der Verwaltung und ihrer Bestimmung übergeben werden konnte. An

vorzüglicher Stelle des Stadtbildes gelegen - denn Straßen, wie die mit Vorgarten versehene und mit herrschaftlichen Wohnhäusern bebaute Beethovenstraße sind dem industriellen Fabrikcharakter der Stadt entsprechend selten - ist dieser Schulbau berufen, der ganzen, wenn schon allein architektonisch anziehende Umgebung die Krone aufzusetzen und ihr den Stempel aufzudrücken. Die umliegenden Gebäude um ein beträchtliches überragend, erhebt sich die Fassade der Humboldtschule, wie sie amtlich getauft ist, voll Würde und wirklicher Anmut in freibehandelten heiteren Formen deutsche Renaissance.

Wenn wir das Ganze der stimmungsvollen Straßenansicht überschauen, so bewundern wir in ihr die feinfühligsten Abwägungen der Massen wie den harmonischen Wechsel des farbigen Materials. Dann aber finden sich noch so viele wertvolle Einzelheiten, die eben zu der Würde noch eine liebevolle Anmut fügen, daß sie ein sorgfältiges näheres Betrachten lohnen.

Einfach und sinnig ist der Schmuck des Mittelbaues, insbesondere des Portals, wert, nicht allein von denen, die darunter Tag für Tag ein- und auswandeln, sondern auch von allen Vorübergehenden gewürdigt zu werden. Das figurliche Bildwerk ist nach den Entwürfen und Modellen des Bildhauers Georg Herting, Linden, in französischem Kalkstein gehauen. Es sind zwei konsolartige dekorative Köpfe am Portale, dann darüber als Hauptschmuck, ein großes dreiteiliges Relief, die lehrende Wissenschaft und die lernende Jugend darstellend, schließlich zwei aus den Giebelanfängen des Mittelvorbaues herauswachsende männliche Figuren, die alte und die neue Wissenschaft, und zwei Reliefs zu beiden Seiten der Uhr, Darstellungen von Morgen und Abend.

Die Friesplatte unterhalb des mittleren Giebelaufbaues trägt den Namen: Humboldtschule. In den Fensterbrüstungen des zweiten Obergeschosses der seitlichen Vorbauten zeigen sich das Bibel- und Dichterwort eingemeißelt: "Des Herrn Furchst ist Anfang zu lernen" und "Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an."

Die reichliche Verwendung hellfarbigen Deistersandsteines, die unbedingt beiträgt zu dem Reiz des Lebendigen und Vornehmen, der dem Bauwerk innewohnt, erstreckt sich außer auf die Rücklagen zwischen den Vorbauten, auf die flachen Verzierungen, sämtliche Gliederungen, Fenster und Türeinfassungen und das ganze Sockelgeschoß. Einen passenden Untergrund bilden die glatten Flächen des roten Verblendmauerwerks bei den Vorbauten.

Ruhig schließt das mit deutschem Schiefer eingedeckte Dach die Fassaden des Hauptgebäudes ab; dasjenige des Flügels hat Zinkeindeckung erhalten.

Die Flächen der Seitengiebel und Hofansichten sind in einfachen roten Verblendsteinen und naturgemäß überhaupt einfacher ausgeführt.

Das Gebäude enthält fünf Geschosse, ein Keller- und Erdgeschoß, zwei Obergeschosse und ein nur teilweise ausgebautes Dachgeschoß. Enthalten ist in dem 3m hohen Kellergeschoß die Schulvogtwohnung mit besonderem Eingang am linken Giebel, die Heizanlage, zwei Luftkammern der Lüftungseinrichtung, Vorratsräume und die Abortanlage für die Turnhalle und den Spielplatz. Durch die Niederdruckdampfheizung (Gebr. Körting) werden sämtliche Räume beheizt. Von zwei Kesseln von je 20 qm Heizfläche wird der Dampf den in den Räumen aufgestellten, freistehenden Heizkörpern (Radiatoren) zugeführt; für Aula und Turnhalle wurden umkleidete ovale Batterieelemente gewählt. Die Heizkörper sind für Syphon-Luftregulierung eingerichtet; das ihnen einfließende Kondenswasser wird durch eine Rückleitung den Dampfkesseln wieder zugeführt. Die Lüftungsanlage ist auf bekannte Weise mit der Heizung verbunden.

Über die Grundrißanordnung der Hauptgeschosse ist das Nähere aus den Grundrißabbildungen zu ersehen. Erläuternd hierzu sei bemerkt: Im Erdgeschoß sind sechs Klassenzimmer, ein Sammlungsraum, sowie die im Sockelgeschoß in Terrainhöhe beginnende etwa 6m hohe Turnhalle. Außerdem ist hier, wie in jedem Geschoß, besonders eine Abort- und Pissoiranlage. Die Pissoirstände sind aus Torfitplatten hergestellt, die desinfizierend und auf den schädlichen Bestandteile des Urins neutralisierend wirken, so daß ohne Wasserspülung Reinlichkeit und Geruchlosigkeit erreicht wird.

Das erste Obergeschoß enthält: drei Klassenzimmer, Direktor- und Lehrerzimmer mit gemeinschaftlichem Vorzimmer, je ein Chemie- und Physikzimmer mit anliegenden Laboratorien; außerdem neben dem Direktorzimmer einen Garderobenraum mit zwei eingebauten fest abgegrenzten Lehreraborten.

Die über der Turnhalle liegende 6.30m hohe Aula zeichnet sich durch reiche Wandbekleidung von Holz, vorstehende Wandpilaster, eine kräftig ausgebildete Stuckdecke mit kassettenartiger Teilung und vorzügliche Wand- und Deckenmalerei aus. Die Fenster der Ost- und Westseite zeigen in Glasmalerei die Bildnisse von deutschen Gelehrten, wie Kepler, Leibniz, Schiller, Goethe, Gebrüder Grimm, Humboldt, Gauß und Ranke. Ein Fenster mit Glasmalerei, die König Heinrich I., den Städtegründer, darstellt, ist eine Stiftung des Bürgervorsteher-Kollegiums, das Bild unseres Landesherrn eine solche der in das neue Gebäude einziehenden Schüler.

Im zweiten Obergeschoß sind wieder wie im Erdgeschoß sechs Klassenräume, der Zeichensaal und eine Singklasse untergebracht. Ein Bibliothekzimmer hat leider im Dachgeschoß einen ungünstigen Platz gefunden.

Die Klassenräume deren Grundfläche zwischen 54 und 63 qm schwankt, sind 7m tief; sie sind mit bequemen zweisitzigen Bänken mit Rücklehnen ausgestattet.

In dem schönen, 7m breiten Treppenhaus mit dreiarmliger Treppe sind die Sandsteinstufen mit einem Belag von Xylolithplatten versehen. Eine eiserne, in dem links liegenden Vorplatz eingebaute Nebentreppe mit eichenen Stufen vermittelt vom Flur des zweiten Obergeschosses den Verkehr zum Dachgeschoß, sowie zu dem über der Aula liegenden Singsaal.

Erwähnenswert ist das durch Eitern von Schülern aus dem Kalenberger Lande (Land zwischen Deister und Leine gestiftete Buntglasfenster, welches sich beim Aufgange zum ersten Stockwerk befindet. Der rechte Flügel stellt eine Landschaft am rebenumkränzten Rhein, der linke eine Küstenlandschaft und der mittlere ein Stück Kalenberger Landes am Abhange des unweit Linden liegenden Benthers Berges zur Zeit der Kornerte dar.

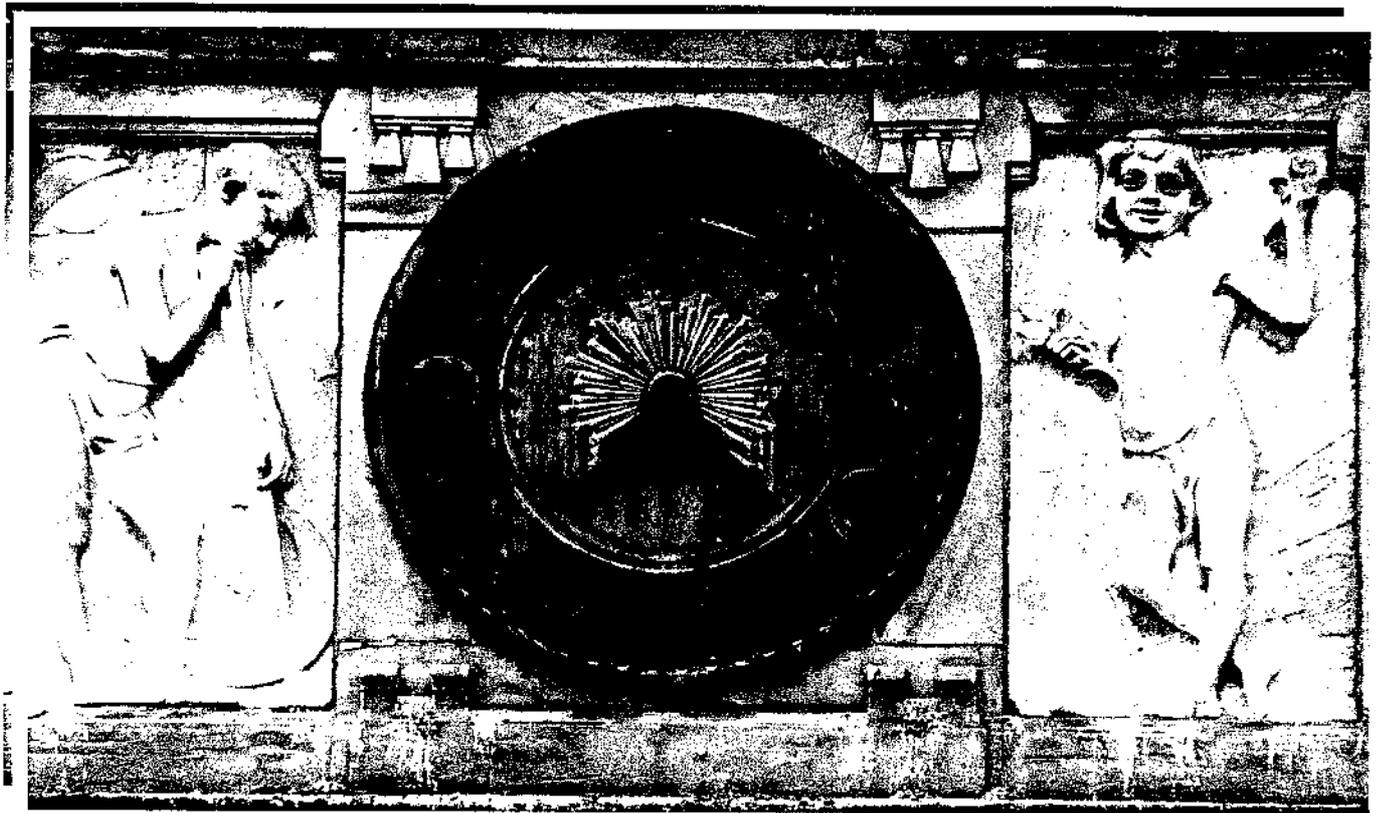
Vereinigt werden die drei Teile durch ein Spruchband mit der Inschrift:

"Nährhaft und wehrhaft
Voll Korn und Wein
Voll Kraft und Eisen
Klangreich, gedankenreich
Ich will dich preisen, Vaterland mein."

Durch Anschluß des Grundstückes an das städtische Elektrizitätswerk erhielten Kellerräume, Treppenhaus, Flure, Aula, Turnhalle, Zeichensaal und Lehrerzimmer elektrische Beleuchtung. Die elektrischen Glocken der Flure und des Hofes werden zur Ankündigung des Beginnes und Schlusses der Unterrichtsstunden von der im mittleren Giebelaufbau stehenden Turmuhr selbsttätig ausgelöst.

Bei einer Grundstücksgröße von 3617 qm verbleiben, da das Gebäude eine Grundfläche von 1040 qm hat, für Vorgarten, Hof und den mit Bäumen bepflanzten Spielplatz 2577 qm: letzterer umfaßt allein 2185 qm und würde bei vollständiger Benützung der Schule noch über 3 qm Spielraum für jeden Schüler bieten. Er ist an der Oberfläche mit Mauersteinbrocken und Kies befestigt und mit guter Entwässerung versehen.

Die Kosten des Neubaus werden auf 280.000 Mark angegeben. Das ist für den Quadratmeter etwa 270 Mark, für den Kubikmeter des umbauten Raumes etwa 16 Mark. Für Nebenanlagen: Vorgarten, Einfriedung, Hof und Spielplatz sind etwa 10.000 Mark, für Inventar 25.000 Mark angegeben.



Hans Asbeck

Ein Bildungsprogramm, in den Stein gehauen

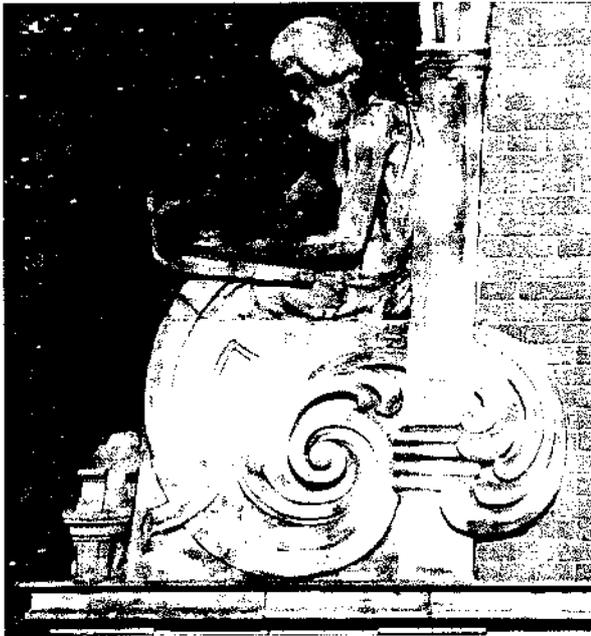
Seit dem ausgehenden Mittelalter sind öffentliche Gebäude an herausragender Stelle mit Uhren geschmückt: zunächst die Kirchen, dann Schlösser und Rathäuser. In Linden waren die Uhren an diesen Stellen allerdings eine verschwindende Minderheit: Die weitaus meisten waren in den zahlreichen Fabriken angebracht. Seit Beginn der Industrialisierung spielen die Fabrikuhren eine kaum zu überschätzende Rolle: mit ihrer Hilfe wurde über Generationen hinweg etwas erzwingen, den Menschen mühsam ins Unterbewußtsein geschliffen, was ihnen von Natur aus nicht zu eigen ist: Zeitdisziplin. Die Kirchturmuhre fordert zum Gebet auf und ruft zur Messe, die Rathausuhr meldet, wann die Marktstände zu schließen sind, erst die Fabrikuhr fordert auf die Minute pünktliches Erscheinen und sorgt für die Bestrafung der Saumseligen mit Lohnabzug und Entlassung, sie paßt den Menschen, der sich früher von den Zyklen der Natur leiten ließ (Hahnenschrei, Mittagshitze, Sonnenuntergang), den Erfordernissen der maschinellen Produktion an. Wenn Schulgebäude Uhren tragen, ist klar, daß es um die Pünktlichkeit des Schulbetriebs geht. Die Fassade der Humboldtschule zeigt eine schön und groß gearbeitete Uhr nicht nur vor, sie faßt sie auch ein in einen ganz bestimmten Sinnzusammenhang, der sie den Lindener Fabrik-, Kirchen- und Behördenuhren weit entrückt. Dies geschieht durch die beiden Relieffiguren an ihren Seiten, die nur mit kurzen Hosen bekleidete vielleicht zehnjährige Knaben darstellen. Der Jugendstil ist unverkennbar, doch ebenso die Anspielung auf die griechische Antike: Nacktheit, Standbein-Spielbein, der Wanderstab, auf den sich der linke Junge stützt wie der nachdenkende Ödipus vor der rätselaufgebenden Sphinx in klassischen Darstellungen. Damit wird klargestellt, daß es um das zeitüberdauernd Menschliche geht, das man in "humanistischer" Gesinnung bei den Alten verkörpert sah. Es erleichtert aber auch die Erkenntnis, daß hier

Begriffliches symbolisiert werden soll: der rechte Knabe, der, vor der aufgehenden Sonne stehend, den Betrachter anlächelt und ihm eine Rose zeigt, steht für den Morgen, der linke, von Mond und Sternen umgeben und nachdenklich-gebeugt auf einen Stab gestützt, steht für den Abend.

Doch warum ist auf diesem linken Relief einer der Sterne so dargestellt, wie man ihn mit bloßem Auge nie zu sehen bekommt, als Saturn mit Ring, und das in maßloser Übergröße? und warum hat der andere Junge die Rose nicht, wie es sich gehört, vom Busch gebrochen, sondern von einem größeren Zweig, den er in der Hand hält? Eine mögliche Lösung: es handelt sich nicht einfach um Knaben, sondern um Schüler, die hier Morgen und Abend symbolisieren, Schüler bei ihren Studien der Botanik und der Astronomie. Wir werden sehen, wie diese Vermutung weiter unten ihre Stütze findet.

Ob nun pädagogische Anspielungen oder nicht: offenkundig betten die symbolischen Knabenreliefs die Uhr in einen sehr humanen, ja kindgemäßen Zusammenhang ein: Zeit und Tageslauf folgen den Zyklen der Natur und harmonieren mit den natürlichen Bedürfnissen besonders des kindlichen Menschen. Diese Schule, so lautet dann die Botschaft, dressiert nicht und paßt nicht mechanischen Zwängen an, sie stellt den Heranwachsenden als Wesen mit Leib und Seele (das auch müde und vielleicht ein bißchen melancholisch werden kann!), als Persönlichkeit auch, die eigener Initiative fähig ist (das Spontane, das im Überreichen der Rose liegt!), in den Mittelpunkt. Merkwürdig ist allerdings, daß die Abfolge von links nach rechts nicht Morgen - Abend, sondern Abend - Morgen ist. Was soll diese Abweichung vom Gewohnten?

Blickt man nach unten, so findet man sie gleich zweimal wieder: An den Außenseiten des Giebels sitzen ein junger und ein alter Mann - aber erst der alte, links, dann der junge, rechts; das gleiche direkt über dem Portal: die



jüngeren Schüler stehen rechts, die älteren links, was uns darauf aufmerksam macht, daß auch von den beiden Knaben der linke eher zwölf, der rechte eher neun Jahr alt ist.

Ich denke, daß das Paar der sitzenden Männer den Schlüssel für diese Verschiebung enthält. Der ältere, über ein Schriftstück versunkene, bärtig und im Typus an Aristoteles-Darstellungen erinnernd, dabei griechisch-schön auch in der Nacktheit des Oberkörpers, soll die "alte", der jüngere, ein Renaissance-Typ wie Jünglinge auf Botticelli-, auch Dürer-Gemälden, die "neue Wissenschaft" (vgl. den vor diesem abgedruckten Artikel aus der "Wiener Bauzeitung"). Er hält - wie "aufgeschlagen" - etwas schwer Identifizierbares in Händen, vielleicht ein Stück Baum, dann denkt man wieder an Finger eines großen Menschenaffen - jedenfalls etwas Organisches: das "Buch der Natur"? Er ist jedoch nicht in dieses Objekt versunken, sondern hat den Blick von ihm erhoben und blickt nun weg von ihm in die Erscheinungswelt selbst. Er ist also im Unterschied zum Philologen, der die klassischen Autoritäten studiert, der moderne Erfahrungswissenschaftler, der die Dinge selbst untersucht und seine Lehrmeisterin in der Natur findet. Er muß rechts sitzen,

weil er die Arbeit des Älteren voraus- und zeitlich nach diesem ansetzt, die Abfolge von jung und alt also in die von alt und neu umschlägt. Weil ihm der Morgen korrespondiert, so scheint es mir, muß dieser mit ihm auf der gleichen Seite stehen, eine Beziehung, die durch beider Figuren Zuwendung in Richtung des Betrachters sowie dadurch, daß beide etwas Pflanzliches halten, unterstrichen wird, während andererseits alte Wissenschaft und Abend durch Ruhe, Insichgekehrtheit, Nachdenklichkeit verbunden sind.

Die Korrespondenz zwischen unten und oben geht aber auch in umgekehrte Richtung. Lassen Schönheit des Antlitzes und Jugendlichkeit des enblößten Körpers den Alten von sich aus schon dem Jungen gleichwertig erscheinen, so macht der Verweisungszusammenhang mit Abend und Morgen vollends deutlich, daß hier nicht die zweifelhafte Fortschrittsideologie des Jahrhunderts vorgetragen wird: "alt" und "neu" stehen sich nicht wie "primitiv" und "entwickelt" in einer wertenden Konkurrenz, sondern wie "spät" und "früh" gleichgewichtig und jeweils eigenwertig gegenüber. So wie Abend und Morgen einander brauchen, ergänzen und zyklisch abwechseln, so auch die Wissenschaften, die (von alters her) das Verstehen von Texten pflegen, und diejenigen, die (seit Beginn der Neuzeit und entfesselt im 19. Jahrhundert), die Natur erklären und verfügbar machen.

Daß die Reliefs über dem Portal diese Sicht noch stützen und mit einem besonderen Akzent versehen (propädeutische Funktion der Naturwissenschaft), werden wir später sehen. Bleiben wir zunächst beim Giebel und betrachten wir den breitflächig-jugendstiligen Schriftzug, der auf der Konsole unter den zuletzt beschriebenen Figuren verläuft und die Distanz zwischen ihnen genau überbrückt.

Die Schrift scheint eine eigens für diese Fassade entwickelte Kunstschrift zu sein. Sie wirkt in ihrer Klarheit und Funktionalität noch heute modern, besitzt aber auch eine schwungvolle Eleganz: M und L wirken wie mit der breiten Stahlfeder "getuscht". Andererseits sind Serifen erkennbar und wird der Eindruck in Erinnerung gerufen, den antike Inschriften machen. Alles in allem also eine Synthese, wie sie auch von der Uhren-Gruppe versucht wird: von Funktionalität und Ästhetik, Klassizität und Moderne. Diese Schrift paßt also zur "alten" wie zur "neuen Wissenschaft" und stellt eine geeignete Verbindung zwischen beiden dar.





Was genau heißt nun "HUMBOLDT-SCHULE"? War "Humboldt" eine so fest umrissene Größe wie "Beethoven", bei dem das "Ludwig van" sich ja auch erübrigt? Das ist nicht der Fall, weiß man doch erst einmal nicht, wer von den beiden bekannten, schulfassadenwürdigen Humboldts gemeint sein soll: Wilhelm oder Alexander?

Die Frage wird durch die beiden Figuren links und rechts oberhalb des Schriftzugs eindeutig beantwortet - eindeutig jedenfalls für den, der über die damals selbstverständliche Allgemeinbildung verfügte: *beide* Humboldts sind gemeint, sie sind auch gemeint *als* das Brüderpaar, das sie waren.

Alexander (1769-1859) von Humboldt, der jüngere, den man also an zweiter Stelle zu nennen pflegt und rechts plazieren würde, war ein hochbedeutender Entdeckungsreisender und Naturforscher, er gilt als Begründer oder Mitbegründer von wissenschaftlicher Erdkunde, Klimalehre, Vulkanologie, hat zahlreiche Tiere und Pflanzen entdeckt, wichtige ethnologische Beschreibungen geliefert und all dies in Büchern niedergelegt, die auch schriftstellerisch, so durch ihre ebenso anschaulichen wie stimmungsvollen Landschaftsschilderungen, von sehr hohem Rang sind. Man hat ihm "die andere Entdeckung Amerikas" zugeschrieben, womit nicht nur gemeint ist, daß er bisher Unbekanntes erforscht hat, sondern auch, daß es in anderem als kolonialem Geist geschah: das Fremde nicht abwertend, in die eigenen Denksysteme hineinpressend, um es verfügbar machen und beherrschen zu können, sondern - in den "besseren", den "humanen" Traditionen der Aufklärung - mit Respekt, voller Staunen und dem Eifer zu bewahren (daß koloniale Ausbeutung sich denn doch seiner Kartenwerke, geologischen Analysen usw. bediente, steht auf einem anderen

Blatt). Auch er hat politisch gewirkt und ein Gesetz angestoßen, das die Sklaven amerikanischer Reisender auf dem Boden Preußens für freie Menschen erklärte¹.

Wilhelm (1767-1835) war dagegen der große Theoretiker der klassischen Bildung in Deutschland, die er als preußischer Minister durch das humanistische Gymnasium und die Universität deutscher Prägung, die man bis heute die "humboldtsche" nennt, auch politisch realisierte. Das humanistische Gymnasium zeichnete sich dadurch aus, daß es die Antike in den Mittelpunkt des Unterrichts stellte: Latein und Griechisch, die griechische und römische Literatur, Kultur und Geschichte - aber nicht um ihrer selbst willen, sondern weil die Schüler dem Anpassungsdruck der modernen Welt entzogen werden sollten, damit sie in der Schule zu kompletten, selbstbestimmten, eigenverantwortlichen Menschen würden, die statt durch fachliche Spezialisierung durch exemplarisches Lernen ihre Ausstattung für eine bürgerliche Existenz in Beruf und Öffentlichkeit erhielten: die Antike galt als zwar vergangene, aber doch mustergültige Offenbarung des "Humanen": entwickelter Menschlichkeit, die sich von hergebrachten Zwängen - Herrschaft - befreit hat und den Zwängen der modernen Gesellschaft (Spezialisierung, Bürokratismus, Maschinenwesen) noch nicht ausgeliefert war. Unverkennbar prägen diese Gedanken das gesamte höhere Schulwesen in Deutschland nach wie vor, nicht nur das immer noch so genannte und immer noch Latein und Griechisch vermittelnde humanistische Gymnasium, sondern auch eine Integrierte Gesamtschule zum Beispiel. Der Gedanke einer "exemplarischen Bildung" ist in den heutigen Zeiten, in denen die Verfallszeiten beruflicher Qualifikation immer kürzer werden, sogar aktueller denn je - wenn man sie im allgemeinen auch nicht mehr "humanistisch",

¹ Diesen Hinweis verdanke ich der nicht genug zu rühmenden Projektschrift eines Leistungskurses der Humboldtschule, auf die wir in diesem Buch noch mehrfach zurückgreifen werden: siehe Literaturverzeichnis.



im Horizont antiker Vorbildlichkeit, diskutiert. - Für unsern Zusammenhang ist wichtig aber auch, was die deutsche Universität bis heute Wilhelm von Humboldt verdankt: auch sie wollte er aus direkten Verwertungszusammenhängen heraushalten, Forschung sollte auf allen Gebieten um ihrer selbst willen und unabhängig von Profstkriterien betrieben werden, vor allem aber sollte akademische Bildung, also auch die Ausbildung z.B. der höheren Beamtenschaft auf der Hochschule, durch Wissenschaft geschehen, "Lehre" sollte mit "Forschung" einhergehen, wohinter wiederum der Gedanke des exemplarischen Lernens und die Vorstellung steckt, daß der Mensch durch Emanzipation (nicht durch Gängelung) zu seinen besten Möglichkeiten gelangt.

Dies führt unmittelbar zu dem großen Relief über dem Eingangsportal. Es zeigt den sehr eindrucksvoll, suggestiv, fast stechend blickenden, mit den Lorbeerzweigen des Ruhmeskranzes geschmückten Kopf einer Frau, die hoch in der linken Hand eine Lampe hält und mit der rechten eine beschwörend-appellierende Geste macht: motivgeschichtlich zweifellos eine "Seherin", ein Pythia oder Cassandra, mit diesen Attributen und in diesem Kontext jedoch, Logos statt Mythos, die "Aufklärung durch das Licht der Vernunft, die Lernenden mahnend und ihnen Ruhm verheißend", so möchte man übersetzen, oder auch, wie es überliefert ist (vgl. wieder die "Wiener Bauzeitung"), "die lehrende Wissenschaft".

Das ist der Humboldtsche Universitäts-Gedanke, auf die höhere Schule übertragen: Bildung geschehe durch autonome, den einzelnen Menschen emanzipierende Wissenschaft, so besehen sind die einzelnen Wissenschaften gleichwertig und im Grunde nur eine einzige; die Schule aber diene nicht etwa der Industrie oder der politischen Indoktrination, sondern hat den Auftrag, zur entwickelten Persönlichkeit zu erziehen und exemplarisch zu bilden: idealer "Lorbeer" sei der Preis, um den man ringt, nicht etwa Geld oder Status.

Ein stilisierter Lorbeerbusch bildet nicht nur den Hintergrund der Frauenfigur, sondern stellt auch die Verbindung her zu den durch angedeutet Säulenschäfte und Wappenfelder abgetrennten Darstellungen der "lernbegierigen Jugend", in denen jener Hintergrund sich fortsetzt. Wie ist diese Jugend dargestellt?

Immer noch ist der Bezug zur griechisch-römischen Antike unübersehbar: der klassische Kontrapost, die betonte harmonische Körperlichkeit usw. Gegenüber den Figuren im Giebel ist aber der Trend zur Modernisierung weitergetrieben: wirkt nach dem an Aristoteles erinnernden Alten mit seinem Folianten der Naturforscher schon wie ein Jüngling der Renaissance und tragen die insgesamt griechisch wirkenden Knaben neben der Uhr doch

schon moderne Frisuren, so ist bei den Jungen überm Portal auf klassische Nacktheit gänzlich verzichtet: die Kleidung ist körpernah und uniform, aber doch - Kniebundhosen! - der damaligen Zeit zuzuordnen; vor allem tritt Stilisierung (nicht ganz) zurück und ist Individualisierung (ein Stück weit) vorangetrieben: sicher nicht bis zu Porträts, aber doch so, daß man gesagt haben könnte: ja, so wünschen wir sie uns, die "Blüte" des Calenberger Landes.

Beide Dreiergruppen stehen sehr eng, geradezu in Körperkontakt - sicher nicht einfach bedingt durch den begrenzten Platz, den der Bildhauer zur Verfügung hatte, denn in beiden Gruppen kommt eine beiläufige Zärtlichkeit zum Ausdruck: immer legt einer der Schüler - Anklang an Luca della Robbias Relief auf der berühmten Florentiner Sängerkanzel, siehe unten! - einem der beiden andern die Hand auf die Schulter oder um den Nacken, alle blicken jedoch bei völliger körperlicher Gelöstheit - keine Spur vom preußischen Drill, der die höheren Schulen des 19. Jahrhunderts üblicherweise charakterisiert! - mit dem Ausdruck größten Ernstes, größten sachbezogenen Interesses. Wieder wird der Dressur und der Anpassung, wird der Entfremdung vom Menschlichen, wie sie in den Fabriken und den Büros der Zeit selbstverständlich war, eine Absage erteilt. In dieser Schule sollen die menschlichen Bedürfnisse nicht zu kurz kommen, hier soll man "leben" können, so auch mit Freundschaften (die ja auch in der Antike, die hier sicher wieder mitgedacht ist, ein sehr hohes pädagogisches Gut waren) - aber es wird auch erwartet, daß man eine hohe innere Motivation mitbringt, wißbegierig ist, von den Sachen selbst und der Möglichkeit ihrer Erforschung fasziniert, bereit, auch die menschlichen Beziehungen in den Dienst eines Lernens zu stellen, das - blicken wir



noch einmal hoch zu den Knaben links und rechts der Uhr! - den ganzen Tagesablauf bestimmt.

Überlegen wir noch kurz, warum die jüngeren Knaben nicht links stehen, wo sie hingehörten, sondern rechts! Klar ist, daß auf der rechten Seite aufeinander verweist, was mit der Natur zu tun hat: Rose, "Buch der Natur" (?). Tatsächlich hält auch der mittlere in der Gruppe der jüngeren Knaben einen Rosenzweig in der Hand. Warum nicht einer der Älteren?

Der Grund könnte sein, daß man in den Naturwissenschaften das eher Kindgemäße gesehen hat: sie hätten dann die *propädeutische* Funktion, auf die Beschäftigung mit den abstrakteren, entlegeneren, voraussetzungsreicheren klassisch-philologischen Studien vorzubereiten. Eine aus heutiger Sicht merkwürdige Sicht der Naturwissenschaft, zumal sie vorgetragen würde in einer von modernster, ohne wissenschaftliche Fundierung schon längst nicht mehr auskommender Industrie geprägten Stadt! Es paßt aber durchaus dazu, daß man einen Alexander von Humboldt zum naturwissenschaftlichen Patron erkoren hatte: also sozusagen einen Vertreter der "weichen", auf dem Reizen und der sinnlichen Anschauung basierenden, eigentlich recht "geisteswissenschaftlichen" Naturwissenschaft, der überdies beständig die Grenzen zu den "human studies", ja zu Journalismus und literarischer Kunst überschritt.

Diese Schule sollte zunächst, Bedürfnissen Rechnung tragend, die im industriell "aufgeblühten" Linden sowie im zugehörigen Landkreis herangewachsen waren, eine Realschule sein, d.h. eine höhere, aber nicht zum Abitur führende Lehranstalt, die mit stärkerer Betonung der "Realien" schneller und direkter auf das praktische Leben (in freilich auch nicht ganz so hohen Positionen: man dachte vor allem an Ingenieurberufe: vgl. auch Gert Busch im letzten Kapitel dieses Buches) vorbereiten sollte. Doch konnte schnell erreicht werden, daß die Schule auch abiturwürdig wurde - als "Realgymnasium", was einerseits bedeutet, daß die auf die moderne Lebenswelt bezogenen "Realien" stärker als in herkömmlichen Gymnasien betont wurden und größeren Raum im Lehrplan einnahmen, andererseits aber, daß es sich eben doch um ein die Universität eröffnendes Gymnasium, in dem "selbstverständlich" auch Latein unterrichtet werden mußte; wobei dieser Bereich erst in der Oberstufe in den Vordergrund trat, während auf dem Humanistischen Gymnasium schon die Anfänger mit sieben Stunden Latein pro Woche konfrontiert wurden.

Es war also auf dem Realgymnasium tatsächlich so, wie das Relief es darstellt: mit den jüngeren Schülern wurde vergleichsweise viel Naturwissenschaft getrieben, während in den Abschlußklassen die ebendeshalb "versäumte" klassische Philologie "nachgeholt" werden mußte.

Die merkwürdige, wie man aus heutiger Sicht sagen könnte: Unter- oder Fehlbelichtung der Naturwissenschaften auf der Schulfassade könnte also ihren Grund in zwei Dingen haben: Erstens war "höhere Bildung", waren Abitur und Universitätszugang damals offensichtlich nach wie vor entscheidend auf das mit der Antike verknüpfte humanistische Ideal fixiert. Der Notwendigkeit der "Realien" konnte man sich nicht verschließen, aber offenbar hat man ihnen selbst keinen oder keinen eigenständigen, eigengewichtigen *Bildungswert* zuerkannt, jedenfalls nicht jenen höheren, für den Latein und Griechisch standen. Zweitens war speziell für diese Lindener Schule das humanistische Element die zusätzliche Errungenschaft, durch welche die Realschule zum Gymnasium geadelt wurde. Vielleicht hat man es deshalb beim repräsentativen Schulbau in der repräsentativen

Straße in der beschriebenen Weise zusätzlich überakzentuiert - auf Kosten des "Realismus", der in der ursprünglichen Schulkonzeption steckt und aus heutiger Sicht den speziellen Anforderungen einer Industrie- und Arbeiterstadt weitaus gemäßer erscheint.

Betrachten wir abschließend die beiden Sprüche, die auf den Außenrisaliten des Gebäudes angebracht sind! Nachdem wir uns klargemacht haben, welche Bedeutung zeitliche Vorstellungen (früh und spät, alt und jung, antik und modern, Knaben- und Jünglingsalter, Unter- und Oberstufe) für das Konzept dieser Fassade haben, dürfen wir annehmen, daß die Inschriften in dieses System hineinpassen. Dem Figurenkomplex gegenüber weit außen stehend, dürften sie, so besehen, den Sinn von Einstimmung und Ausklang, Vorbedingung und Zweckbestimmung, Vorrede und Schlußwort, Einführung in die Schule und Geleitwort ins Leben haben. Links steht:

**DES HERRN FURCHT IST ANFANG ZU
LERNEN**

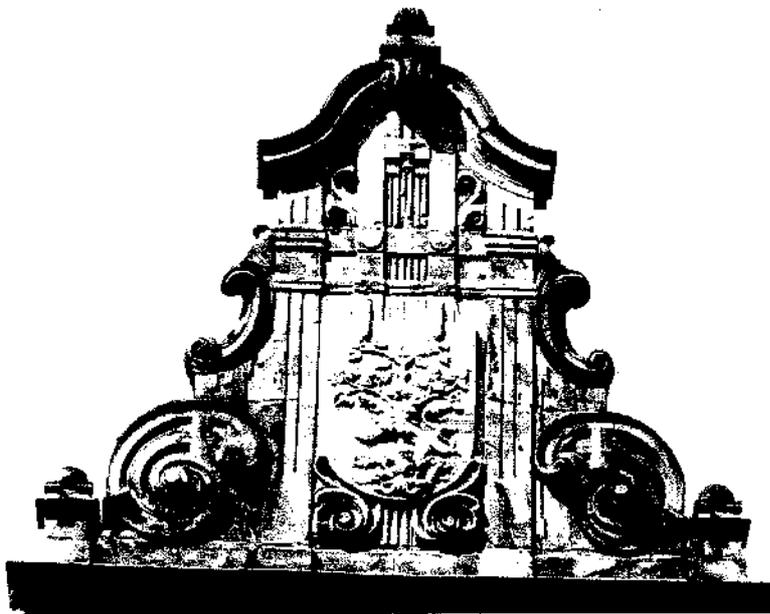
- das wäre das Wort für die Einschulung, für Beginn und Grundlage der Schulzeit; rechts:

**ANS VATERLAND, ANS TEURE, SCHLIESS'
DICH AN**

- das markierte den Sinn und die Zweckbestimmung, wäre das Wort zum Abitur, das Geleitwort fürs Leben.

Der erste Spruch stammt aus der Bibel und besagt sowohl, daß die Ehrfurcht vor Gott das erste sein müsse, was der Mensch lerne, als auch, daß diese Ehrfurcht ein Prinzip sei, das in allem Wissen, aller Erkenntnis, aller Weisheit des Menschen enthalten sein, also auch alle seine Studien begleiten müsse. Bezogen auf das Programm "Aufklärung - Menschlichkeit - Emanzipation", das die Bildkomposition der Mittelrisalite verkündet, bedeutet dies eine Beschränkung: Über allem Wissen, das der Mensch im einzelnen erwerben kann, muß von vornherein und immer der Respekt vor einem Höheren stehen, an das der Mensch mit seiner ganzen Wissenschaft nicht heranlangt, über das er nicht verfügen kann und das ihm in seiner Praxis Grenzen setzt. Das steht dort in auffälligem Luther-Deutsch und mag insofern eine Referenz an die bodenständige lutherisch-evangelische Kirchengemeinde enthalten, ist inhaltlich jedoch Gemeingut aller christlichen Konfessionen, ja der monotheistischen Religionen insgesamt (Altes Testament: Buch der Sprichwörter), man kann sogar noch weitergehen und sagen, daß in diesem Satz schlankweg zum Ausdruck komme, was wir Religiosität nennen: eine Haltung, die auch Menschen einnehmen können, die keinem bestimmten Glauben anhängen. Auf Sätze wie diesen berufen sich heute viele Menschen aus den verschiedensten Lagern, die Bedenken gegen problematische Entwicklungen von Aufklärung und Wissenschaft vortragen: gegen Atomkraft z.B., Gentechnik, Euthanasie.

Der zweite Spruch, Schillers "Tell" entnommen, fordert Integration und Engagement des einzelnen in jenem größeren Gemeinwesen, das durch gemeinsame Sprache und Kultur gekennzeichnet ist. Daß dreißig Jahre nach seiner Gründung das Deutsche Reich gemeint ist, wird niemand bezweifeln, andererseits spielt der "Tell" in der Schweiz, hier wird der Satz gesprochen, und der Zusammenhang ist ein Freiheitskampf, in dem gewachsene demokratische Institutionen gegen fremde Gewaltherrschaft verteidigt werden: mit "Nationalismus" im Sinne eines Stolzes auf die eigene Nation und einer Abwertung anderer, mit dem verhängnisvoll gegen Frankreich gerichteten "Erbfeind"-Denken, mit Chauvinismus,



Imperialismus, Rassismus hat der Satz überhaupt nichts zu tun; es fiel nicht schwer, ihm heute einen europäischen oder multikulturellen Sinn zu geben.

Werfen wir einen letzten Blick in die höchste Spitze des Gebäudes, und begnügen wir uns nicht mit der Feststellung, daß dort eben das Lindener Stadtwappen angebracht sei! Was sagt dieses Wappen, wie stellt die zugehörige Gemeinde sich dar, welchen Anspruch erhebt sie im Angesicht der Öffentlichkeit, was verspricht sie denen, die dieses Gebäude in Anspruch nehmen werden, was verlangt sie von diesen?

Das Wappen mit der Gerichtslinde und dem Löwen als Signum des einst hier herrschenden Adelsgeschlechts bringt den dörflich-mittelalterlichen Ursprung Lindens in Erinnerung. Wir besitzen ein schönes Zeugnis dafür, was Schule im alten bäuerlichen Linden war:

Die Schul allhie ist zu Zeiten meines Herrn Antecessoris gebauet, ist 28 Fuß lang und 24 breit, ist sonst in einem ziemlichen Stande, nur daß der Wind sehr das Dach verdorben, so gar, daß er mit den Schulkindern, wenn es regnet, kaum truncken darin sitzen oder des Nachts liegen kann. Das Schulgeld allhie hebet der Schulmeister allein und bekompt er alle Quartal von einem Schreib- und Rechenknaben 9 Groschen, von einem andern Kinde aber, das nur lieset, 6 Groschen. Des Winters hat er fast 70 Schulkindern, des Sommers aber kaum 40.

An Länderei hat er nur 1 Morgen auf dem Linder Berge. An Garten hat er leider nicht das Geringste, sondern muß von seinem schlechten Einkommen Gartengewächs, auch das Brodt korn, kaufen. An Geld hat er jährlich 3 Thlr. von diesem Dorf einzunehmen, und dazu gibt der Meier 6 Groschen, der Halbmeier 3 Groschen, der Köther 2 Groschen, der Beibauer 1 Groschen, wird aber miserrime aufgebracht und bekompt er es selten völlig. Bei der Leiche bekompt er von einem Alten 3 Groschen, von einem Kinde nur 2 Groschen, von den Filialdörfern aber bekommt er nichts. Auf die Weide hat er zu treiben 1 Kuhe und 2 Schweine. Im Neuen Jahr singet er im ganten Dorf mit den Kindern.²

Insofern das Wappen diese Vergangenheit zitiert, aber jetzt die Spitze eines so prächtigen und anspruchsvollen städtischen Schulbaus einnimmt, bringt es ein Bewußtsein von Tradition und Fortschritt zum Ausdruck, dem der Bürgerstolz auf das in so erstaunlich kurzer Zeit Erreichte eingeschrieben ist.

Zugleich bekennt diese Stadt sich öffentlich zu jener Hochform von Bürgerlichkeit, welche, wie wir gesehen haben, die Botschaft der Fassade ist: Humanität, Integration von klassischer und moderner Bildung, Persönlichkeitsbildung, Emanzipation. An die Vorgabe "Beethoven" des Straßennamens anschließend, bekennt sie sich zur deutschen Klassik.

Den hier zu Erziehenden verspricht sie (und zwar im Namen des Staates, der ja auch damals die Schulaufsicht hatte), daß sie hier nicht getrimmt, um ihre Lebensfreude und gesunde Entwicklung gebracht werden, sondern daß man sie als Subjekte des Lernens ernstnimmt und sie auf eine Entfaltung aller ihrer Kräfte wie auch auf Erfolg im Leben - Lorbeer! - hoffen dürfen. Sie verlangt aber auch etwas: Neugier, Motiviertheit, sachliches Interesse, Bereitschaft, den ganzen Tageszyklus in den Dienst des Lernens zu stellen - und schließlich selbst staatsbürgerliche Verantwortung zu übernehmen.

Mit den gegenüberliegenden besitz- und bildungsbürgerlichen Häusern der Beethovenstraße hatten diese Schüler den gesellschaftlichen Kontext vor Augen, aus dem all dies entstanden war und in den ihre Anstrengungen wieder einmünden sollten. Sie erhalten sogar einen ausdrücklichen Hinweis: Der Lorbeer des Schulportals wiederholt sich in dem Lorbeer, der genau gegenüber dem Beethovenkopf umgibt, und ist mit ihm in eine antikisierende "Ruhmestempel"-Umgebung integriert (vgl. die Zeichnung S. 15), und an ihrem Eingang empfängt die Straße (vgl. oben Sieglinde Kaczmarek) mit dem Klio-Motiv vom Ruhme der Kunst.

Wenig zu tun hatte das mit den Bewohnern der Konkordiastraße, wenige Meter weiter.

² Eine Beschreibung der Lindener Schule durch den Pfarrer im Jahre 1683, gefunden in der Festschrift der Helene-Lange-Schule "Hundertel Jahre Gymnasium in Linden", siehe Lit.verz.

Das Delphin-Haus Davenstedter Straße 31



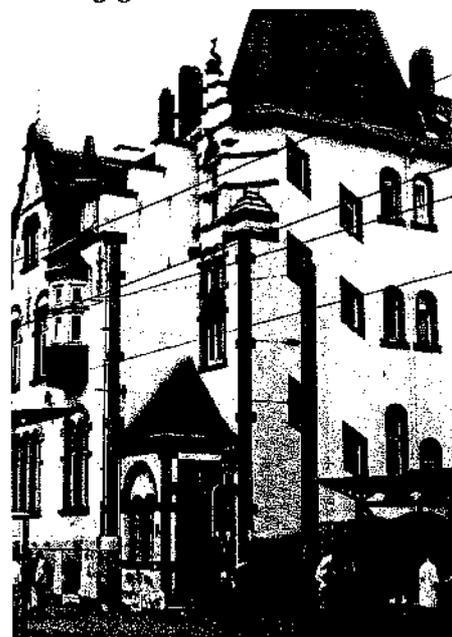
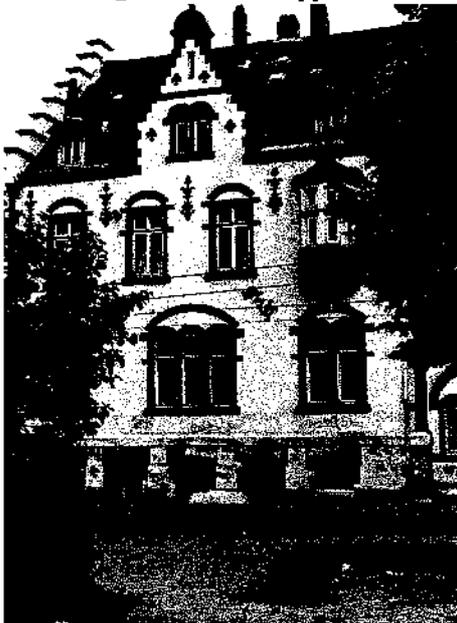
Das Haus in der Davenstedter Straße 31 wurde 1891 erbaut und steht in einer klaren Beziehung zu den Mietshäusern in der Beethovenstraße. Bauherr war der aus bäuerlicher Familie stammende Lindener Schnapsfabrikant und Senator Christian Niemeyer, der mit diesem 'Schlößchen' - er nannte seinen Korn "Château Niemeyer" - wohl den Adels kopieren wollte. Mit dem Bau von großzügigen Mietshäusern in der Beethovenstraße wollten er und die Stadtverwaltung die Arbeiterstadt Linden für die Bourgeoisie interessant machen.

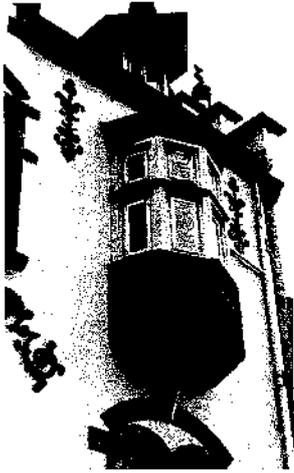
Das Haus Niemeyers ist ein frei stehendes, zweigeschossiges Bürgerhaus mit ausgebautem Dachgeschoß. Es ist traufständig, in Massivbauweise mit Satteldach und Zwerchgiebel errichtet. Auf der rechten Seite gibt es ein baulich hervorgehobenes Treppenhaus mit spitzem

Walmdach und einem vorgelagerten Eingangsbereich. Die Wohnungen verfügen über eine Größe von ca. 140 m² und eine Raumhöhe von 3,9 m. Das Parterre hat direkten Zugang zu der Gartenterrasse und dem Garten.

Das Haus wurde wahrscheinlich von dem Architekten Krack im Stil des Historismus errichtet. Dieser Baustil stellt keine eigene, spezifische Architekturform dar, sondern setzt sich aus denen der Vergangenheit zusammen. So werden in diesem Bürgerhaus des 19. Jahrhunderts Elemente der Gotik, der Renaissance und des Barock miteinander vereint.

Als typisch gotische bzw. auch Renaissance-Elemente gelten hierbei der Treppengiebel, der Erker sowie die kleinen, spitzen Türme auf den Dacherkern. Der Zwerchgiebel dagegen ist dem frühen Barock entlehnt





und hat die Aufgabe, die Fassade zur Straße größer und das gesamte Haus prunkvoller erscheinen zu lassen sowie das Dachgeschoß nutzbar zu machen. Ebenso aus dem Barock stammen die Fenster. Dabei ist bezeichnend, daß mehrere Fenster durch einen übergeordneten Bogen zusammengefaßt werden. Ein solcher ist auch bei den einzelnen Fenstern vorhanden, um dem Bauwerk einen für das Barock typischen weichen und verspielten Ton zu geben. Dies steht im Gegensatz zu der Bauweise der Renaissance, die eine klare und schlichte Struktur bevorzugt, was an den Fenstern des Treppenhauses gut zu sehen ist. Sie gehen parallel zur Treppenschräge, haben zum jeweils anderen Fenster immer den gleichen Abstand und bestehen aus einfachen Parallelogrammen ohne jeglichen Schmuck. Verzierungen finden sich an der

Vorderseite des Hauses in Form von verspielten Ornamenten und einem auf einen Treppengiebel gelagerten Delphin. Solche baulichen Verzierungen weisen schon auf den Jugendstil voraus.

Während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war hier eine Privatschule für höhere Töchter untergebracht, die "Dörienschule", heute enthält es Mietwohnungen.

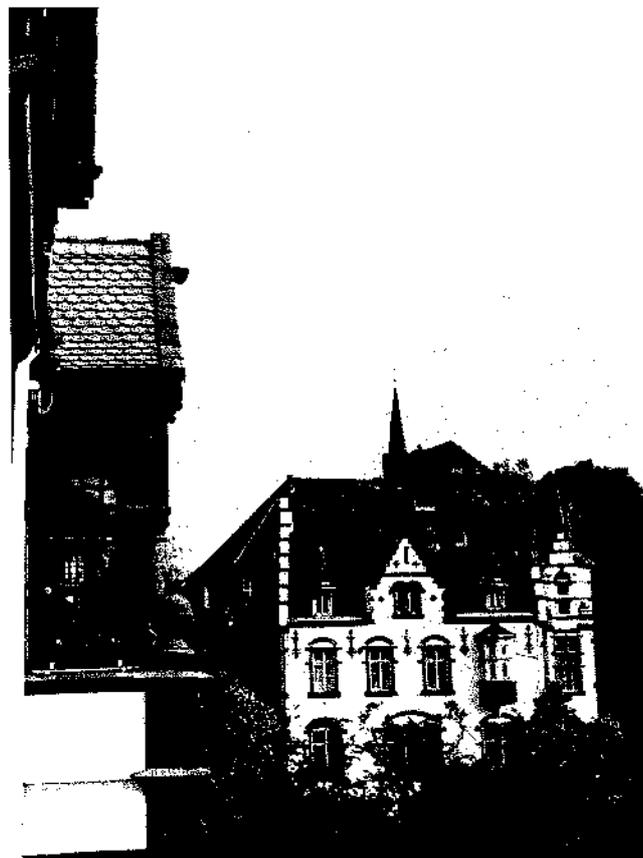
Wörterklärungen:

Satteldach: zwei Dachschrägen, durch Giebel begrenzt;

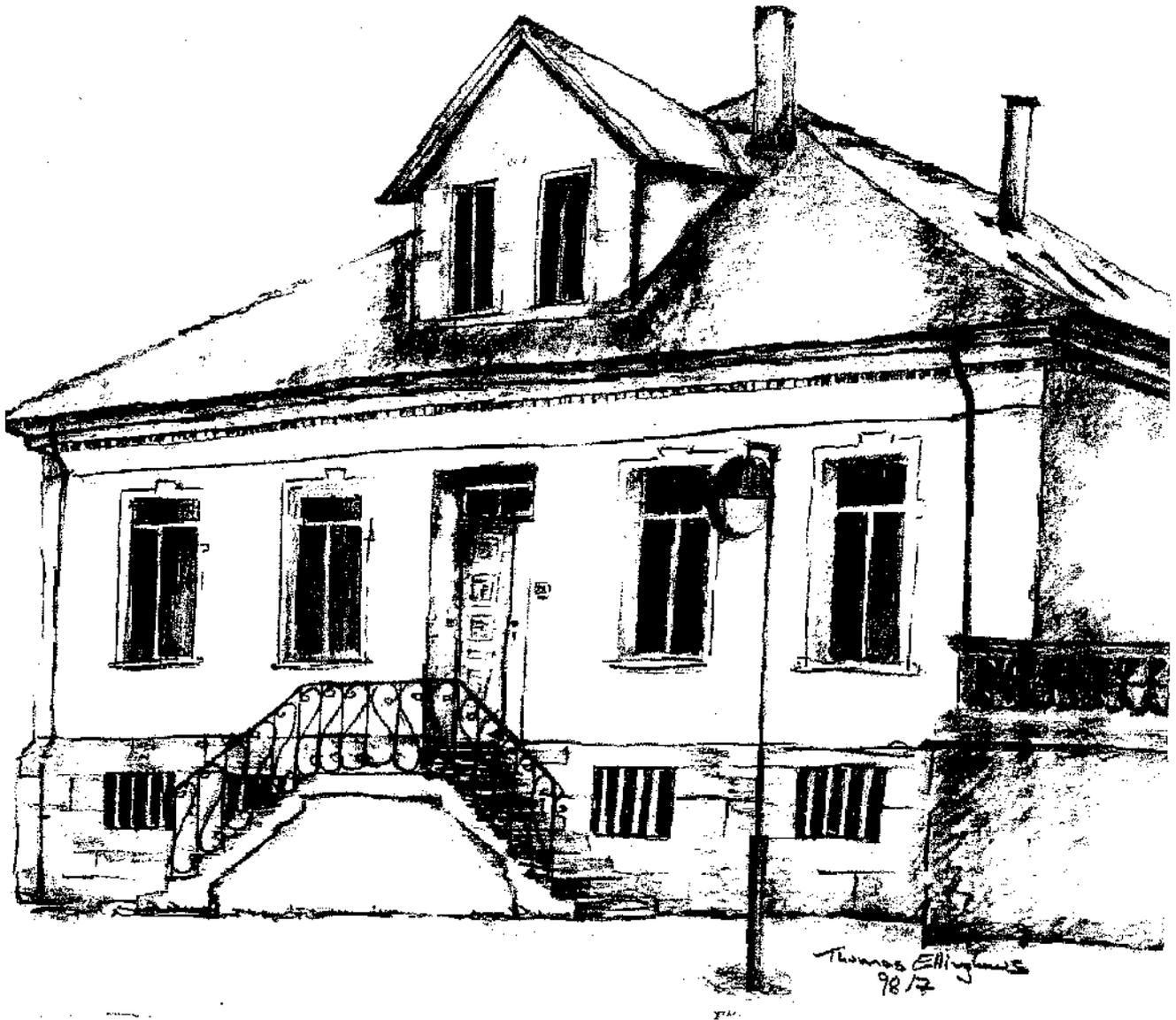
traufständig: die Traufe ist die Unterkante eines schrägen Daches; bei "traufständigen" Häusern zeigt diese zur Straße; vgl. den Ausdruck "vom Regen in die Traufe kommen"!

Zwerchgiebel: "zwerch" (altdeutsch), d.h. quer zum Hauptgiebel stehender Giebel auf der Traufseite;

Walmdach: Dachschräge nach allen Seiten.



Blick auf das Niemeyersche Haus von einem Balkon des Hauses Beethovenstraße 8, in das der Sohn des Senators einzog



Julia Sellmann

Unser schönes altes Haus und der Schnaps

Ich, Schülerin der IGS Linden in der Beethovenstraße, die jetzt, im Jahre 1998 ihr 100 jähriges Jubiläum feiert, wohne in dem kleinen grau-weißen Haus in der Davenstedter Straße, einem eingeschossigen Putzbau auf hohem Natursteinsockel mit Zugang über eine Freitreppe vorn in der Mitte.

Dieses Haus befindet sich am Kopfe der Beethovenstraße, und ich denke, daß es fast jedem Schüler (oder Lehrer) schon aufgefallen sein dürfte, sei es auf dem Weg zur Bahnstation "Nieschlagstraße", beim Pizzakauf oder während der allmorgendlichen Pilgerung ins "Palais".

Möglicherweise hatte auch schon der/die eine oder andere die Ehre, bei einer meiner Partys unser Logement von innen kennenzulernen und sowohl unseren Garten als auch unseren Stuck bewundern zu dürfen - und falls nicht, so hat er sich vielleicht wenigstens (mehr oder weniger dekorativ) an unserer Hauswand verewigt.

Unter Umständen hat sogar ein architekturinteressierter Schüler aus dem Kunst-LK bemerkt, daß unser Haus unter klassizistischem Einfluß errichtet wurde. Was aber wohl kaum einer wußte, ist, daß unser neben den reich

verzierten Bauten der Beethovenstraße eher unscheinbar wirkendes Haus weitaus älter ist als diese.

Im Rahmen des Projektes "100 Jahre Beethovenstraße" habe ich mich ein bißchen umgehört, im Stadtarchiv in alten Karten und Adreßbüchern herumgestöbert und alle Informationen gesammelt, die ich bekommen konnte, um etwas über unser Haus und seine Geschichte zu erfahren. Was ich persönlich besonders interessant fand, ist, daß die Davenstedter Straße - alten Karten nach zu urteilen - die älteste Straße Lindens ist, sie hieß früher allerdings noch "Linden", später "Lindenerstraße".

An dieser Straße, die später Schloß und Park derer von Alten vom königlichen Küchengarten trennte, entstanden die ersten Häuser und Höfe.

Sowohl das genaue Baujahr als auch den Namen des Architekten konnten wir nicht herausfinden, da viele Unterlagen des Bauordnungsamtes vernichtet wurden. Was wir dennoch herausfinden konnten:

Mitte des 18. Jahrhunderts erwarb der ausgediente Soldat ("Dragoner") Hans Dietrich Niemeyer eine kleine Bauernstelle ("Kötnerhof"), zu dem sein Nachkomme

weitere Grundstücke hinzukaufte, so daß der Hof schließlich von unserem Haus bis zur Brauhofstr. 9 reichte. Neben seinem landwirtschaftlichen Betrieb entstand die Gastwirtschaft "Fortune", und nebenbei betrieb er noch eine Branntweinbrennerei.

Seine Nachfahren bauten diese Brennerei zu einem stattlichen und einträglichen Betrieb aus.

Auf diesem Grundstück (damals als Kirchstr. 29 eingetragen) lebten in unterschiedlichen Häusern neben dem Eigentümer und seiner Familie auch seine Angestellten, vom Arbeitsmann über den Hufschmied, Gärtner, Kleidermacher und Maler bis zum Buchhalter und Revisor.

Sein Sohn, Christian Niemeyer, Ökonom, Hofbesitzer, Branntweinbrenner und Deputierter der Ständevertretung Lindens, ließ unser Haus höchstwahrscheinlich um 1847 (in diesem Jahr taucht es erstmals auf alten Karten) als Alterswohnsitz erbauen.

1856 wurde die Lindener Straße (heutige Davenstedterstraße) in "Falkenstraße" umbenannt, und zu diesem Zeitpunkt ist unser Haus erstmals in den alten Adressbüchern - unter der Nummer 45 - vermerkt.

Bewohnt wurde es damals von Elise Niemeyer, der Witwe des wahrscheinlich 1852 verstorbenen Christian N. Ihr Sohn Heinrich (1815-1890) war der letzte Gemeindevorsteher, bevor Linden 1885 Stadt wurde. Dessen Sohn Christian (Senator) übernahm 1876 den Betrieb, sein Sohn, wiederum Christian (vgl. Abb. 6 und 7!) mußte ihn aber kurz nach dem Ersten Weltkrieg auf das Land verlegen, da sich Linden immer mehr vergrößert hatte und die Stadt das Halten von Kühen in der Davenstedter Straße nicht mehr gestattete. (Die Kühe fraßen die Rückstände der Brennerei, weshalb man sie brauchte, um den Schnaps wirtschaftlich herstellen zu können.) Die Grundstücke in Linden gingen in verschiedene Hände über, zumal der jüngste Niemeyer das Familienvermögen durch Bürgschaften verlor, die er seinen adligen Jagdgenossen geleistet hatte (vgl. im folgenden Kapitel: "Auf der Suche nach dem Vater der Beethovenstraße"; im übrigen verdanke ich meine Informationen in der Hauptsache dem riesigen Werk von Horst Kruse - siehe Literaturverzeichnis - das ich im Historischen Museum einsehen konnte).

Sein Vater war es, der das umliegende Gelände kaufte und die Planung für die Beethovenstraße einreichte. Diesem Mann verdanken wir es also, daß wir den Ausblick auf eine solch prachtvolle Straße genießen dürfen.

1914 wurde unser jetziges Haus an Professor Habenicht verkauft, 1940 erwarb es der Zahnarzt Dr. Seelig (die 20 cm starke Tür zwischen Behandlungs- und Wartezimmer war noch bei unserem Einzug vorhanden, ebenso ein Rezeptfenster in der verglasten Windfangtür).

1969 kauften der Makler H. Dostall und der Architekt Stühmann das Haus von der Witwe Seelig, um es abzureißen und einen Neubau zu errichten. Zum Glück stand unser Haus unter Denkmalschutz.

Als sich Ende des Jahres 1978 bei meinen Eltern ein Baby ankündigte - niemand anderes als meine Wenigkeit - trafen sie den Entschluß, ihre damalige Wohnung aufzugeben und ein kinderfreundlicheres Zuhause, möglichst mit Garten (zwecks Auslaufmöglichkeit), zu suchen.

Dabei stießen sie dann auf das Haus in der Davenstedter Straße. Es war Liebe auf den ersten Blick, auch wenn es damals dringend renovierungsbedürftig war und vor unserer Tür noch der Verkehr entlanglief, der später auf die Badenstedterstraße verlagert wurde.

Da meine Eltern (im Gegensatz zu den anderen Interessenten) von der bevorstehenden Verkehrsberuhigung in diesem Teil der Straße Wind bekommen hatten, machte ihnen das keine Sorgen. Sie kauften also im Januar 1979 das Haus, und ich durfte im Bauch meiner Mutter an den Renovierungsarbeiten teilnehmen.

Während meine Eltern das Erdgeschoß renovierten, in pingeliger Kleinstarbeit den Stuck von alter Farbe und sonstigem Dreck säuberten (der in seiner ganzen Pracht übrigens nur noch existiert, weil ein früherer Bewohner trotz des Wunsches seiner Frau, das Haus zu modernisieren, zu "faul" gewesen war, den Stuck abzuschlagen), wurde das Dachgeschoß noch von zwei türkischen Familien bewohnt, die mich ausgiebig mit Lahmacun und anderen Leckereien versorgten.

Obwohl ich dieses Haus, in dem ich meine gesamte Kindheit und Jugend verbracht habe (also mittlerweile fast 19 Jahre), heiß und innig liebe, muß ich doch gestehen, daß es uns nicht nur Freude bereitet hat. Manchmal waren wir kurz davor wirklich zu glauben, daß auf ihm ein Fluch lasten würde.

Es begann damit, daß wir 1985, kurz nachdem unsere türkischen Mieter in die Türkei zurückgekehrt waren, bemerkten, daß das gesamte Gebälk vom Holzbock zerfressen war.

Wir mußten also das gesamte Dachgeschoß abreißen und neu errichten. Als wir damit endlich fertig waren (bei uns dauert so etwas immer ein bißchen länger) und uns gerade in den oberen Räumen eingelebt hatten, brannte mein Zimmer aus, und wir durften nochmal von vorne beginnen. Nebenbei hatten wir uns noch mit Rattenfamilien und Überschwemmungen im Keller, mit Ameisen in der Küchenwand, mit Mäusen in meinem Zimmer (die ich eigenhändig oder mit Hilfe einer von mir konzipierten Falle einfing und außerhalb Hannovers aussetzte!) und mit vielem mehr anzufreunden. Aber damit muß man in einem Altbau wohl rechnen!



Die Situation der Arbeiter in Linden um 1900

Seit 1830 entwickelte sich aus dem Dorf und beliebten Villenviertel von Hannover ein Fabrikvorort. Die schnelle Industrialisierung führte zu einem hohen Arbeitskräftebedarf und damit zu einem sprunghaftem Anwachsen der Einwohnerzahlen : von 1852 mit knapp 5000 auf über 50.000 im Jahre 1900 auf schon 73.000 Einwohner im Jahre 1910 (Rabe S. 27). 1871 wurde Linden eine selbständige Stadt, nachdem die Eingemeindungsversuche an dem hartnäckigen Widerstand der bürgerlichen Kreise Hannovers gescheitert waren.

1. Gesundheitliche Verhältnisse

Linden begann erst 1870 die Strassen zu pflastern und vollendete schliesslich 1917 die Vollkanalisation. Bis dahin war der Ort mit seinen rauchenden Fabrikschlotten, den Fabrikabwässern, die ungeklärt in Strassenzüge und in die Ihme abflossen, den ungepflasterten Strassen, die in Regenzeiten kaum passierbar waren, fehlender Kanalisation und Müllabfuhr ein möglicher Seuchenherd und wurde von den hannoverschen Bürgern sehr argwöhnisch betrachtet (Rabe S. 24).

Unternommen gegen diese Zustände wurde allerdings



erst etwas, als in den 90ern die Bäume in der Georgstraße anfangen zu kümmern, auch noch es bei Westwind in der Residenzhauptstadt schlecht. Die Arbeiter in Linden lebten jahrelang in unmittelbarer Nähe der Fabriken, was ihnen Geräusch- und Geruchsbelästigungen einbrachte.

Zeitzeugen berichten, daß vor der chemischen Fabrik in der Göttinger Straße ein haushoher Berg von Produktionsabfällen einen widerlichen Geruch verbreitete und auch die Schwefelabgase der Ultramarin-Fabriken trugen zur Verunreinigung der Luft bei (Rosenbaum S. 84-86).

2. Die Wohnverhältnisse der Arbeiterbevölkerung

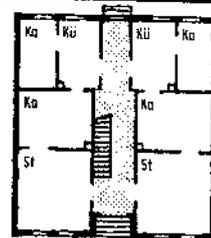
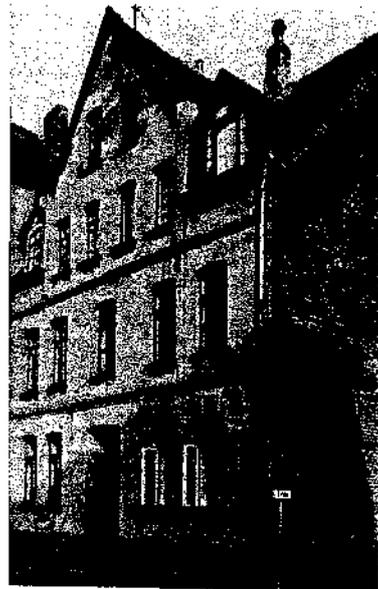
Während sich für die großen, teureren Wohnungen schon 1873 Überproduktionserscheinungen bemerkbar machten, blieb der Mangel an Kleinwohnungen für die Arbeiterbevölkerung bestehen. Der private Wohnungsbau lag in der Hand von mittelständischen Schichten, die für den eigenen Wohnungsbedarf bauten (Rabe S. 24) und zusätzlich Mietwohnungen als Einnahmequelle hinzufügten. Es waren vor allem Landbesitzer, wie die von Alten und einige Bauern, die ganze Straßen anlegten. Der Baron von Alten wollte 1874 große Teile des Schloßgartens verkaufen. 1875 entstand im nördlichen Gartenbereich die Niemeyerstraße. Im Nedderfeld einigten sich die Bauern Struckmeyer, Hartmann und Lampe auf ein Straßennetz zur Erschliessung ihrer Ackerflächen, so daß

Kochstraße und Albertstraße, sowie Anfänge der Eisenstraße, Ottenstraße und Gummistraße (spätere Wilhelm-Blum-Straße) seit 1872 entstanden (Buschmann S. 245-247). Während also die bürgerlichen Familien eine große Auswahl von schönen und großen Wohnungen hatten, ging es den Arbeitern schlecht. In einer Vortragsreihe berichtete Julius Post 1889 über die „Wohnverhältnisse des kleinen Mannes in Hannover und Linden“. Post berichtete über die Lebensverhältnisse in der Altstadt, von den unhygienischen Zuständen, von engen licht- und luftlosen Höfen und von überbelegten Häusern und Wohnungen. Die Verhältnisse in den äußeren neu entstandenen Arbeiterwohnquartieren waren nicht besser. Die noch immer ungepflasterten Straßen bildeten ein „Meer von Schlamm“. Die Häuser waren bis aufs letzte Zipfelchen mit Menschen vollgestopft. Post entdeckte Ein-Raum-Wohnungen, in denen sieben oder acht Personen wohnten. In anderen Häusern ergaben sich Belegungsdichten von fünf- bis sechs Personen. Weiterhin war der bauliche Zustand der untersuchten Häuser miserabel. Post sah bewohnte Pferdeställe, deren Fußböden nur aus festgestampftem Lehm bestanden. Es gab häufig Wohnungen, in denen die Wände so feucht waren, daß keine Tapete halten wollte.

Die Berichte von Julius Post lösten heftige Diskussionen über Lösungsmöglichkeiten der Wohnungsfrage aus. Im Vordergrund stand eine Reform im Wohnungswesen, allerdings ging es vor allem darum die unruhige Arbeiterschaft zu beruhigen. Was man zu erreichen gedachte, drückte Post mit folgenden Worten aus: „ Die Wohnung macht konservativ“ (Buschmann S.347f.).

3. Die Lindener

Lindens Arbeiter waren keine einheitliche Masse. Sie stammten aus verschiedenen Gegenden und brachten von



typisches Lindener Arbeiterwohnhaus, erbaut um 1880-1890

dort unterschiedliche Traditionen mit. Von der Gesellschaft ausgegrenzt, der Industrie unterdrückt und in ähnlichen Lebensbedingungen lebend, schufen sie sich allerdings bald eine eigenständige örtliche Arbeiterkultur. Nachdem erste Ansätze zur Bildung politischer und gewerkschaftlicher Organisationen in der nachrevolutionären Phase der 50er und 60er Jahre unterdrückt und verfolgt worden waren, gründeten die Arbeiter in den späten 60ern ihre Parteien und Verbände. Linden wurde besonders durch Ferdinand Lassalles Allgemeinen Deutschen Arbeiter Verein (ADAV) beeinflusst, einem Vorläufer der SPD. Auch das Sozialistengesetz vom Oktober 1878, das die Presse- und Vereinsfreiheit für Sozialdemokraten aufhob, vermochte den wachsenden Einfluß der zunächst noch sehr kleinen Partei nicht zu brechen: 1884 wurde erstmals der Reichswahlkreis Hannover-Linden von einem Sozialdemokraten vertreten und in der Folgezeit gehalten. Während des Sozialistengesetzes entstanden die Arbeitersportvereine, um die politische Arbeit getarnt fortzusetzen, aber auch, weil ein Bedürfnis nach solch einer Tätigkeit entstand, da die bürgerlichen Vereine den Arbeitern den Zutritt verwehrten.

4. HANOMAG

Die Industrialisierung in Linden wurde vor allem angetrieben durch Johann Egestorff mit seinen Steinbrüchen, den Ziegeleien und dem Kalkwerk auf dem Lindener Berg. Durch seinen Sohn Georg erfolgt die wichtigste industrielle Gründung: 1835 entsteht die Eisengießerei und Maschinenfabrik, der weitere Egestorff-Fabriken und andere Betriebe nachfolgen.

Seit 1871 gehört die Egestorffsche Fabrik, die unter Stroussberg einen gewaltigen Aufschwung erlebte, der Aktiengesellschaft HANOMAG. Die HANOMAG geriet gleich in ihrer Anfangszeit in die allgemeine Wirtschaftskrise. Diese wirkte sich vor allem auf den Eisenbahnbau aus. Die Aufträge der Eisenbahnlinienbetreiber blieben aus. Nun rächte es sich, daß Stroussberg den Betrieb ausschließlich auf den Lokomotivbau ausgerichtet hatte. Die Jahresproduktion von 200 Lokomotiven während der Hochkonjunktur sank auf durchschnittlich 30 Maschinen. Die HANOMAG stand 1880/81 zum ersten Mal dicht vor der Pleite. Die inzwischen 3500 Arbeiter der Fabrik mußten die größten Lasten tragen. Rund 2000 Leute wurden in den ersten beiden Krisenjahren entlassen. 1880/81 arbeiteten bei der HANOMAG laut Behördenangaben nur noch 200 Mann, die vor allem mit Ausbesserungs- und Instandsetzungsarbeiten beschäftigt waren und eine erhebliche Kürzung des regulären Lohnes hinnehmen mußten. Ein Teil der entlassenen Arbeiter kam in der Spinnereindustrie unter, allerdings unter erheblich schlechteren Lohnbedingungen. Wer finanziell dazu in der Lage war verließ Linden. Ein großer Teil der Arbeiter und ihrer Familien lebte wegen der Arbeitslosigkeit in existenzbedrohenden Notlagen. Hausrat, Kleidung und sogar Betten mußten verkauft werden, um wenigstens Geld für Lebensmittel zu haben. Die von Georg Egestorff eingerichtete Speiseanstalt in der Hohestraße nahm ihren Betrieb wieder auf um einer drohenden Hungersnot entgegenzuwirken.

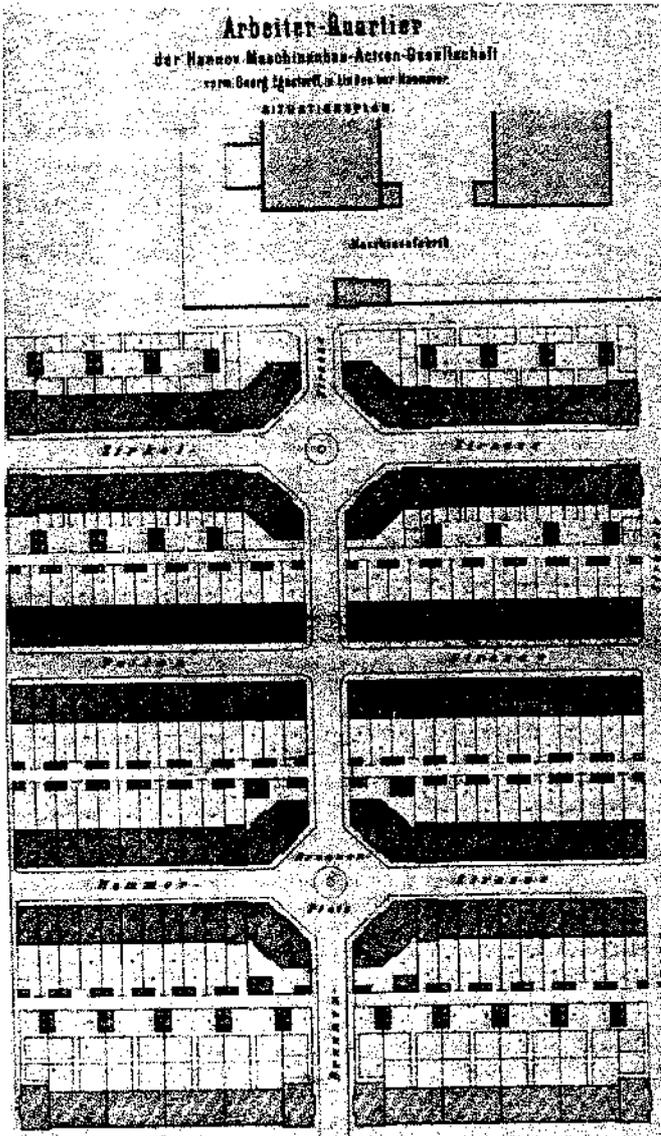
4.1. 1870 Klein-Rumänien

1869/70 ließ Stroussberg die Arbeiterkolonie Klein-Rumänien errichten. Der Name Klein-Rumänien stammt aus dem Volksmund und ist wohl vor allem auf die Lokproduktion gerichtet, die zum großen Teil nach Rumänien ging. Dazu kam wohl noch, daß ein großer Teil der

Arbeiter von Stroussberg abgeworben und aus weiter entfernten Gebieten stammte.

Eine Untersuchung der Häuser Feilenstraße Nr. 1-14, die alle im Oktober 1869 erstbezogen wurden, zeigt auf, daß während der ersten 15 Monate des Jahres 1870 im Schnitt 110 Menschen wohnen, durchschnittlich aber 166 verschiedene Personen. Die Differenz entsteht durch die ständig wechselnden Untermieter. Die Hauptmieter sind 14 verheiratete Arbeiter mit 63 Angehörigen. Die meisten stammen aus umliegenden Dörfern und gehören zur Stammarbeiterschaft des Werkes. Die 88 überwiegend unverheirateten Untermieter stammen dagegen zur Mehrzahl aus weit entfernten Gebieten, z.B. aus Pommern oder auch aus Schweden.

Die Siedlung aus 144 Häusern mit 228 Wohnungen war für 2000 Bewohner geplant und für einige Jahre die



größte geschlossene Arbeitersiedlung in Deutschland. In guten Zeiten wie z.B. 1874 war die Siedlung allerdings mit ca. 3000 Menschen belegt. Das bedeutet, daß sich auf 66 qm in 5 Räumen statt durchschnittlich 10 nun 15 Personen zusammendrängten. Nach 1880 sank die Zahl der Bewohner allerdings unter 2000.

Bei der Architektur Klein-Rumäniens achtete man vor allem darauf, daß sich die Siedlung gut kontrollieren ließ: Vom Werkstor aus schaute man direkt in die Brunnenstraße also einmal quer durch die Siedlung, in den Endhäusern der Straßen lebten die Vorarbeiter, und das Mietverhältnis in Klein-Rumänien war an den Arbeitsvertrag gebunden, so daß eine Kündigung der Arbeit stets



den Verlust der Wohnung zur Folge hatte. Der Fabrikant versuchte damit die Bewohner der Werksiedlung dem Einfluß der Arbeiterbewegung zu entziehen. Für den Streikfall war in der Regel schon im Mietkontrakt vorgesorgt; unerlaubtes Fernbleiben von der Arbeit war mit Kündigung der Werkswohnung bedroht. Während des großen Metallarbeiterstreikes im Jahre 1906 ließ die Hanomag-Direktion alle diejenigen Arbeiter entfernen die sich am Streik beteiligt hatten (Schulz S. 26, 27).

Quellen:

Bernd Rabe, Linden, Der Charakter eines Arbeiterviertels vor Hannover, Fackelträger
Wolfgang Voigt, Der Eisenbahnkönig oder Rumänien lag in Linden, Sozialpolitischer Verlag SPV
Peter Schulz, Nicht die Zeit, um auszuruhen, IGM Hannover
Walter Buschmann, Linden, Geschichte einer Industriestadt, Verlag August Lax Hildesheim
Heidi Rosenbaum, Proletarische Familien, suhrkamp taschenbuch wissenschaft

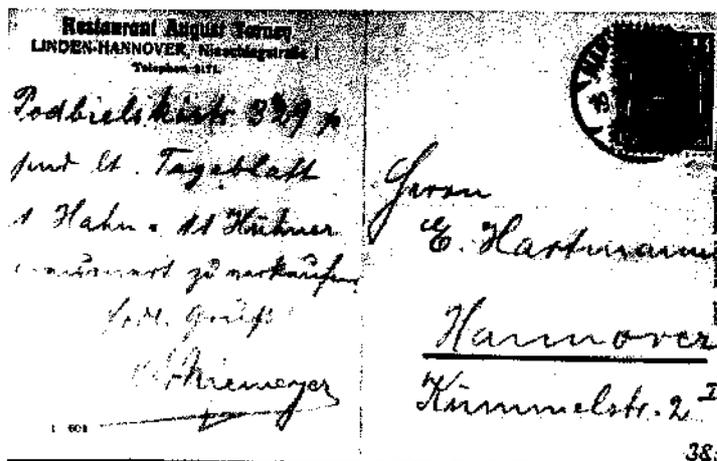
Hintergründe, Ursprünge, Entstehung

Das folgende Kapitel berichtet von der Entstehung der Beethovenstraße - aber nicht nur das. Wir wollten auch die *Erklärung* dafür finden, daß diese Straße so geworden ist, wie wir sie vorfinden, daß sie hier und nicht anderswo liegt, daß hier immer besondere Leute gelebt haben usw. Und wo es zur schlüssigen Erklärung nicht reicht, da wollten wir doch, durch Erzählung und Anschaulichkeit, eine mehr bildhafte, intuitiv-verstehende Annäherung ermöglichen.

Im vorigen Kapitel ist deutlich geworden, daß die Straße in hohem Maße ein Produkt von *Bewußtsein* ist, von *Ideologie*: es herrschen zwei Geschmacksrichtungen (Historismus und Jugendstil), von denen auf der Ebene des repräsentativen Gesamteindrucks die rückwärtsgewandte den Vorzug erhält, es wird eine Botschaft vom guten Bürgerleben in einem wohlhabenden, kultivierten, Natur und Soziales integrierenden Kommunikations-Raum ebenso propagiert, wie sich selbstbewußt-modernes Unternehmertum und ein vom klassischen Humanismus geprägtes Bild des Menschen aussprechen; der Name kündigt von einem großen Musiker und bemerkenswert freiheitlichen Eigenbrötler, aber mehr noch von einem bürgerlichen Mythos und damit vom Geist des Bürgertums selbst.

Anderes ist durch den Einleitungsbeitrag "Was ist die Beethovenstraße?" vorweggenommen: daß die Straße uralten dörflichen Gemarkungslinien folgt, daß sie Bauernbefreiung und Industrialisierung ebenso zur Voraussetzung hat wie eine bestimmte kommunalpolitische und städtebauliche Problemlage; daß aber auch Eigenheiten, ganz bestimmte Interessen und Ziele von Einzelpersonen, Familien, Bevölkerungsgruppen in Rechnung zu ziehen sind. Linden und die Beethovenstraße sind besonders schöne Beispiele für die "Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen", d. h. dafür, daß in *einem* historischen Augenblick das Fortgeschrittene mit dem scheinbar längst Überlebten zusammentreffen kann.

Einer unserer Zufallsfunde kann das auf unterhaltsame Weise illustrieren: eine Postkarte. Da hat also im Jahre 1909 der uns wohlbekannte junge Niemeyer, Beethovenstraße 8 (vgl. Abb. 6 und 7), in Erinnerung, daß sein Freund Hartmann, vielleicht der frühere Nachbarssohn (vgl. Abb. 1), eine Hühnerschar sucht, und sitzt Zeitung lesend im Restaurant um die Ecke (wo heute das Türkenlädchen ist, in dem die Schüler einkaufen). Sein Urgroßvater schon war erfolgreicher Lindener Fabrikant, sein Vater (vor fünf Jahren gestorben) wie schon dessen Vater maßgeblicher Kommunalpolitiker und anspruchsvoll planender Bauherr, seit Generationen pflegt die Familie einen großbürgerlichen Lebensstil. Und was tut der wohlhabende Herr in dem einfachen Gasthaus? Er tut genau das, was die Bauern seit je tun: er stiftet einen Handel. In der Podbielskistraße sind "1 Hahn und 11 Hühner preiswert zu verkaufen"!



Im folgenden werden nun die historischen Zusammenhänge direkt und ausführlich thematisiert. Wenn dabei gar nicht immer die Beethovenstraße im Vordergrund steht, so ist aus dem soeben angestellten Überlegungen schon deutlich geworden, warum das auch gar nicht wünschenswert wäre: wer diese Straße verstehen will, muß die historisch gewachsenen sozialen und wirtschaftlichen Besonderheiten Lindens kennen, muß auf dem Hintergrund des hier unglaublich starken Entwicklungsschubs, den die Industrialisierung bedeutete, die städtische Bevölkerungspolitik in Augenschein nehmen, muß aber auch eine Vorstellung von der Verwurzelung der Akteure in ihrem Umfeld, ihrem Herkommen, ihrer Mentalität haben.

Wir beginnen mit dem vor allem mentalitätsgeschichtlich besonders kostbaren Beitrag von Max Heinz Lampe (vgl. vorletzte Abb.), früher Seemann und Journalist, der heute in der Davenstedter Straße in einem Hause wohnt, das auf dem Acker seiner Vorfahren gebaut wurde, und ein großer Ahnenforscher ist. Schon mit dem, was er selbst zu erzählen hat bzw. dem alten Haasemann, der sich an die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, nacherzählt, wird neben Atmosphärischem viel davon deutlich, wie die Beziehungen zwischen den Menschen im damaligen Linden trotz aller Modernisierungsfortschritte denn doch noch waren, wie die Leute sprachen, dachten und miteinander umgingen. Wichtig sind aber auch die auf mündlicher Tradition in Familie und Freundeskreis basierenden persönlichen Einschätzungen, die er vorsichtig äußert. Dabei kann es nicht darum gehen, ob der Person des Beethovenstraßengründers Niemeyer Gerechtigkeit widerfährt - da mag der Blick immer noch parteiisch zugunsten der eigenen

Familie sein. Interessant ist schon die Tatsache der überlieferten Zwistigkeit selbst (vgl. auch die ersten Seiten des Beitrags von Busch und Franke): es zeichnet sich die sozialhistorisch sofort nachvollziehbare Differenz ab zwischen "normalem" Bauern, der zwar schon Land verkauft und in Hausbesitz investiert, an seinem Hof aber noch geblieben hat (vgl. Buschmann), das Unternehmergeschäft mit knapperen Mitteln und geringerer politischer Durchsetzungskraft betreibt, auf der einen Seite, und dem Ex-Bauern und Fabrikanten, der andere Interessen hatte, innerhalb des Dorfes und der jungen Stadt in einem anderen, einflußreicheren und zukunftsgewisseren Lager stand (vgl. wieder Buschmann), dem ein genuin unternehmerischer Horizont selbstverständlich, Geld aber kein Problem war und der folgerichtig durchsetzte, was dem Nachbar fehlgeschlagen war, auf der anderen Seite. Da mag es ruhig dahingestellt bleiben, ob der eine eher hochtrabend und skrupellos oder der andere eher uneinsichtig und neidisch war.

Der dann folgende Beitrag ergänzt und vertieft die bei Lampe schon angelegten agrargeschichtlichen Aspekte aus Historiker- und Theologensicht, bezieht die adlige Herrschaft und die Kirche, der das besondere Interesse gilt und zu der neue Forschungsthese aufgestellt werden, mit ein und liefert so einen kurzen, dem Leser Hintergrundwissen vermittelnden Abriss der Dorfgeschichte.

Ergänzend liefern zwei Schüler der 11. Klasse eine Darstellung der Agrarreform des 19. Jahrhunderts, die in mehrerlei Hinsicht zu den unabdingbaren Voraussetzungen gehört, ohne die unserer Straße so nicht entstanden wäre.

Es folgt Olaf Mußmann, Mitglied einer der letzten Wohngemeinschaften in der Beethovenstraße und ausgewiesener Fachhistoriker, der die Besonderheit Lindens unter wirtschafts- und sozialgeschichtlichem Aspekt beschreibt und erklärt. In diesem Beitrag erfahren wir sehr viel - auch viel Neues! - über die Arbeits- und Wohnverhältnisse schon im Linden des 17. und 18. Jahrhunderts, dann über die des Industriezeitalters, wobei es gelingt, auch zum aktuellen "Flair" des heutigen Stadtteils den Bogen zu schlagen. Der Beitrag ist wichtig im Konzert mit den übrigen, weil er strukturelle Hintergründe und Tendenzen bloßlegt, ohne die man leicht im anekdotischen Erzählen, bloßen Beschreiben oder auf Personen fixiert bleibt.

Von den IGS-Kollegen wiederum erfahren wir schließlich - endlich! - wie es vor hundert Jahren mit der Beethovenstraße genau gewesen ist. Viele werden in diesem präzise recherchierten, bestens dokumentierten und überzeugend veranschaulichenden Aufsatz das Herzstück des ganzen Buches erblicken.

Abschließend werden wir in eine Art Kriminalgeschichte hineingezogen. Im Titel muß ein Schuß Ironie mitgelesen werden, denn ob man, streng genommen, mit Bezug auf eine Straße von Vater-, Mutter-, Elternschaften sprechen darf, muß doch bezweifelt werden. Die Ergebnisse sprechen aber für sich - welchen Folgerungen er zustimmt, muß der Leser selbst herausfinden. Die persönlich-erzählende Form wurde gewählt, um etwas von dem Spaß zu vermitteln, den solche Detektivarbeit machen kann. HA



Heinz Max Lampe

Das Dorf Linden und seine Bewohner

(19. u. 20. Jahrhundert)

Erst 100 Jahre sind vergangen, seit die letzten Höfe im alten Dorf Linden den Arbeiterunterkünften Platz machen mußten. Die Industrialisierung hatte unvorstellbare Ausmaße erreicht.

Wenn man sich um 1800 die Frage vorlegte, in welche Richtung Lindens Entwicklung im 19. Jahrhundert tendieren würde, so hätte man wohl kaum an eine Industrialisierung gedacht - zumal Linden gegenüber anderen Orten erhebliche Standortnachteile hatte. Mit der eigentlich geplanten "Gartenstadt Linden" vor den Toren Hannovers wurde es nichts.

Am Ende des Jahrhunderts entstanden schließlich neben den Arbeitersiedlungen hier und dort am Rande alten Dorfes auch Wohnanlagen für den gehobenen Bedarf, wie z.B. am Lichtenbergplatz und in der Beethovenstraße. Kurz zuvor hatte sich schon der Senator Christian Niemeyer ein aufwendiges Wohnhaus an der

Davenstedter Straße ganz im Stil eines Schlosses - unüblich für Lindener Verhältnisse, zumindest im alten Dorfkern, - errichten lassen.

Sein "Château" Niemeyer" - wie er es nannte - entsprach wohl so ganz seinem Charakter.

Vielleicht trug dieses dazu bei, daß der Hofbesitzer Carl Lampe auf der gegenüberliegenden Seite der Davenstedter Straße, dort, wo heute die Wohnhäuser der Beethovenstraße stehen, seinen Halbmeierhof verließ und nach Hannover in die Warmbüchenstraße in eine Mietwohnung zog. Zu diesem Zeitpunkt besaß Lampe an der Ecke Dieckbornstraße - Davenstedter Straße zwei schöne Backsteinhäuser, wo er gut mit seiner Familie hätte wohnen können. Ich weiß es nicht - aber so könnte es gewesen sein: irgendwie war der gelehrte Kürschner und Senator Carl Lampe mit den Vorstellungen des Christian Niemeyer wohl nicht ganz einverstanden!



aus Heinz Max Lampes persönlichem Besitz: Farbzeichnung des Lampe-Hofes, kurz bevor er der Beethovenstraße weichen mußte. Im Hintergrund eines der erwähnten von Carl Lampe neugebauten Häuser in der Dieckbornstraße, das man heute noch leicht erkennen kann: Bäckerei Göing!

Carl Lampe war 1837 auf dem Halbmeierhof zur Welt gekommen und starb im Jahr 1904 - ohne jemals - nach dem Wegzug - das elterliche Anwesen wieder betreten zu haben. Er hinterließ Frau und zwei Kinder, Tochter Elisabeth, geb. 1897 und später mit Dr. med. Tietje verheiratet, sowie Sohn Karl, geb. 1899, der Jura studierte und 1978 in Braunschweig als Landessozialgerichtsdirektor verstarb. Sicher hatte Dr. jur. Karl Lampe

anlässlich seiner späteren Besuche in Linden auch Gelegenheit, die Beethovenstraße - das alte Familiengrundstück - zu besuchen. Äußerungen zu den oben angesprochenen Vorgängen sind mir nicht bekannt. Auch seine Nichte, Frau Gertrud Schmid, geb. Tietje, konnte mir dazu nur wenig aus der Familiengeschichte der Lampes erzählen.



Das Familiengrab Lampe auf dem Lindener Bergfriedhof, das von dem schon in Linden erworbenen Wohlstand ebenso kündigt wie vom bürgerlichen Aufstieg in der nächsten Generation: "Dr. jur. Karl Lampe" ist in die schräg liegende Platte gemeißelt. Sehr interessant: der Vergleich mit dem nicht weit entfernten Grabmahl bzw. der Familiengeschichte Christian Niemeyer: siehe "Auf der Suche nach dem Vater der Beethovenstraße"!

* * *

Hof-Nr.	Name	Grundbesitz			
		M	Q	Gr.	W.
30	Abraham v. Olden	69	44	28	22 5
26	Hr v. Plake	103	33	29	3 10
60	Egestorf f. v. l. u.	194	107	64	8 10
27	Strunnecker	91	37	30	17 10
40	Hartmann	106	86	30	8 1
28	Lampe J	89	33	26	21 3
69	Mellmann	114	82	34	2 5
39	Mieserlag	82	36	27	7 9
67	Hemmer	91	28	28	8 8
40	Lampe J D	64	53	19	22 5
29	Hemmer	66	52	19	10 5
34	Engel Hüppner	104	±	17	2
32	Allen	3	59	8	10
45	Baizer f. v. l. u.	5	133	18	2
57	Blume Hüppner	3	79	7	1
66	Born	4	35	4	7 9
17	Hartmann	1	95	12	6

Nach einer Erhebung im Jahr 1821 bestand das alte Dorf Linden aus folgenden 61 Stellen:

1. Die 9 Vollmeierhöfe;
2. 2 Halbmeierhöfe
3. die 23 Köther (Kothöfe)
4. 13 Beibauern
5. die 14 Kirchhöfer

sowie

- dem Pastorenhaus,
- dem Pfarrwitwenhaus,
- dem Küsterhaus und
- dem Schulhaus.

Erwähnt sei auch das adelige Gut mit seinem Brauhofe und allen Gebäuden, welche innerhalb der Mauer belegen sind (das Gartenhaus, die Pförtnerwohnung, die Schmiede, auf dem Brauhofe die 3 Häuser, das Brauhaus, das ehemalige Gerichtshaus, die ehemalige Unterbedienstetenwohnung). Dazu gehören aber noch außerhalb der Mauer: Das große Schäferhaus am Steinberge, das kleine Schäferhaus, das kleine Kalkbrennerhaus und das kleine Haus im Ziegenbocksgang.

Die Hofgrößen im Jahr 1853 - mit Hinweis auf die jährlich zu entrichtende Grundsteuer - dokumentiert das nebenstehend wiedergegebene Aktenstück "Höfe in Linden" (Stadtarchiv Hann. 74, Linden: Nr. 826-828).

In der Dokumentation "Alte Bauernhäuser" in Hannover, herausgegeben vom Historischen Museum am Hohen Ufer im Dezember 1974, wird Linden mit 7 Bauernhäusern genannt, wonach die Hofanlage Struckmeier an der Badenstedter Straße / Ecke Kirchstraße wohl am längsten Bestand hatte. Die Landwirtschaft endete mit dem Verkauf 1911 an die Stadt Linden. Alle anderen Höfe wurden um 1900 oder schon davor aufgegeben und abgebrochen. So war es z.B. der Köthnerstelle Hemme, Davenstedterstraße. 19 - ein Hauptgebäude, Vierständerhaus, Stube im vorne gelegenen früheren Wirtschaftsteil eingebaut, doch keine straßenseitigen Fenster, weil vom Bauamt untersagt - ergangen: Die Landwirtschaft wurde um 1880 aufgegeben.

* * *

Nun aber zurück zum Umfeld der um 1898/99 angelegten Beethovenstraße. Allein schon der Name "Beethoven" verlangt nach einer Erklärung. Straßenbezeichnungen in Linden haben oft einen Bezug auf alteingesessene Familien, wie z.B. Nieschlag, Niemeyer, Lampe, Stephanus, Röttger, Struckmeier, und noch andere im alten Dorf Linden ansässigen Bürger - aber wo bleibt ein Bezug auf Beethoven? Christian Niemeyer beabsichtigte mit dem berühmten Namen "Beethoven" wohl etwas Besonderes, zu seinem gegenüberliegenden "Château" Passendes!

Beide Lindener Familien, Niemeyer wie Lampe, haben im alten Dorf eine alte Tradition. So heirateten Töchter der Familie Lampe einen Niemeyer - und auch umgekehrt.¹ Die Familie des Senators Carl Lampe, die zum "Mittleren" (Lindener Halbmeier-) Zweig gehört, führt auf Johann Dietrich Ebeling, getauft in Linden am 11. August 1737, zurück. Er übernahm den väterlichen Hof von Cord Hinrich Lampe nach dessen Tod am 3. Mai 1769. Verheiratet war Cord Hinrich mit Marie Hedwig Struß, Tochter des Halbmeiers Heinrich Struß; die Mutter war eine geborene Baxmann. Übrigens übernahm Cord Hinrich den Hof von 36 Morgen von seinem Schwiegervater Struß. Eines der Geschwister des Cord Hinrich war Johann Jürgen Lampe, der als Gründer des ältesten (Lindener Vollmeier-) Zweig genannt wird. Dieser erwarb den Vollmeierhof vom Magistrat der Stadt Hannover. Er heiratete 1761 Ilse Elisabeth Tatge (Thatjen) aus Pohle, KB Lauenau, Kreis. Springe. Um diese Zeit dürfte wohl auch der Kaufvertrag des erworbenen Vollmeierhofes stammen. Die Hofanlage, die bis Anfang des Jahres 1900 bestand, umfaßte die heutigen Grundstücke an der Badenstedter Straße 19 bis 23 (heute gegenüber der Gaststätte Rackebrandt).

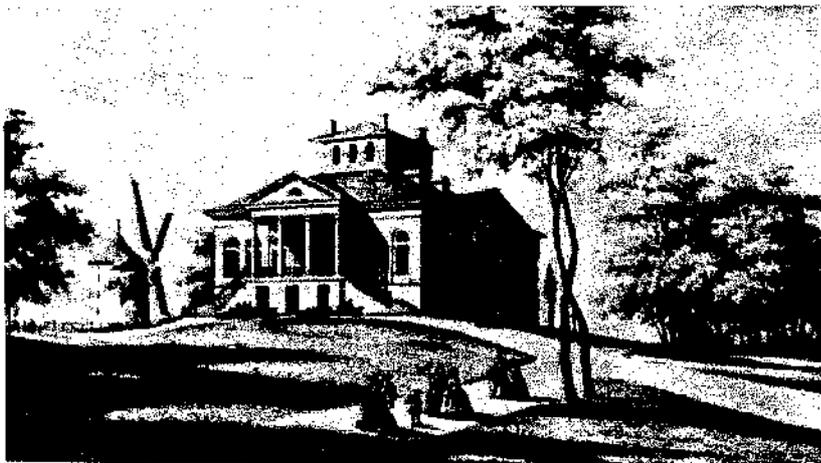
Anschließend am Vollmeierhof Lampe befand sich bis 1911 der Hof Struckmeier (gegenüber der heutigen Ihmeschule - vgl. Abb. 4).

So manche Geschichten könnte man aus der alten St. Martinskirche erzählen. So z.B. ging es oft um die

angestammten Kirchenstühle. Um einen solchen Streit um den Platz zu vermeiden, hatte man den Kirchenraum in sogenannte Quartiere eingeteilt, denn auch Lindens umliegende Dörfer wie Ricklingen, Badenstedt, Davenstedt und Bornum wurden von St. Martin in der Mitte des 17. Jahrhunderts betreut. Auch Männer und Frauen waren voneinander getrennt. Mit dieser Einteilung hatte man ganz ungewollt dem Teufel ein Pfortlein aufgetan. Denn wer in der großen Gemeinde einem anderen nicht recht grün war, hier in der Kirche wußte er seinen Feind zu finden. Hier konnte man seinen Groll loswerden, saftige Rache nehmen und aus lauter Bosheit und Lust am Ärgern sich auf fremde Stühle setzen. So geschah es einmal, daß die Lindener Jasper und Cordt Strues und Hans Lutter während des Gottesdienstes in das Quartier der Ricklinger eindringen und mit derben Fäusten auf sie einhieben. Erst der Geistliche - laut drohend - versuchte der Auseinandersetzung Einhalt zu gebieten, um danach den Gottesdienst fortzusetzen.

Daß aber solch ein Streit um einen Kirchenstuhl auch einmal zu einem langjährigen Prozeß ausarten konnte, mußte die hohe Obrigkeit der Stadt Hannover erleben. Am 30. Mai 1644 hatte sich die Frau des Schusters W. in die Kirche St. Georgi und St. Jacobi (heute Marktkirche) begeben - und sich in "ihren" Stuhl gesetzt. Der Gottesdienst hatte bereits begonnen, als die Frau des Krämers L. - gleich mit einem Gesellen und zwei Lehrlingen - in die Kirche kam, vor der Frau W. stehenblieb und sie anschrie: "Rut da, dat 's mien Staull!" Was aus dieser Auseinandersetzung zu befürchten war, endete nach fast 13 Jahren - vor dem kaiserlichen Kammergericht in Speyer. Über Urteil und Ausgang des Prozesses schweigen die Akten.

In den 30er Jahren berichtete ein alter Lindener über das bäuerliche Leben und das seiner Vorfahren. Ich nahm die Erlebnisse zum Anlaß, diese Geschichte nachzuerzählen. Sie wurde übrigens im Hannoverschen Wochenblatt veröffentlicht:



Das Gasthaus auf dem Lindener Berge - vgl. die folgenden Erzählungen!

¹ Heinrich Lampe, geboren 1778, gestorben 1859, Hoftrompeter, verheiratet Linden 1815 mit Wilhelmine Niemeyer, geboren 1796, gestorben 1872, Tochter von Christian Niemeyer, Branntweinbrenner. Kind Nr. 3: Emilie Lampe, geboren 1829, verheiratet 1858 mit Heinrich Niemeyer, geboren 1815, gestorben 1890, Sohn des Christian Niemeyer, Branntweinbrenner.

Jugenderinnerungen eines alten Lindeners

[J. Heinrich Haasemann]

[aufgeschrieben im Alter von ca. 80-82 Jahren ca. 1936-38]

nacherzählt von H. M Lampe

Von Zeit zu Zeit erfaßt mich das verlangen, einen Spaziergang nach meiner Vaterstadt Linden zu machen, um mich in die vergangene Zeit zu versetzen, namentlich jene der Kinderjahre, die nun schon über 60 Jahre zurückliegt. Zunächst gilt mein Besuch dem Kirchhof, der die altehrwürdige Martinskirche mit dem schönen Turm, der erst kurz vor meiner Zeit errichtet ist (1855), umschließt. Hier befindet sich die Grabstätte meiner Vorfahren und mancher Alt-Lindener Familien. Hier ist auch die Grabstätte der Familie Egestorff. Häufig lenke ich meine Schritte nach dem in meiner Kindheit so viel besuchten Lindener Berg. Auch hier ist im Wandel der Zeit vieles anders geworden. Der Lindener Berg war früher ein Lieblingsausflugsort der Hannoveraner, aber auch der Lindener Jungens. Das schöne Berghaus, erbaut von Georg Egestorff, war ein fester Bau mit großer Doppel-Freitreppe, die zu den Gastzimmern und einem schönem großen Saal führte. Unter der großen Treppe war der Eingang zum Erdgeschoß, wo der sogenannte Bierkeller mit Ausschank des "Brande u. Meyerschen" Bieres befand. Dann führte eine Treppe nach oben zur Fernsicht - ein großer heller Raum, nach allen Seiten mit Fenstern aus bunten Glas versehen. Von hier hatte man einen herrlichen Rundblick über Hannover und dessen schöner Umgebung. Bei klarem Wetter konnte man auch das Steinhuder Meer deutlich sehen.

Vorn und zur Seite des Lindener Berges lagen die ausgedienten alten Steinbrüche in großer Ausdehnung, die mit kurzem, grünem Rasen bewachsen waren. Interessant war die große an der von Altenschen Parkmauer bis zum Bornumer Weg sich hinziehende Rasenfläche. Hier wurde in früheren Zeiten das Lindener Schützenfest abgehalten, das auch gern von der königlichen Familie besucht wurde.

In diesem mit Hügeln versehenen Gelände war für uns Jungen und die Besucher des Lindener Berges ein Eldorado für Ballschlagen, Wettläufe und Spiele wie geschaffen. Auch verstand es der derzeitige Berghauswirt Rudolf Postler, neben Konzerten allerhand Belustigungen für die Jugend zu veranstalten, als Ponyreiten, Sacklaufen, Siruplecken und dergleichen Sachen mehr. Wir bekamen als Jungens von unseren Eltern 2-3 Groschen (20 - 30 Pfennige), wofür wir "mitmachen" konnten; auch war mitunter ein Glas Milch dabei über.

Die alte Mühle auf dem Lindener Berg ist zwar heute noch vorhanden, aber sie steht still. Derzeit drehte sie ihre Flügel lustig im Wind, denn der alte Müller Neddermeyer hatte stets gut zu tun.

In den Kriegsjahren 1870/71 wurden bei den großen Siegen und besonderen Anlässen, Napoleons Gefangennahme, Kapitulation von Metz, Straßburg und Paris, auf den Hügeln große Holzstöße abgebrannt, die weit

sichtbar waren, wobei wir Jungens nicht fehlen durften. Heute hat der Berg ein ganz anderes Aussehen bekommen. Die schönen großen Pappelalleen, die nach zwei Seiten hinunterführten, sind durch Stürme und Unwetter vernichtet worden, und die letzten Pappeln wurden gefällt. Ein Berghaus ist zwar später zu Wirtschaftszwecken wieder gebaut worden, ist aber wieder eingegangen; es dient heute Erziehungszwecken. Der Lindener Berg bleibt immer noch ein schöner Spaziergang für den Hannoveraner und Lindener.

Beim Abwärtsschreiten von der Höhe des Lindener Berges suchen meine Augen nach einem kleinen, alten, historischen Häuschen, in dem der alte "Kalkjohann" gewohnt hat. [...] Dann lenke ich meine Schritte nach dem von Altenschen Gutshof, der von altersher bekannt und große Bedeutung auch für Hannover gehabt hat, befand sich hier doch vor alten Zeiten die Gerichtsstätte. Es ist mir noch bekannt, daß vor dem alten Toreingang, der jetzt noch vorhanden ist, ein alter verwitterter Pfahl mit kleinen Kettenstümpfen stand, der früher als Schandpfahl seine Dienste geleistet hat.

Jetzt bin ich im alten Linden angelangt, das einst an der Stelle der jetzigen Davenstedter Straße, bestehend aus sieben Bauernhöfen, die in meiner Jugendzeit noch existierten, bestand. Der größte davon war der dem sogenannten Klewergarten gegenüber rechts gelegene Hof von Niemeyer, mit großer Brennerei, bekannt durch den "Chateau Niemeyer". Diesem Hof gegenüber lagen der Reihe nach die Höfe von Nieschlag, Halbmeier Lampe, Hartmann und Haasemann nach der Kirche zu Vollmeierhöfe Lampe und Struckmeyer; und an der unteren Falkenstraße die Höfe Hemme, später Schmidt, sowie einige Anbauern, Blumenhagen, Röttger usw.



Linden Ende des 19. Jahrhunderts: Davenstedter Straße Richtung stadteinwärts - ganz hinten ist wohl die Einmündung in den Marktplatz zu denken.

Bekannt dürfte sein, daß auf dem Haasemannschen Hof an der Ecke Dieckbornstraße die alte Schafmeisterei war, wo in früherer Zeit vor der Verkoppelung Schafmilch zum Trinken abgegeben wurde, so daß der Hannoveraner gern seine Schritte dorthin lenkte, um diesen gesunden Trunk sich nicht entgehen zu lassen. Auch die königliche Familie war hier gern zu Gast; ferner wurde seinerzeit eine Erfindung meines Großvaters, der sogenannte Sahneschichtkäse, von Schafmilch hergestellt und als Delikatesse an den königlichen Hof geliefert.



Der Haasemannsche Hof

Nach allen Seiten um diese Gehöfte herum entstanden neue Straßen, so daß die wachsende Stadt Linden immer mehr in Erscheinung trat. Dazu wurden neue, große Fabriken gebaut, so daß das Jahrhunderte alte Dorf Linden immer mehr verschwand. Die spätere Stadtverwaltung Linden ehrte die alten ehemaligen Hofinhaber und Familien dadurch, daß sie neu angelegte Straßen, die teils auf ihren Gelände lagen oder zu denselben führten, nach deren Namen benannte, um Erinnerungen an das alte Dorf Linden der Nachwelt zu erhalten.

Unser Lindener Original hieß Weikopf und hatte den Beinamen "Gantenbieter". Diese Bezeichnung soll er sich errungen haben in jungen Jahren gelegentlich einer Wette. Weikopf hatte ein vorzügliches Gebiß, und war sehr stark. Die Wette bestand darin, einem lebenden Gänserich den Hals durchzubeißen. Dieser Wette ist er gerecht geworden und hat sie gewonnen. Später, als er sich dem Trunk ergeben hatte, ging er stets unrasiert und ungewaschen mit einem alten Soldatenmantel

bekleidet und einem krummen Stock umher. Wenn er sich dann in trunkenem Zustand auf der Straße blicken ließ, so war die Jugend hinter ihm mit dem Rufen "Gantenbieter". Weikopf als geborener Lindener vom alten Schlag, war bei den Altlindener Hofbesitzern wohlgekommen, da er früher als Gelegenheitsarbeiter zu gebrauchen war. Später hatte ihn der Suff zum Unikum eigenster Art heruntergebracht. Er genoß überall Gastrecht; bekam Mittagbrot der Reihe nach bei den alten Hofbesitzern. Zu meinen Eltern kam er Freitags in der Woche bestimmt; er mußte sich dann auf dem Hof durch Klopfen melden, dann wurde im Haus auf dem Flur sein Mittagbrot hingestellt, denn in die Küche durfte er nicht kommen. Als wir 1866 preußisch wurden, fragte ihn mein Vater gelegentlich: "Weikopf, wie gefällt es deck denn jetzt, wo wir preußisch eworen sind?" - "Koarl, dat will ich deck seggen, eigentlich ganz gaut!" - "Na wieso denn?" - "Ja Koarl, weiß du, wenn ick freuer einen öbern Dost edrunken harre, dann brochten se meck mit der Kare naen Bracken, aber jetze were eck mit der Droschke nah Hus efeuert!" Weikopf mußte, da er dem Trunke zu sehr ergeben war, mit einem Trunkenbold Toelke, genannt Büdelwost, das Armenhaus zeitweise verlassen und so wurde ihnen ein anderer Aufenthalt am Lindener Berg in einem früheren Steinbrucharbeiterhause (Hühnerwiehem genannt) angewiesen. Hier hausten die beiden friedlich nebeneinander. Als der Winter herankam, wurde es sehr kalt da draußen, so daß der Gemeindevorsteher Johann Egestorff dem Gemeindediener den Bescheid gab, in der "Villa" von Weikopf und Toelke Umschau zu halten und dieselben wieder ins Armenhaus zurückzubringen, das Ergebnis war, daß Toelke tot im Stroh aufgefunden wurde. Weikopf sich aber sträubte, sein Wohnlager aufzugeben. Der Gemeindediener meldete den Vorfall, und nun beschloß Vorsteher Egestorff selbst mitzugehen, um mehr zu erreichen. Egestorff forderte Weikopf auf, er solle es besser haben, eine warme Stube, ein warmes Essen und Trinken. Dabei klopfte er mit seinem Stock an die Tür. Den Stock mußte er wegen seines kranken Beines immer bei sich haben. Alles Zureden half nichts, bis Weikopf ärgerlich wurde und dem Vorsteher zurief: "Du olle Pluckfaut², glöpst du, dat eck bi düsser Külle tockeln schall? Ne ick blive hier".



Leider gibt es von Gantenbieter und Büdelwost keine Fotos - aber so könnten sie ausgesehen haben: Gemeindevorsteher und Nachtwächter in Hannover - Historisches Museum



Das alte Dorf Linden nach dem Merian-Stich von 1640

Hartmut Freimann

Linden als Bauerndorf

Das Gericht

Der Ortsname "Linden" weist auf eine alte Gerichtsstätte hin, weil Linden ja gleichzeitig häufig den Ort der Rechtsprechung markieren (Gerichtslinde). Hier sollte dieser Ort, nach Zimmermann, nahe am Ihmeufer gelegen haben unter den dort stehenden Linden (Zimmermann, S. 11). Bestätigt wird die Gerichtsstätte Linden durch die älteste bekannte Urkunde, die "in loco Linden" ausgestellt wurde. Damit ist der Gerichtssitz Linden gemeint. Gleichzeitig kann man daraus schließen, daß die Gerichtsbarkeit hier sehr alt war. Anzunehmen ist, daß der ursprüngliche Edelhof (später Wirtschaftshof des v. Platenschen Schlosses), der auf dem Gebiet der heutigen IGS Linden, Sek. I, lag, bereits in germanischer Zeit von einem Gaugrafen bewohnt und bewirtschaftet worden war. Dieser Gaugraf übte gleichzeitig die Gerichtsbarkeit aus. Ob es die hohe (Hals-) Gerichtsbarkeit war, oder nur die niedrige, läßt sich nicht eindeutig belegen, wohl aber mit relativ hoher Sicherheit vermuten. So wird in der ältesten Urkunde als Gerichtsherr Graf Wedekind oder Widukind von Schwalenberg angeführt, den Vorsitz bei Gericht übt aber der Sachsenherzog Lothar von Süpplingenburg, der spätere Kaiser Lothar III. aus. Die Anwesenheit dieser Autoritätsperson läßt vermuten, daß zum Zeitpunkt der Abfassung der Urkunde (1115 - 1119) in Linden die hohe Gerichtsbarkeit vollzogen wurde, während später die hohe Gerichtsbarkeit in die Hände der Gebietsherren, der Welfen, überging. Die Familie von Alten als spätere Zehntinhaber und Gerichtslehen übten

dann nur noch die niedere Gerichtsbarkeit aus, bis die Verwaltungsreform vom 1852 das adlige Gericht Linden vollständig auflöste (Zimmermann S. 12).

Die Lindener Kirche

Nach seiner Eroberung des Sachsenlandes ließ Karl der Große die eroberten Gebiete aufteilen. Die Aufteilung selber geschah wesentlich so, daß er für die Kirche das neu erworbene Gebiet in

Erzdiözesen, Diözesen und Archidiakonate (als Unterbezirke) gliederte. Die für die Bevölkerung wichtigen Kirchen waren die Archidiakonatskirchen in denen die Taufen vollzogen wurden. So gab es (in der Zeit der Missionierung Sachsens) in diesen Kirchen noch Einrichtungen für Erwachsenentaufen, tiefe Taufbecken (Baptisterien), die ein völliges Untertauchen der Erwachsenen ermöglichten.

Parallel dazu entstanden an den adligen Höfen Eigenkirchen (Kapellen) mit dem Ziel, sich den beschwerlichen Gang zur Archidiakonatskirche zu ersparen, zu der man sehr lange Wegstrecken zurücklegen mußte (so lag z.B. die Archidiakonatskirche für Linden in Pattensen).

Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die Lindener Kirche zunächst eine Eigenkirche war, die den Edelherren und seiner Familie als Gotteshaus diente.

Umgekehrt hatte er dann auch für den Geistlichen zu sorgen, der die Dienste in seiner Kirche wahrnahm. Der Schluß, daß auch zum Lindener Edelhof eine Eigenkirche

gehörte, legt sich nahe, weil der Edelhof und die Kirche räumlich eng beieinander lagen.

Ein weiteres Indiz dafür, daß die ursprüngliche Kirche eine Eigenkirche war, drängt sich auf, weil die Lindener Kirche zu einer Patronatskirche wurde: 1140 zieht Papst Cratian das Eigenkirchenwesen auf und setzt als neue Rechtsform das Patronat an diese Stelle (U. Stutz, Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts, Darmstadt 1955, S. 83).

Dementsprechend wird die Lindener Kirche zu einer Patronatskirche, die auch entsprechend neu organisiert werden mußte. Die Neuorganisation der Eigenkirchen, die auch eine Umstrukturierung zur Gemeindekirche nach sich zog, geschah nicht ad hoc. Sie war verbunden mit Gemeindegründungen, Organisation eines Predigers und Regelung seiner Versorgung. Dies nahmen die jeweiligen Patrone wahr. Sie hatten z.T. bis ins 20. Jh. noch das Präsentationsrecht, wenn ein neuer Pfarrer eingesetzt werden sollte, d.h. sie trafen die Personalentscheidung allein bzw. waren daran aktiv beteiligt.

Für Linden ist eine solche Umstrukturierung gegen Ende des 13. Jh. feststellbar.

Wahrscheinlich geschah diese Umstrukturierung auf Wunsch der Familie von Alten, die die Verantwortung für den Unterhalt eines Predigers abstoßen wollten. Diese Vermutung stützt sich darauf, daß die Familie von Alten in der Urkunde vom 24. 5. 1285 nicht als Patrone erwähnt werden, dafür aber Graf Gerhard von Hallermund und Graf Johann von Roden. Die Familie von Alten war aber (nach Zimmermann, S. 11) bereits seit 1280 in Linden ansässig und hatten hier den Zehnten und die Gerichtshoheit inne.

1285 überträgt Graf Gerhard von Hallermund, der sich mit Graf Johann von Roden in der Ausübung der Patronatsrechte abwechselte, die Lindener Kirche dem Geistlichen Rabode von Herboldesen. 1328 treten beide dann das Pastorat an das Augustinerinnenkloster Marienwerder ab. Die Kirchengemeinde selber umfaßte damals Linden, aber auch die Ortschaften Ricklingen, Bornum und Badenstedt, die dann auch für die Versorgung des Geistlichen aufkamen. Diese Gemeindebildung vollzog sich gleichfalls gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1274?) Quelle: 13 ff). Am 30.3.1330 bestätigt Papst Johann das Pastorat des Klosters Marienwerder, und in der Urkunde vom 1. Mai 1333 legt der Konvent des Klosters detailliert die Verwendung der Einkünfte der Lindener Kirche fest (Festschrift, S. 151).

In dieser Urkunde wird zum 1. Mal der Sonntag nach St. Martin (neben dem Tag St. Augustin und dem Sonntag nach der Heiligung Mariä) besonders hervorgehoben als herausragende Festtage für die Lindener Kirche. Da es üblich war, eine Kirche nach einem Heiligen zu benennen, wird die Kirche sicherlich nach einem dieser drei Heiligen benannt worden sein, aber darüber gibt es keine gesicherte Überlieferung. Erst seit 1881 trägt die Kirche offiziell den Namen des Schutzheiligen St. Martin. Das Kirchengebäude selber war ein einfaches spitzgiebeliges Haupthaus, an das man (wahrscheinlich bei der Umstrukturierung als Gemeindekirche) einen (im Stile des Haupthauses jedoch etwas kleiner ausgeführten) Chor anbaute, wahrscheinlich auch, um das Kirchenschiff für die neu entstandene Gemeinde geräumiger zu gestalten. Wann der Turm ausgebaut wurde, ist aus den Unterlagen nicht zu ersehen. Dies geschah jedoch mit Sicherheit vor 1483, denn da erhielt die Lindener Kirche ihre erste Glocke (gegossen 1483) (die ursprüngliche Dorfkirche ist abgebildet in Redekers Chronik, S. 859).

1727 wird die alte Kirche abgebrochen und am 4. Juli 1727 wird der Grundstein für eine neue Kirche gelegt. Am 27.7.1855 erhält diese Kirche einen neuen Turm.

Am 22.9.1943 wird das Gotteshaus durch eine Luftmine zerstört. Am 4. Advent 1957 wurde schließlich die heutige Kirche durch den Landesbischof Lohse eingeweiht. (Festschrift, S. 15 ff) (Als Beispiel für eine "Eigenkirche", die nie zur Gemeindekirche wurde, kann die "Edelhofkapelle" des Ricklinger Edelhofes angesehen werden.

Der adelige Hof

Die sehr alte Gerichtsbarkeit war immer auch an einen Hof und damit an einen Adligen gebunden. Waren es zunächst namenlose Gaugrafen, so kann man aufgrund der ältesten Lindener Urkunde den Grafen Wedekind oder Widukind als Gerichtsherren - und Hofbesitzer - namentlich festhalten. Ab 1280 übernimmt die Familie von Alten bis 1688 die Gerichtsherrschaft und den Zehnten in Linden. Sie sind damit auch als Bewirtschafteter des adeligen Hofes anzusehen.

Allerdings ist es wahrscheinlich, daß der adelige Hof veräußert worden war durch Graf Gerhard von Hallermund, der 1285 als Mitpatron der Lindener Kirche auftritt. Graf Johann von Roden, der 2. Patron, scheint weniger als Vorgänger der Familie von Alten wahrscheinlich, weil er selber um Hannover herum umfassenden Landbesitz hatte. Es ist eher plausibel, daß er die Dörfer Ricklingen, Bornum und Badenstedt aus seinem Besitz einbrachte, um die Anstellung eines Pfarrers durch Naturalabgaben aus seinen Dörfern zu sichern. Daß der Graf Roden hier Gebietsherr war, ist darum plausibel, weil Brune von Alten 1280 2 Hufen bei Godshorn, die Vogtei zu Linden und die hannoversche Stapelmühle von den Grafen von Roden "zu Lehen erhielt". Gegenüber den Grafen von Roden standen die von Alten also in einem Lehnsverhältnis. Die Grafen von Roden führten darüber hinaus, nach Zimmermann, das Lehnsregister (vgl. S. 24).

Als weitere Gebietsherren treten hier auch die Grafen von Schaumburg auf (vgl. Zimmermann, S. 24). Hier ist eine verwandtschaftliche Beziehung zu den Grafen von Roden zu vermuten. Plausibel scheint aber auch, daß die Grafen von Schaumburg als Gebietsherren den Einfluß des sich ausbreitenden Welfenbesitzes dämpfen sollten. Der Bereich Linden lag jedoch immer außerhalb der Grafschaft Schaumburg. Dennoch verlehnten die Grafen von Schaumburg den Zehnten und die Gerichtsbarkeit in Linden an die Familien von Alten (Zimmermann, S. 24). Die anderen Gebietsherren, die Welfenherzöge, bestritten dieses Lehen, es wurde aber 1595 in einem Rezeß wesentlich bestätigt (Zimmermann, S. 24). Damit waren die von Alten im Besitz des Zehnten und der Gerichtsbarkeit über Linden - allerdings nur als Lehen.

Die Reichsgrafen Platen-Hallermund

Etwas um 1645 verkauften die von Alten mehrere Höfe an den in Hannover residierenden Herzog Christian Ludwig, der auf diesem Gelände seinen Küchengarten und einen Jägerhof anlegen ließ. 1688 wurden 219,1/4 Morgen aus dem Besitz der Familie von Alten (und der adlige Hof) unter dem Vorbehalt des

Wiederkaufrechts von Graf Quirin von Alten dem Oberhofmarschall Franz ernst von Platen überlassen. Damit wurden für 128 Jahre (bis 1816) die Reichsgrafen von Platen-Hallermund die Herren von Linden. Franz Ernst von Platen, der bald Reichsgraf wurde (während sein Fürst in Hannover zum Kurfürsten avancierte),

kaufte noch mehrere Höfe dazu und legte hier einen 77 Hektar großen Barockgarten an.

Nicht allein der Titel "Reichsgraf" zeigte die besondere Stellung von Platen gegenüber seinem Fürsten an. ("Reichsgraf" bedeutete, daß von Platen letztlich nur dem Kaiser unterstand). Auch die barocke Hof- und Gartenanlage zeigte, daß von Platen in gewisser Weise sich als Konkurrent seines Fürsten verstand, denn die barocke Schloß- und Gartenanlage hatte die Schloß- und Gartenanlage in Herrenhausen zum Vorbild. Während Zimmermann (S. 24f.) nur Vermutungen über den Erbauer und Gestalter von Schloß und Garten anstellt, stellt Panning in seinem Aufsatz (Die Barocke Gartenanlage des Guts Böhme, Nieders. Jahrbuch für Landesgeschichte, Ausg. 1996, S. 233) klar heraus, daß es sich beim Schloß- und Gartenarchitekten um Barchmann gehandelt haben muß. Hier in Linden errichtete sich von Platen ein Landgut, das ihm gleichzeitig als Sommerresidenz dienen sollte. Sein Herrenhaus wurde in seiner Pracht immer wieder gerühmt, denn es übertraf Herrenhausen weit. Im Jahre 1702 muß dann das Schloß fertiggestellt worden sein. Für die Gestaltung war dabei Rene Dahuron mitverantwortlich. Dahuron wirkte bis 1700, danach wurde seine Gartengestaltung von Barchmann fortgesetzt. Barchmann griff dabei auf seine Erfahrungen, die es während einer Frankreichreise gewonnen hatte, zurück. (Näheres hierzu: H. Rettich: Die Geschichte des Von-Alten-Gartens in Hannover-Linden, Diplomarbeit am Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur der Universität Hannover, 1988 (unveröffentlicht). 1780 wurde der Garten in einen Landschaftspark im englischen Gartenstil der romantischen Naturlandschaft umgewandelt. 1816 erhielten die von Alten ihren Besitz nach einem langwierigen Prozeß zurück. In der Folgezeit wurde der Garten Stück für Stück verkleinert, weil die Stadt Linden Bebauungsraum brauchte. Ein Rest des Parks ist heute eingezäunt und damit unzugänglich für die Öffentlichkeit.

Das Schloß selber hatte den adligen Hof zu seinem Wirtschaftshof umfunktioniert. Der Besitz war durch eine hohe Mauer gesichert, deren Reste heute noch am Deisterkreisel zu sehen sind. Der Westschnellweg und andere Straßenführungen zerschnitten den Besitz fast bis zur Unkenntlichkeit. Das Schloß fiel im Frühjahr 1945 den Bomben zum Opfer. Als Reste sind einige Schmucksteine in der heutigen Parkanlage wiederzufinden, sowie

die Deckengemälde, die rechtzeitig abgenommen, heute im Historischen Museum zu bewundern sind.

Zu erwähnen wären vielleicht noch die Reste des "Hunde-lochs", wie der Volksmund das Gefängnis des Adelsgerichtes nannte. Sie liegen auf dem Wege zur Martinskirche (Zimmermann, S. 26 f.).

Das alte Dorf Linden

Der Grund für die Ansiedlung der Bauern in Linden kann mit dem adligen Hof zusammengelegen haben, wie sich aus dem Zehnten ergibt, den Familie von Alten innehatte. Einen ebenso wichtigen Grund wird der Dykborn (Teichbrunnen) gespielt haben, der bereits 1423 erwähnt wird. Nach dieser starken Quelle ist heute die Diekbornstraße benannt. Das Zehntverhältnis mag auf die Zeit nach Karl dem Großen zurückgehen, als sich die Bauern freiwillig den Adligen unterordneten, um den drohenden Kriegslasten zu entgehen.

Von den einzelnen Höfen wird bis zu Beginn des 17. Jh. wenig erwähnt. So gibt es, nach Zimmermann, um 1600 in Linden sechs Meierhöfe, fünf Halbspännerhöfe und 29 Kötnerstellen. (Zimmermann, S. 12). Nach dem 30-jährigen Krieg gibt es (nach Pastor Vietken) noch 60 Feuerstellen in Linden, "die meisten aber sein gar klein und elende, daß kaum ein paar Leute sich darin aufhalten können..." (Festschrift, S. 32).

Die Festschrift erwähnt, neben dem Pastor Vietken (1683) nur Nietzen Hof, der Naturalien an den Pastor liefert. "Die Einwohner zu Linden geben darzu nichts." (Festschrift S. 32).

Quellenangaben

Festschrift: 700 Jahre Kirche in Linden, Ev.-Luth. Kirchengemeinde St. Martin, Hannover-Linden (Hrsg) Dieckmann-Verlag, Hannover 1985

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 68, Jg. 1996, Verlag

Hahnsche Buchhandlung Hannover 1996

U. Stutz: Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts, Darmstadt 1955.

H. Zimmermann: Linden, Vom Bauerndorf zum Ihmezentrum (Historische Streifzüge zwischen Ricklingen und Ahlem), Verlag Ellen Harenberg-Lako 1986 (Diese Quelle macht leider keine Angaben darüber, woraus sie ihre Informationen hat.)

Die Agrarreform in Linden

Eines der größten geschichtlichen Ereignisse für die Menschen auf dem Lande war die Agrarreform. Im Falle Lindens bedeutete sie zudem einen äußerst wichtigen Schritt für die gewerbliche und städtebauliche Entwicklung. Sie bestand aus drei wesentliche Punkte:

1. der Gemeinheitsteilung,
2. der Verkoppelung,
3. der Ablösungsordnung.

Die Geschichte der Agrarreform führt weit in die Vergangenheit bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Schon damals war das staatliche Interesse an einem leistungskräftigen und damit auch steuerfähigen Bauernstand groß. Die 1764 von Georg III. in Celle gegründete Königliche Landwirtschaftsgesellschaft versuchte erstmals, eine Agrarreform zu verwirklichen. Eine günstige Zeitepoche für die Agrarreform bot sich jedoch erst um 1805 mit den Jahren unter der französischen Besatzung. Damals wurde der Einfluß des regierenden Feudaladels zurückgedrängt, und so entstand eine Chance für ländliche Reformansätze. Doch konnten wegen verschiedener Gründe die Teilungen und Verkoppelungen (Zusammenlegung der bis dahin weit auseinanderliegenden Ackerflächen eines Bauern) nicht vollendet werden. Die Bevölkerung war mißtrauisch gegenüber der Dauerhaftigkeit einer Regelung, die unter französischer Herrschaft für sie getroffen wurde. Sie wollten auch ihre über Jahrhunderte hinweg zusammengewachsene dörfliche Gemeinschaft, die meist nur durch ungeschriebene Vereinbarungen zusammengehalten wurde, nicht durch irgendwelche Regelungen durcheinanderbringen. Dieser Prozeß der Privatisierung bedeutete für alle Beteiligten neue Rechte und Pflichten, in die sie sich nur schwer hineinfinden konnten. Sie fürchteten sich, einen für sie undurchschaubaren Weg in die Zukunft zu wagen. So kam es zu vielen unnötigen Klagen und Streitigkeiten. Unter diesen Umständen konnte die Agrarreform in Linden bis zur Beendigung der französischen Herrschaft 1813 nicht durchgeführt werden. Als 1813 die alten Verhältnisse im Königreich Hannover wiederhergestellt waren, erhielt der Adel die Staatsgewalt zurück. Da nun die Grundherren ihre alten Rechte wieder erhielten, kraft derer sie über "ihre" Äcker bestimmen konnten, suchten sie die Reform zu behindern. Diese Grundherren liehen einen Teil ihres Grundbesitzes an Kleinbauern mit der Verpflichtung, daß diese für sie arbeiteten (Frondienste) und Pachtzahlungen leisteten.

Der wohl größte Gegner der Reformen war der Gutsherr Baron von Alten. Seine Familie hatte bereits vor den Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) die Gutsherrn in Linden gestellt. Doch nach dem Krieg ging der Besitz an den Oberhofmarschall von Platen, dessen Geschlecht bis 1813 in Linden regierte, erst 1816 kauften die von Altens den Besitz wieder zurück. Der Baron von Alten versuchte die Reform und damit auch die Chance der Bauern, erstmals ihren eigenen Grund und Boden zu bewirtschaften, zu verhindern, da er sonst die Kontrolle über die Bauern sowie die Pachtzahlungen usw. verloren hätte. Dieses gelang ihm dreißig Jahre lang vor allem dadurch, daß er riesige Entschädigungszahlungen verlangte. Aber er hatte mit Johann Egestorff (der auch Kalkjohann genannten berühmten Hauptbegründer der Lindener

Industrie) einen Gegner, der die Versuche einer Agrarreform immer wieder antrieb: er hatte sich selbst einen Hof gekauft und besaß als Vollmeier auch politisches Mitspracherecht an Entscheidungen, die das Dorf betrafen, und nahm an den Gesprächen über die neuen Teilungs- und Koppelungspläne teil. In dem Bestreben, diese Reform durchzusetzen, streckte er sogar die Kosten einer Gerichtsverhandlung vor.

Die Gerichtsverhandlung ging sehr langsam voran und führte während der 1820er Jahre zu keinem Ergebnis.

Die nach der französischen Herrschaft eintretende wirtschaftliche Not verbreitete sich immer weiter, und die Bevölkerung forderte die Abschaffung bzw. Vereinheitlichung von Zöllen, um durch den Handel mit dem Ausland die elenden Lebensbedingungen zu verbessern. Die Bemühungen der Regierung halfen aber nicht.

1830/31 erreichten die gespannten Beziehungen zwischen den Bauern und dem Feudalwesen einen Höhepunkt. Es kam zu revolutionären Aufständen, die zudem durch wirtschaftliche Probleme wie schlechte Ernteergebnisse, Teuerung und Arbeitslosigkeit verstärkt wurden. Die Gewerbetreibenden in Linden förderten die Befreiung vom Feudalismus, weniger Steuern, Gewerbefreiheit, und die Bauern verlangten die Beseitigung der Zehnten und Zwangsrechte. 1831 wurde die lang ersehnte Ablösungsordnung durch ein Gerichtsbescheid bestimmt. Darin wurde entschieden, daß die Bauern, denen das bewirtschaftete Land von dem jeweiligem Grundherrn nur nutzungsweise überlassen war, mit einer Zahlung von 27 Talern pro Morgen freikaufen konnten: von der Entrichtung des Zehnten und der Pacht an den Gutsherrn. Diese Ablösung wurde in Form von Geld oder Land geleistet werden.

Die Agrarreform wurde 1833 im Königreich Hannover vollendet. Nun konnte endlich die Neuordnung des Bodens in Linden intensiv durchgeführt werden. Das Ziel war, die dem ganzen Dorf gehörenden Weideflächen und Forste unter den Dorfbewohnern Lindens aufzuteilen (Gemeinheitsteilung). Landwirtschaftliche Nutzflächen wurden durch die Neuaufteilung der Feldflur zusammengefaßt und jeweils einem Bauernhof zugeordnet (verkoppelt). Die Umgebung von Linden, die bislang noch eine Idylle von gewundenen Wegen und Gräben war, sollte sich nun ändern.

Durch die Festlegung der Wege und Straßen und durch die Neuordnung der Grundstücksgrenzen, nach denen sich zukünftig weitere Straßenanlagen richteten, wurde eine wichtige, während des ganzen 19. Jahrhunderts wirkende Vorentscheidung über den städtebaulichen Grundriß Lindens getroffen.

In den wirtschaftlichen Verhältnissen erfolgte nach 1830 ein völliger Umschwung. Das Königreich Hannover blieb zwar noch lange ein Agrarstaat, doch unaufhaltsam überformte die industrielle Revolution Landschaft und Städte. Allein in den fünf Jahren zwischen 1834 und 1839 wurden 300 Fabriken neu gegründet und 100 vorhandene Betriebe kräftig erweitert. Ein neues Zeitalter war angebrochen, das sich in vieler Hinsicht vom vergangenen unterschied wie die Neuzeit vom Mittelalter.

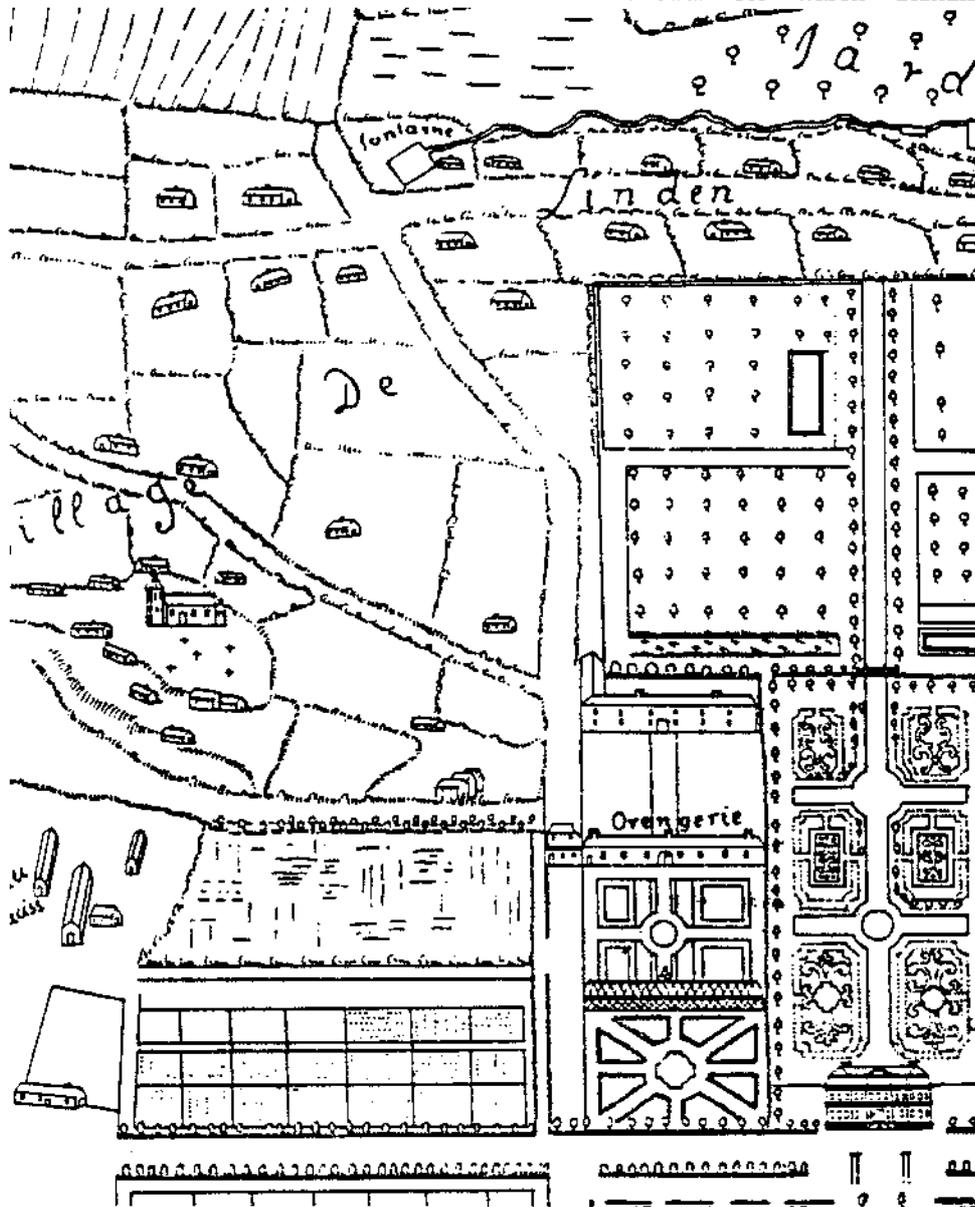
Dorf, Stadt, Stadtteil

Die wechselvolle Geschichte von Linden

Linden ist ein Stadtteil Hannovers, und zwar einer mit besonderem Flair¹. Hier mischen sich Kulturen und Lebensstile - von der Arbeiterkultur über studentische und alternative Milieus, bürgerliche Gesellschaftskreise, verschiedene Ausländerkulturen, die subkulturelle Szene und andere. Diese Multikulturalität findet ihre Entsprechung im Stadtbild, im Nebeneinander von historischen Mietskasernen, bürgerlichen Repräsentationsbauten und modernen Gebäuden, von tristen Gassen und boulevardähnlichen Straßen. Dies ist Ergebnis der Geschichte. Sie hat Spuren hinterlassen, die nicht nur im Stadtbild ablesbar sind, sondern die bis heute die Atmosphäre im Stadtteil beeinflussen. Bis heute wirken längst vergangene soziale und wirtschaftliche Bedingungen in Linden nach. Wie aber sah die Geschichte Lindens aus und welche historischen Einflüsse prägen das Leben im Stadtteil bis heute? Zur Beantwortung dieser Fragen sei hier kurz die Geschichte Lindens skizziert.

Das bäuerliche Dorf

Seit dem Mittelalter - eine erste urkundliche Erwähnung erfolgte um das Jahr 1100 - entwickelte sich Linden zunächst zu einem ländlich geprägten Dorf. Die ersten Siedler suchten sich die größten und fruchtbarsten Flächen aus, Nachzügler mußten sich mit dem begnügen, was übrig blieb. Auf diese Weise entstand innerhalb weniger hundert Jahre eine Sozialstruktur, die sich bis zur Industrialisierung kaum noch veränderte. Die ältesten Hofstellen waren die sogenannten Meierhöfe. Sie hatten Ackerland in bester Lage, und ihre Höfe bildeten das Zentrum des Dorfes. Es lag etwa dort, wo heute die Martinskirche steht. Die später zugezogenen sogenannten Kötner mußten sich schon mit deutlich weniger Land begnügen. Für die letzten Siedler im Dorf, die am Ortsrand wohnenden Brinksitzer, die Anbauern und die als Mieter lebenden Häuslinge gab es schließlich kaum noch Ackerland. Sie waren deshalb auf andere



Linden 1701. Oben rechts beginnt der fürstliche bzw. königliche Küchengarten. Mitte-links davon der Brunnen ("fontaine") ist der Dieckborn, so daß wir uns hier also im Bereich der heute nach ihm benannten Straße befinden und die Hofstellen daneben als die identifizieren können, über die später die Beethovenstraße geführt wurde. Rechts die von Altenschen Schloßanlagen, links das Brauhaus.

Erwerbsquellen angewiesen und bildeten im Bauerndorf die Unterschicht.

Der Kopfsteuerbeschreibung von 1689 zufolge, einer zur Steuererhebung durchgeführten Volkszählung, lebten im Dorf Linden 454 Einwohner in 63 Haushalten, also durchschnittlich etwa sieben Personen pro Haushalt. Linden war damit das größte Dorf weit und breit. Es gab dort acht Vollmeier- und zwei Halbmeierhöfe, einen Groß- und 21 Kleinkötnerstellen und 13 Brinksitzer. Berücksichtigt man die bewirtschafteten Flächen der einzelnen Höfe und errechnet daraus die Erträge, so ergibt sich folgende soziale Schichtung: Etwa 16 Prozent der Haushalte bildeten die Oberschicht im Dorf. Sie bewirtschafteten knapp 90 Prozent des in der Feldflur Lindens zur Verfügung stehenden Ackerlandes und konnten verhältnismäßig gut von den Erträgen existieren. Der bäuerlichen Mittelschicht gehörten lediglich zwei Prozent an. Ihre Erträge reichten für eine bäuerliche Existenz gerade noch aus, doch waren sie bereits auf Nebenerwerb angewiesen. Den übrigen Haushalten, zusammen etwa 82 Prozent, stand nicht genügend Pflugland zur Verfügung, und knapp ein Drittel aller Haushalte hatte nicht einmal einen eigenen Acker. Diese Gruppe bildeten im Bauerndorf die Unterschicht. Die Mehrheit der Lindener Bevölkerung konnte deshalb schon im 17. Jahrhundert nicht mehr von einem eigenen landwirtschaftlichen Betrieb leben, sondern war zum Teil oder sogar vollständig auf Lohnarbeit oder gewerbliche Tätigkeit angewiesen.

Dies war im Vergleich zu andern Bauerndörfern ungewöhnlich. Es lag daran, daß sich Einrichtungen des Adels in Linden befanden, für die Personal gebraucht wurde: Der Landesherr hatte sich in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges die gut befestigte und vergleichsweise sichere Stadt Hannover zum neuen Regierungssitz erkoren und sie damit zur Residenzstadt gemacht. Das benachbarte Linden - malerisch auf der ringsum einzigen Anhöhe mit Blick auf die Stadt Hannover gelegen - bot sich als Stätte für adlige Lustbarkeiten geradezu an. Im Jahr der Aufnahme der Kopfsteuerbeschreibung befand sich in Linden bereits das seit 1688 im von Platen-Hallermundschen Besitz befindliche von Altensche Adelsgut. Außerdem gab es einen Lust- und Küchengarten des Landesherrn und ein ebenfalls in seinem Besitz befindlichen Jägerhof, von welchem aus Jagdgesellschaften Ausflüge ins Deistervorland unternahmen. Linden war so etwas wie ein adeliger Villenvorort geworden, in dem es genügend Arbeit für eine landlose Bevölkerung gab.

Vom Bauerndorf zur Gewerbesiedlung

Die Mehrheit der Lindener Bevölkerung des 17. Jahrhunderts war auf Lohnarbeit oder gewerbliche Betätigung angewiesen. Letztere war aber durch die Nachbarschaft Hannovers so gut wie ausgeschlossen. Die dortigen Handwerker genossen durch ihre Zünfte einen Konkurrenzschutz, der im Rahmen der sogenannten Bannmeile bis nach Linden reichte. Dort durften nur Gewerbe ausgeübt werden, die keiner Zunft angehörten. Dazu zählte auch die Leinweberei, also die Verarbeitung von Flachs zu Stoffen.

Mit zwölf Leinwebern war Linden bereits zu Zeiten der Kopfsteuerbeschreibung ein Zentrum der Weberei. Diesen gewerblichen Ansatz baute der Grafen von Platen-Hallermund im 18. Jahrhundert dann zu einem vorindustriellen Gewerbestandort aus. Um 1700 ließ er das von Altensche Gut wesentlich vergrößern und ließ - inmitten eines nach Herrenhausener Vorbild gestalteten Gartens, von dem bis heute noch Reste zu sehen sind - einen Herrnsitz anlegen. Gleichzeitig wurde der Graf zum

Unternehmer und verwirklichte damit die Ideen des aufkommenden Merkantilismus. Er warb 30, überwiegend aus dem Weserbergland stammende Weber an und ließ im Südwesten Lindens eine Webersiedlung anlegen, von der einige Gebäude noch heute in der Weberstraße stehen.

Die unternehmerische Initiative des Grafen war damit aber noch längst nicht erschöpft: Er ließ eine Schmiede, eine Bierbrauerei, eine Branntweimbrennerei und eine Wachsbleiche entstehen. Die Steinbrüche und Kalkbrennereien des Lindener Berges wurden ausgeweitet und ein großer Nutzgarten mit Plantagen und Fischteichen zur Versorgung der gräflichen Küche entstand. Weitere gewerbliche Impulse gingen seit Mitte des 18. Jahrhunderts vom Stapelplatz, einem Hafen und Schiffsanleger an der Ihme, aus, von wo der Schiffsverkehr nach Bremen abgewickelt wurde. In Hafennähe entstand 1714 die Bergwarenhandlung, ein Vermarktungsinstitut für Produkte der landesherrlichen Harzbergwerke, und 1753 wurde unweit davon der Bergwarenspeicher, ein fünfstöckiges unterkellertes Gebäude zur Warenlagerung gebaut. Kurz darauf kam eine Salpetersiederei hinzu.

Diese merkantilistische Gewerbeförderung machte aus Linden schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein gewerbliches Zentrum der Region. Schon bald kam es zu weiteren Betriebsgründungen. Über die von Platensche Webersiedlung hinaus gab es 1746 bereits zehn Betriebe im Nahrungsmittelsektor, davon acht Gastwirte, neun textilverarbeitende Handwerker, vier holzverarbeitende und weitere vier metallverarbeitende Handwerker, zwei Bauhandwerker, zwei für höheren Bedarf Produzierende und einen Töpfer. Ein Franzose versuchte 1755, eine Tapetenweberei zu etablieren, scheiterte aber mit diesem Projekt. Erfolgreicher war der Lindener Bauer Niemeyer, der 1788 eine Branntweimbrennerei eröffnete, die er neben seiner Landwirtschaft betrieb.

Dieser Aufschwung war von einem immensen Bevölkerungswachstum begleitet, das allerdings in erster Linie die unterbäuerliche Schicht der Besitzlosen und Armen betraf. Zum ausgehenden 18. Jahrhundert war die Bevölkerungszahl auf etwa 1 000 gestiegen, 1830 überstieg sie dann schon die Zahl 2 600. Der Wohnungsbau konnte dieser Bevölkerungsentwicklung nicht folgen, so daß 1823 durchschnittlich mehr als zehn Personen in einem Haushalt leben mußten. Die gesellschaftliche Gliederung war in Linden um die Wende zum 19. Jahrhundert bereits sehr ausgeprägt, und dies spiegelt sich in der dörflichen Topographie wider. Der Ort war in vier Teile geteilt. Das Zentrum bildete das gräfliche Schloß mit seinem Gartenbezirk. Am nördlichen Rand der Siedlung lag der königliche Küchengarten. Dazwischen befand sich das ursprüngliche Dorf, das sich inzwischen östlich bis zur Ihmebrücke erstreckte. An den Siedlungsrändern - in Flußnähe, am Steinbruch und im Südosten am gräflichen Garten - lagen die Handwerkerhäuser der Neusiedler.

Auftakt zur Industrialisierung

Die Situation des Dorfes war an der Wende zum 19. Jahrhundert also folgende: Die bäuerliche Dorfgesellschaft war bereits weitaus stärker als in anderen Dörfern durch Gewerbetreibende verändert worden. Für diejenigen, die in der Landwirtschaft keine Arbeit fanden, gab es Lohnarbeitsplätze. Dieses Arbeitsplatzangebot bewirkte wiederum einen Zustrom weiterer Arbeitssuchender mit dem Effekt, daß Linden beständig wuchs. Hinsichtlich der Sozialstruktur gab es in Linden neben der "superreichen" Grafenfamilie und den besitzenden Bauern viel Besitzlose, die Arbeit suchten. Damit bestanden in Linden beste Bedingungen für die sich

abzeichnende Industrialisierung. Lediglich das mit der hannoverschen Bannmeile verbundene Verbot einer zünftig-gewerblichen Betätigung stellte noch eine Behinderung dar, die letztendlich erst 1867 mit der Einführung der Gewerbefreiheit wegfiel. Dafür verfügte der Ort aber mit den beiden Fernstraßen in Richtung Osnabrück und Hameln sowie mit dem Ihmehafen an der Wasserstraße nach Bremen über ausgezeichnete Verkehrsverbindungen. Außerdem gab es hier mit dem Kalk des Lindener Berges einen wichtigen Bodenschatz: Angesichts einer zum Jahrhundertbeginn in der ganzen Region boomenden Bautätigkeit stellte gebrannter Kalk einen für den Wohnungsbau wichtigen Baustoff dar, der sich gewinnbringend verkaufen ließ.

Die Kalkbrennerei war nicht durch eine Zunft reglementiert und durfte deshalb in Linden ausgeübt werden. Aus diesem Grund konnte der Böttchergeselle Johann Egestorff die gräfliche Kalkbrennerei in Linden 1803 zunächst pachtweise und später durch Kauf übernehmen. Er verdiente damit ausgesprochen gut, und so konnte der angehende Unternehmer schon bald weitere Betriebe eröffnen. Egestorff erschloß im Deister Steinkohlelager und verkaufte die gewonnene Kohle nicht nur, sondern betrieb damit seine Kalköfen auch bedeutend kostengünstiger als mit dem früher genutzten Holz. Seine Gewinne ermöglichten es ihm, neben drei Ziegeleien in Linden und Empelde, Kalksteinbrüche am Lindener-, Tönnies- und Ronnenberg und einem umfangreichen Holzgeschäft 1823 sogar eine Zuckerfabrik zu gründen, die aus Übersee importierten Rohrzucker verarbeitete.

Johann Egestorff war ein Unternehmer, der merkantilstische Ansätze ausbaute und sie dem aufkommenden Kapitalismus anpaßte. Seinem Beispiel folgten nun auch reiche Lindener Bauern, die allerdings nicht so weitreichende unternehmerische Konzepte umsetzten: Sie veredelten lediglich ihre landwirtschaftlichen Produkte wie etwa Bauer Niemeyer mit seiner Branntweinbrennerei. Erste Kapitalanleger investierten ebenfalls in den aufstrebenden Industriestandort Linden: Der hannoversche Kaufmann Wilhelm Stephanus erwarb 1821 einen Kötnerhof in Alt-Linden und errichtete dort zunächst eine Ölmühle; eine Steinkohlenhandlung und eine Essigfabrik folgten. Verschiedene Handwerker erweiterten ihre Werkstätten zu Industriebetrieben. Dies gelang beispielsweise dem Rademacher Jacobi, der 1820 seine Werkstatt in Linden eröffnete und später Eisenbahnwaggons baute.

In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgte eine Welle von Betriebsgründungen. Johann Egestorff hatte bis dahin genügend Geld verdient, um auch seinen Söhnen einen guten Start in die Industrialisierung zu ermöglichen. Seinem Sohn Georg finanzierte er 1831 die Gründung einer Saline in Badenstedt. Der Bedarf an Maschinen für die Saline und Absatzmöglichkeiten im Umland veranlaßten Georg Egestorff, der nach dem Tod seines Vaters 1834 die Betriebe übernahm, 1835 eine Eisengießerei und Maschinenfabrik mit einer Belegschaft von 20 Arbeitern ins Leben zu rufen. Aus diesem kleinen Betrieb sollte sich später einmal die Hanomag entwickeln. Zunächst blieb die Produktion aber auf Baubedarf und eiserne Kleingeräte beschränkt. Seit 1836 wurden dort Dampfmaschinen gebaut, und die Zahl der Arbeiter stieg auf 54 an. Um seinen Facharbeiterbedarf zu decken, warb Egestorff qualifizierte Arbeitskräfte in England, Belgien und Frankreich an, die ihrerseits die Arbeiter in Linden auszubilden hatten.

Durch den Eisenbahnbau setzte in Linden in den vierziger Jahren eine zweite Industrialisierungsphase ein. Eisenbahnplanungen hatten für das Gebiet des heutigen

Niedersachsen, das damalige Königreich Hannover, seit 1833 bestanden. Baubeginn war 1843, und noch im selben Jahr fuhr der erste Zug. Egestorff gelang es damals, die Aufträge für den hannoverschen Lokomotivenbau zu bekommen. Er erweiterte seine Maschinenfabrik im Jahre 1851 auf 300 Arbeiter. Um 1845 besaß Egestorff bereits allein oder mit Partnern die Kalkbrennerei, die Zuckerfabrik, einen Steinbruch, eine Ziegelei, eine Eisengießerei, eine Maschinenfabrik, eine Chemiefabrik, eine Knochenmühle sowie eine Sägemühle mit insgesamt 365 Beschäftigten. Für Investoren wurde Linden zunehmend interessanter. Der Bankier Adolf Meyer ließ 1837, gemeinsam mit drei Geldgebern und Teilhabern, am Ihmeufer in Linden die Mechanische Baumwollweberei entstehen. In der Fabrik waren ca. 50 Personen beschäftigt, die an 60 automatisierten Webstühlen und 19 weiteren Maschinen arbeiteten. Der Antrieb erfolgte durch eine Dampfmaschine. Die Meyersche Fabrik vollzog mit dem Maschineneinsatz und der Beschäftigung von schlecht bezahlten Frauen bereits den Übergang zur kapitalistischen Produktionsweise. Eine weitere Textilfabrik, allerdings nur mit sechs Arbeitern, war die "Damast- und Leinen-Fabrik" des Kaufmanns Brettschneider.

Die Lohgerberei Söhlmann, sie hatte wohl schon im ausgehenden 18. Jahrhundert bestanden, war 1834 von Söhlmann und Becker neu gegründet worden. Der Betrieb beschäftigte 20 Personen und arbeitete mit einer fünf PS starken Dampfmaschine, der ersten gewerblichen des Königreiches Hannover. Bis 1845 hatte sich die Belegschaft auf 50 Lohgerber und 20 Arbeiter vergrößert. Eine Tapetenfabrik wurde 1845 vom hannoverschen Kaufmann Schütz mit ca. 70 Beschäftigten angelegt, die nach wirtschaftlichen Schwierigkeiten von G.F. Brakebusch übernommen und unter dem Namen "Tapetenfabrik Leinau" weitergeführt wurde.

Knöll und Ruprecht war aus der Werkstatt von Jakobi hervorgegangen und produzierte Wagen und Kutschen für die Postverwaltung. Mit der Ausweitung der Produktion auf Eisenbahnwaggons konnte die Zahl der Arbeiter um 1845 von zehn auf 24 gesteigert werden. Georg Schönwalds gründete 1815 eine Ofenfabrik, die 1845 insgesamt 16 Arbeiter beschäftigte. Die übrigen Betriebe, die es 1845 in Linden gab, verarbeiteten landwirtschaftliche Produkte zu Mehl, Öl, Branntwein und Essig. Sie boten jeweils kaum mehr als 2 Personen Arbeit. Der Branntweinbrenner Niemeyer hatte seinen Betrieb inzwischen mit einer Dampfmaschine modernisiert und beschäftigte fünf Arbeiter. In der Behnsenschen Essigfabrik arbeiteten sechs Personen.

Linden wird zur Industriestadt

Linden war bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Sog der Industrialisierung geraten, also weitaus früher, als dies an anderen Orten der Fall gewesen war. Bereits vor der Einführung der Gewerbefreiheit 1867 hatten Lindener Gewerbetreibende irreguläre Betriebsgenehmigungen erhalten, und danach hatte praktisch jeder das Recht, ein Gewerbe anzumelden. Angesichts der verbesserten Möglichkeiten der Kapitalbeschaffung, der Einführung der Dampfmaschine und des Ausbaus der Eisenbahn nutzten viele diese Chance: Das Tempo der Industrialisierung beschleunigte sich.

Kapital konnte seit der Gründung verschiedener Banken leichter beschafft werden, und ab 1853 bestand zudem die Möglichkeit, Aktiengesellschaften zu bilden. Die Gebrüder Niemeyer konnten ihrem Betrieb 1852 eine Saline hinzufügen, die 1871 in der Egestorffschen Salinen-Aktiengesellschaft aufging. Die mechanische

Weberei wurde 1858 in eine Aktiengesellschaft verwandelt, um zusätzliches Kapital zu mobilisieren. Mit Hilfe dieses Finanzierungsschubes konnten die Fabrikanlagen wesentlich erweitert und die alte 28 PS starke Dampfmaschine gegen eine 120 PS starke ausgetauscht werden. Die Beschäftigtenzahl stieg auf 820 männliche und 460 weibliche Arbeiter. Die für die hannoversche Staatsbahn arbeitende Egestorffsche Maschinenfabrik beschäftigte 1856 bereits 650 Arbeiter. Der größte in Linden neu gegründete Betrieb war die als eine der ersten Aktiengesellschaften des Königreiches 1853 am Ihmeufer gegründete Hannoversche Baumwollspinnerei und Weberei. 1855 wurde der Betrieb mit 950 Arbeitern aufgenommen. Die qualifizierten Arbeiter zur Überwachung der Maschinen stammten aus England, die Masse der an den Maschinen arbeitenden Ungelernten aber waren Frauen und Kinder. In Linden entstand neben anderen kleinen Firmen 1854 die Brauerei Brandes und Meyer, die aber erst 1876 durch die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft und die Modernisierung mit Hilfe des eingeflossenen Kapitals als Lindener-Aktien-Brauerei industrielle Bedeutung erhielt und 1891 bereits 80 Arbeiter beschäftigte.

Kapital wurde häufig in den Ausbau der Energiesysteme, insbesondere in die Anschaffung von rationellen Dampfmaschinen investiert. Die dampfmaschinenbetriebene Mechanisierung drängte die handwerksorientierte Arbeit in Linden immer stärker in den Hintergrund. Seit zum Heizen von Dampfmaschinen zunehmend die billige Steinkohle verwendet wurde, hatte sich deren Zahl beträchtlich erhöht. In einer Denkschrift des Gewerbevereins von 1867 heißt es über die Kohlenlager des Deisters: "Diesem Kohlen-Vorkommen ist der erste Impuls zu den Anfängen der hannoverschen großen Industrie, welche in dem Ort Linden gemacht wurde, zuzuschreiben, wie denn diese Felder bis auf den heutigen Tag der inzwischen umfangreich gewordenen Lindener-Industrie die Hauptmasse ihres Kohlenbedarfes liefern." Die Zahl dieser Energiestationen wuchs unaufhörlich: 1854 gab es in Linden 13 Dampfmaschinen. Fünf Jahre später war die Zahl hier auf 19 gestiegen, und bereits 1872 lieferten allein in Linden 81 Dampfmaschinen Energie.

Erwähnt sei noch der mit acht Gesellen in Linden gegründete metallverarbeitende Betrieb Knoevenagel. 1859 wurde die Produktion von Dampfmaschinen aufgenommen. Die Firma siedelte in den sechziger Jahren auf das Gebiet hinter dem Bahnhof um und spezialisierte sich auf den Waggonbau für die Eisenbahn. Sie wurde 1887/94 nach Hainholz verlegt und bis 1900 beträchtlich erweitert. Die 1860 in der hannoverschen Vorstadt gegründete Bettfedernfabrik Werner und Ehlers kam wenige Jahre später nach Hannover und 1891 dann nach Linden an die Ihme. Der Grund war die Umstellung auf eine Produktionsmethode, die sehr viel Wasser benötigte. In der Fabrik fanden einige hundert Arbeiterinnen Beschäftigung.

In der Phase der Hochindustrialisierung wurden die bestehenden Ansätze der Industrialisierung weiter ausgebaut. In Linden übernahm 1868 Bethel Henry Strousberg nach dem Tod Georg Egestorffs dessen Maschinenfabrik. Strousberg, durch geschickte unternehmerische Politik vom Wirtschaftsjournalisten zum "Eisenbahnkönig" und Großkapitalisten aufgestiegen, hatte den Auftrag zum Bau der rumänischen Staatsbahn bekommen und ließ nun in Linden die Lokomotivenproduktion auf 200 pro Jahr verfünffachen. Möglich wurde diese Zahl durch die Neueinstellung von 2 000 geschulten Maschinenbauern, erhöhtes Arbeitstempo und größere

Arbeitsteilung. Als Strousberg seinen Verpflichtungen im Geschäft mit Rumänien nicht nachkommen konnte, verkaufte er das Lindener Werk an eine für den Kauf gebildete Aktiengesellschaft. Die Fabrik wurde nun unter dem Telegrammkürzel Hanomag (für Hannoversche Maschinenbau AG) bekannt. Sie wurde weiter vergrößert und beschäftigte 1874 immerhin 3 450 Personen.

In dieser Zeit erfolgte auch der Anschluß Lindens an das Schienennetz.

Die Hannover-Altenbekener-Eisenbahngesellschaft erbaute 1872 den Bahnhof Fischerhof in direkter Nähe der Hanomag. Bereits ein Jahr später konnte der Güterbahnhof Küchengarten in Betrieb genommen werden. Die Eisenbahnanbindung Lindens brachte weitere wirtschaftliche Impulse. So stieg die Beschäftigtenzahl in der Maschinenweberei von 1 350 im Jahre 1872 auf ca. 3 000 im Jahre 1885. Unter dem Eindruck der weiteren Eisenbahn- und Kanalbauplanung und angesichts eines zunehmend höheren Raumbedarfs der Industriebetriebe entwickelten sich an der Peripherie Lindens, in Richtung Limmer, Badenstedt und Ricklingen, neue Industriegebiete. Die weitere Industrialisierung des Zentralbereiches von Linden brach daraufhin ab. Viele Firmen siedelten sich dann im zwischen Linden und Ricklingen gelegenen Industriegebiet am Bahnhof Fischerhof an. Dort entstanden zwei chemische Fabriken, die Eisengießerei Dickert (seit 1872 Lindener Eisen- und Stahlwerke AG) und ab 1873 die Holzbetriebe Mehring und Jacobi. Die Kaiser-Brauerei wurde in größerer Dorfnähe 1889 als Aktiengesellschaft gegründet.

Ende des 19. Jahrhunderts war vom früheren dörflichen Flair Lindens kaum noch etwas übrig. Linden war zum Industrievorort der Stadt Hannover geworden. Viele Menschen von nah und fern sahen sich durch das Arbeitsplatzangebot veranlaßt, ihren Wohnsitz zu verlegen und in Linden nach einer Beschäftigung zu suchen. Lebten 1852 gerade einmal 3 366 Personen im Ort, so waren es 1880 bereits 20 899. Elf Jahre später, 1891 war die Zahl bereits auf 35 860 gestiegen, und 1907 kamen 83 045 Menschen in Linden unter. Um diese Menschen unterzubringen, mußten Wohnungen geschaffen werden - ein lukratives Geschäft für Bauherren und Hausbesitzer, die vermieten wollten. Es wurde ungeheuer viel gebaut, und Linden wuchs gewaltig. Es entstanden überwiegend schlichte Arbeiterwohnungen, doch gab es auch Bereiche mit repräsentativeren Gebäuden für die Besserverdienenden, insbesondere um den Pfarrlandplatz in Linden-Nord und in Linden-Mitte, etwa mit dem Lichtenbergplatz oder der Beethovenstraße.

Dieses immense Wachstum erforderte veränderte kommunale Strukturen. In Linden wünschten sich viele einen Anschluß an das finanzstarke Hannover, also die Eingemeindung. Die wiederholten Anträge darauf, die Linden 1865, 1880, 1888 und 1895 stellte, wurden vom hannoverschen Magistrat abgelehnt. Man wollte keine Folgekosten übernehmen, etwa für den Bau von Kanalisationsanlagen oder von Straßenlampen. Darüber hinaus fürchteten bürgerliche Kommunalpolitiker, allen voran der konservative hannoversche Stadtdirektor Tramm, einen Anstieg des sozialdemokratischen Einflusses in der Stadt. Ein Gemeinwesen von der Größe Lindens konnte aber nicht mehr von dörflichen Gremien regiert werden, und so wurde Linden 1885 eigenständige Stadt. Erst Tramm's Ablösung durch den Sozialdemokraten Robert Leinert machte dann die Eingemeindung der Industrie- und Arbeiterstadt Linden nach Hannover möglich. Sie erfolgte am 1. Januar 1920. Seitdem ist Linden ein hannoverscher Stadtteil.

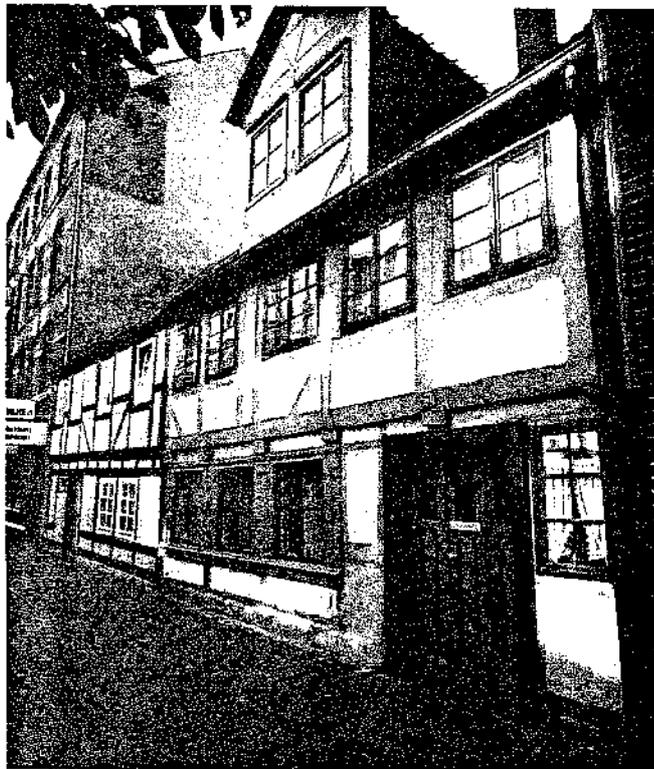
Fazit

Lindens Geschichte ist durch seine Gewerbeansiedlungen bestimmt. Erste Ansätze dazu gab es bereits im 17. und 18. Jahrhundert. Lange vor der Industrialisierung war Linden bereits in hohem Maße gewerblich geprägt. Die Impulse dazu gingen zunächst von Adeligen aus. Sie maßen dem Ort wegen seiner schönen Lage einen hohen Freizeitwert zu und benötigten Personal. Darüber hinaus verwirklichte der Graf von Platen-Hallermund in Linden seine Vorstellungen einer merkantilistischen Wirtschaftspolitik und gründete verschiedene Unternehmen. Das Vorhandensein einer stark ausgeprägten Unterschicht begünstigte die Industrialisierung ebenso, wie die guten Verkehrsverbindungen oder die günstigen Absatzbedingungen durch den hannoverschen Markt. War Linden wegen der landschaftlich reizvollen Lage und der attraktiven Ortsgestaltung durch die adligen Gartenanlagen noch lange bevorzugte Villengegend, so wandelte sich der Ort im 19. Jahrhundert schließlich zum Arbeiterquartier. Städtebaulichem Gegensteuern gegen Ende des 19. Jahrhunderts, etwa durch Anlage repräsentativer Straßen und Plätze mit Wohngebäuden für das Bürgertum, war nur mäßiger Erfolg beschieden.

Die Arbeitskräfte kamen zumeist von außen: Schon Graf von Platen-Hallermund ließ seine Weber im 18. Jahrhundert aus dem Weserbergland kommen. Die Arbeiterinnen und Arbeiter der Industrialisierungsphase zogen aus dem Eichsfeld, aus Polen oder aus völlig anderen Gebieten nach Linden. Der stetige Zuzug von Fremden stellte die

Alteingesessenen immer wieder vor Konflikte, die gleichwohl gelöst wurden: Der Umgang mit Fremden und deren Integration hat in Linden lange Tradition. Überdies gab es in Linden vergleichsweise viele metallverarbeitende Betriebe, deren Belegschaften sich schon früh gewerkschaftlich organisiert hatten. Die materielle Not schuf Solidarität. Arbeiterinnen und Arbeiter schlossen sich nicht nur gegenüber ihren Arbeitgebern zusammen, sondern auch, um sich im täglichen Leben gegenseitig zu unterstützen: So gab es Konsumvereine, Kleingartenvereine, Liedertafeln und anderes. Es entstand eine Arbeiterkultur, die auf Solidarität baute. Dies galt vielfach auch für die Neu-Lindener. Vor diesem Hintergrund sind Multikulturalität und Toleranz in Linden seit jeher geübt worden. Nicht immer konnten die Probleme, die sich aus dem Zusammenprall verschiedener Menschen und Kulturen ergaben, gelöst werden - schon im 18. Jahrhundert gab es Konflikte zwischen Alteingesessenen und Neusiedlern. Gleichwohl existiert in Linden - vielleicht mehr als anderswo - eine gewisse Tradition, derartige Schwierigkeiten zu lösen. Dies macht sicherlich auch einen Teil des besonderen Flairs von Linden aus.

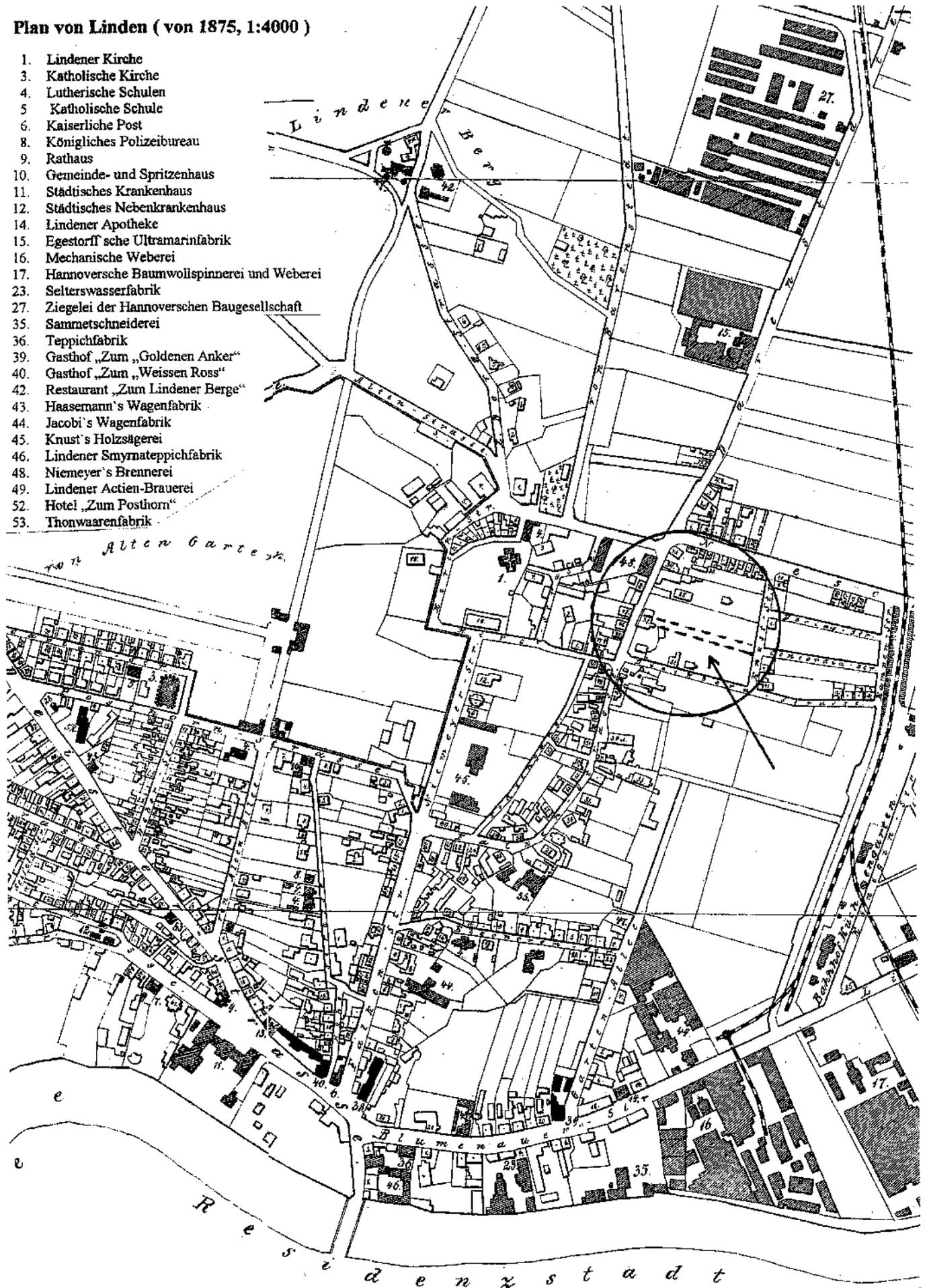
¹ Der Aufsatz basiert auf der 1987 am Historischen Seminar der Universität Hannover vorgelegten Magisterarbeit des Autors: "Sozialer Wandel und soziale Konflikte von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts in den Dörfern um die Altstadt Hannover, unter besonderer Berücksichtigung von Hainholz". Quellen und Literaturangaben finden sich dort.



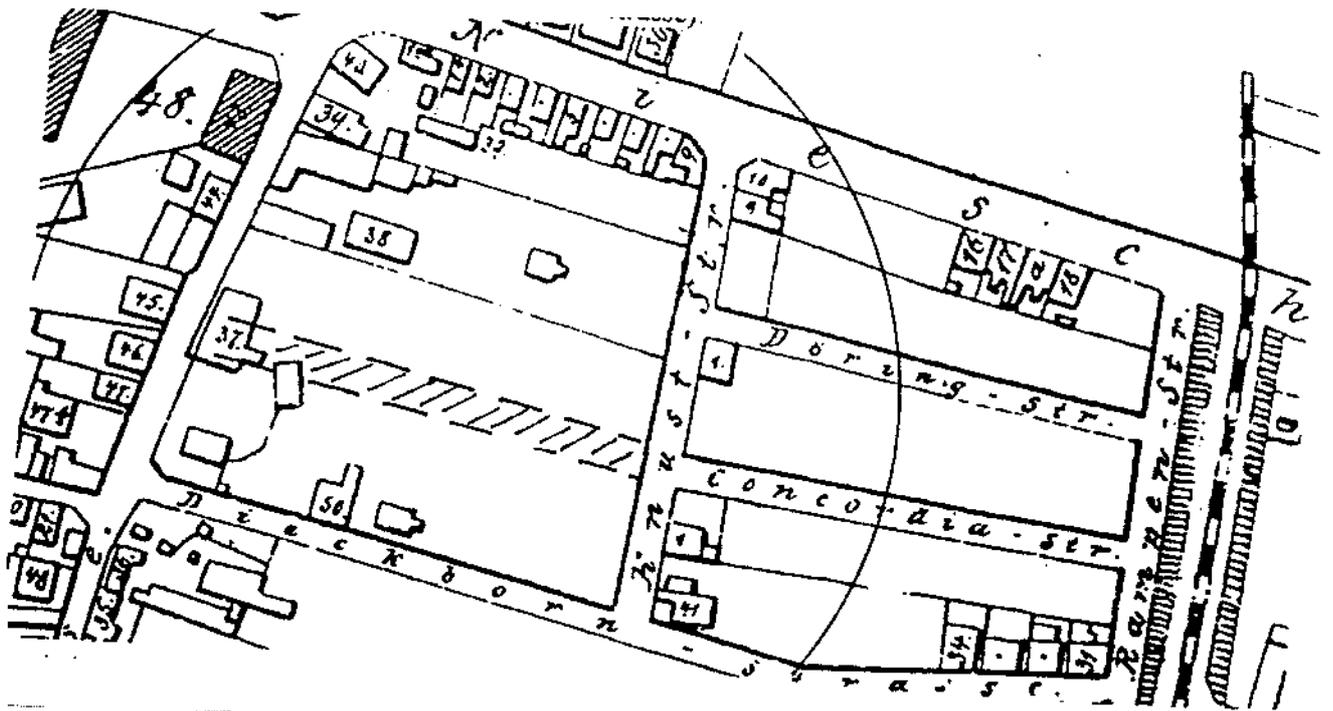
Sie heißt nicht umsonst Weberstraße, und hier findet man sie denn auch immer noch, multikulturell bewohnt: die Häuser der Weber, die der Graf von Platen hier im 18. Jahrhundert ansiedelte.

Plan von Linden (von 1875, 1:4000)

1. Lindener Kirche
3. Katholische Kirche
4. Lutherische Schulen
5. Katholische Schule
6. Kaiserliche Post
8. Königliches Polizeibureau
9. Rathaus
10. Gemeinde- und Spritzenhaus
11. Städtisches Krankenhaus
12. Städtisches Nebenkrankenhaus
14. Lindener Apotheke
15. Egestorff'sche Ultramarinfabrik
16. Mechanische Weberei
17. Hannoversche Baumwollspinnerei und Weberei
23. Selterswasserfabrik
27. Ziegelei der Hannoverschen Baugesellschaft
35. Sammetschneiderei
36. Teppichfabrik
39. Gasthof „Zum „Goldenen Anker““
40. Gasthof „Zum „Weissen Ross““
42. Restaurant „Zum Lindener Berge“
43. Haasemann's Wagenfabrik
44. Jacobi's Wagenfabrik
45. Knust's Holzsägerei
46. Lindener Smyrnateppichfabrik
48. Niemeyer's Brennerie
49. Lindener Actien-Brauerei
52. Hotel „Zum Posthorn“
53. Thonwarenfabrik

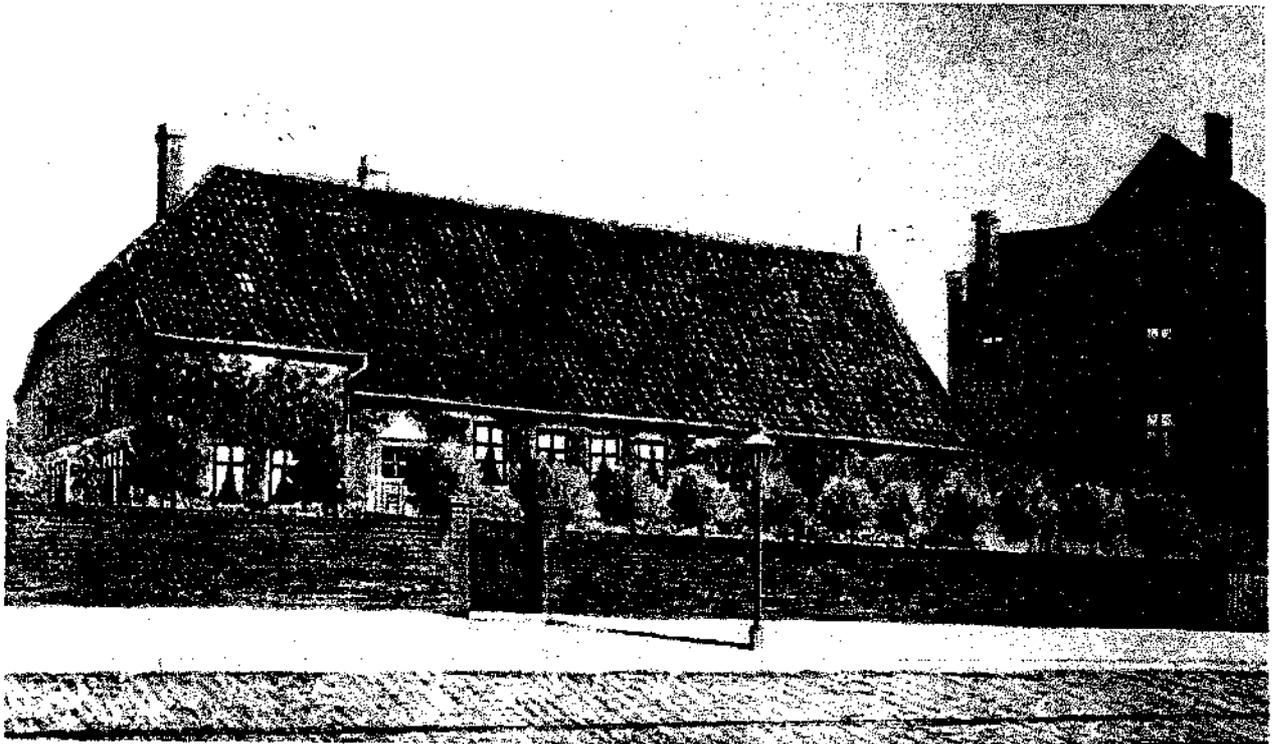


Die Entstehung der Beethovenstraße



Den Verlauf der zukünftigen Beethovenstraße haben wir auf dem Plan der Stadt Linden von 1875 zur besseren Orientierung eingezeichnet. Die Straße wird in der Verlängerung der Concordiastraße liegen, zwischen Davenstedter Straße, Dieckbornstraße, Nieschlagstraße und der Knuststraße (der heutigen Wittekindstraße). Die benachbarte Döringstraße wird auf dem Plan von 1890 verschwunden sein. Und der gestrichelte und vorerst nur gedachte Verlauf der Beethovenstraße kollidiert genau mit zwei Häusern. Sie gehören zum

Lampeschen Bauernhof. Dietrich Lampe bewirtschaftete ihn als Halbmeier und letzter "hundertprozentiger" Landwirt bis etwa 1870. Sein Sohn Carl erlernt den Beruf des Kürschners und wird später Senator von Linden. Nach ihm ist die Lampestraße in Linden-Süd benannt. Soll die Straße angelegt werden, so muß dieser Lampesche Hof weichen. Er ist eines der letzten Relikte des Dorfes Linden und steht etwa genau an der Stelle, an der heute das Eckhaus Nummer zwei in die Höhe ragt.



Der Lampesche Hof (Blickrichtung von der Davenstedter Straße) nach einer kolorierten Zeichnung im Besitz von Max Heinz Lampe

Treibende Kraft für die Anlage der Beethovenstraße aber ist der Lindener Brennereibesitzer Christian Niemeyer, wohnhaft Davenstedter Straße 31, seines Zeichens Senator des Lindener Magistrats, Mitglied des Stadtausschusses und der Verwaltung der Sparkasse, dem später mindestens eines der Häuser (Beethovenstraße 4) namentlich gehören wird. Der Senator kennt die Diskussionen im Magistrat. Er weiß, daß Strassen für bessere Wohnungen ausgewiesen werden sollen. Und diese Gegend scheint geeignet für eine bessere Bebauung. So wird er (nach Auskunft der Nachkommen der Familie Lampe) für relativ wenig Geld den Lampeschen Hof erwerben und einen Plan zur Anlage einer 15 Meter breiten Straße beim Magistrat vorlegen.

Pikant an dieser Angelegenheit wird sein, daß Niemeyer als Senator den Antrag an einen Magistrat stellt, dem er selbst angehört. Und Senator Niemeyer ist gut informiert. Auf Anregung der Polizeidirektion der Stadt Linden wird am 23. Oktober 1900 eine besondere baupolizeiliche Vorschrift über diejenigen Strassen im Ort erlassen, welche für den Bau von besseren Wohnungen bestimmt sind. Es wird festgelegt, daß in der Von-Alten-Allee, in der Niemeyerstraße und in der Beethovenstraße nur Wohnhäuser mit "besseren gut bürgerlichen oder herrschaftlich eingerichteten Wohnungen mit einem durchschnittlichen Mietsatz von 400,- Mark" gebaut werden dürfen.

Doch noch schreiben wir das Jahr 1896. Bis zur Bebauung wird sich noch vieles ereignen. Zu dieser spannenden Entstehungsgeschichte haben wir in den Akten des Magistrats und in den damaligen Zeitungen folgendes gefunden:

Im Frühjahr 1896 wird vom Magistrat der Stadt Linden eine Handakte angelegt, "Akten betreffend Festlegung einer Straße zwischen Davenstedter und Wittekindstraße (über das Lampesche Grundstück)". Über die Festlegung, d.h. die behördliche Absichtserklärung, eine Straße anlegen zu lassen, wird am 13. März, am 3. Juni und am 14. Juli 1896 in den Lindener Gremien beraten. Eine Entscheidung fällt jedoch noch nicht, denn Carl Lampe, dem das besagte Grundstück gehört, über das die Straße geführt werden soll, erklärt sich erst einmal in einem Schreiben vom 30. Juli 1896 an den Magistrat der Stadt Linden bereit, einen Betrag von 21.000 Mark "sofort zu hinterlegen oder eine gleich große Summe bar einzuzahlen, sobald der Ausbau der Straße in Angriff genommen wird." Denn nicht die Stadt Linden, Carl Lampe wollte diese Straße bauen und sollte deshalb eine Sicherheit bei der Stadt hinterlegen, die ihn als finanzkräftig genug auswies, dieses Vorhaben auch durchführen zu können:

Ich dachte mit dem Verkauf einzelner Plätze spätestens nächstes Frühjahr vorzugehen und möchte deshalb die Straße noch im Laufe dieses Winters hergestellt haben. Mit dem Ausbau der Straße dürfte schon begonnen werden, sobald ich in mein Haus Dieckbornstr. 53 umgezogen bin.

Nach dieser Verlaufsplanung bittet Lampe dann noch um eine Erklärung des Magistrats, daß hinsichtlich der Erteilung von Baugenehmigungen an dieser neuen Straße keinerlei Bedenken bestehen.

Damit klappte es nicht auf Anhieb. Die Bau-Kommission lehnte in ihrer Sitzung am 28. August 1896 dieses Ansinnen ab, was offensichtlich aber in einer Sitzung des Bürgervorsteher-Kollegiums, gewählter Vertreter der Lindener Bürgerbezirke, wieder aufgegriffen wurde und zu der Bitte an den Magistrat führte, "einen diesbezüglichen Plan baldmöglichst dem Kollegium vorzulegen". Da die Magistratsakten nicht mehr existieren und auch keine öffentlichen Verlautbarungen über speziell diese Angelegenheit gefunden werden konnten, kann nur

vermutet werden, daß es in den Sitzungen des Magistrats und der Kollegien zwischen September und November 1896 zu einer Klärung der Sachlage kam und auf Lampes Vorstellungen eingegangen wurde, denn in der *Lindener Zeitung* vom 6. Dezember 1896 heißt es in dem in einer Akte gefundenen Zeitungsausschnitt:

Amtlicher Theil.

Linden, den 3. Dezember 1896

Bekanntmachung.

Im Einverständniß mit dem Bürgervorsteher-Kollegium und mit Zustimmung des Königlichen Polizei-Präsidiums haben wir eine Verbindungsstraße zwischen Wittekind- und Davenstedterstraße in Verlängerung der Concordiastraße festgelegt. Der betreffende Plan liegt vom 5. Dezember d. J. bis einschließlich 2. Januar k. J. werktäglich während der Dienststunden im Geschäftszimmer unseres Stadtbauamtes, Posthornstr. 6, zu Jedermanns Einsicht aus.

Einwendungen sind bei Meidung des Ausschlusses spätestens am 2. Januar k. J. bei uns anzubringen.

Der Magistrat.

Lichtenberg

Amtlicher Theil.

Linden, den 3. Dezember 1896.

Bekanntmachung.

Im Einverständniß mit dem Bürgervorsteher-Kollegium und mit Zustimmung des Königlichen Polizei-Präsidiums haben wir eine Verbindungsstraße zwischen Wittekind- und Davenstedterstraße in Verlängerung der Concordiastraße festgelegt.

Der betreffende Plan liegt vom 5. Dezember d. J., bis einschließlich 2. Januar k. J. werktäglich während der Dienststunden im Geschäftszimmer unseres Stadtbauamtes, Posthornstr. 6, zu Jedermanns Einsicht aus.

Einwendungen sind bei Meidung des Ausschlusses spätestens am 2. Januar k. J. bei uns anzubringen.

Der Magistrat.

Lichtenberg.

Einwendungen werden öffentlich nicht erhoben, denn in der *Lindener Zeitung* vom 9. Januar 1897 läßt der damalige Lindener Bürgermeister Lichtenberg im Namen des Magistrats mitteilen:

Amtlicher Theil.

Linden, den 6. Januar 1897

Bekanntmachung.

Nachdem gegen den gemäß unserer Bekanntmachung vom 3. Dezember v. Js. ausgelegten Fluchtlinienplan, betreffend die Festlegung einer Verbindungsstraße zwischen Wittekind- und Davenstedterstraße, in Verlängerung der Concordiastraße, Einwendungen nicht erhoben sind, so ist der erwähnte Plan von uns förmlich festgestellt. Derselbe wird vom 11. d. Mts. ab 5 Wochen im Geschäftszimmer des Stadtbauamtes, Posthornstraße Nr. 6, zu Jedermanns Einsicht ausliegen.

Der Magistrat. Lichtenberg.

Amtlicher Theil.

Linden, den 6. Januar 1897.

Bekanntmachung.

Nachdem gegen den gemäß unserer Bekanntmachung vom 3. Dezember v. Js. ausgelegten Fluchtlinienplan, betreffend die Festlegung einer Verbindungsstraße zwischen Wittekind- und Davenstedterstraße, in Verlängerung der Concordiastraße, Einwendungen nicht erhoben sind, so ist der erwähnte Plan von uns förmlich festgestellt.

Derselbe wird vom 11. d. Mts. ab 5 Wochen im Geschäftszimmer des Stadtbauamtes, Posthornstraße Nr. 6, zu Jedermanns Einsicht ausliegen.

Der Magistrat.
Lichtenberg.

Carl Lampes Plan, schon im Winter 1896/97 mit dem Ausbau der Straße zu beginnen, läßt sich offensichtlich nicht realisieren. Auch der Verkauf des Grundstücks bereitet Schwierigkeiten, mindestens was den Zeitplan anbetrifft. Überhaupt vergeht das ganze Jahr 1897, ohne daß man von entscheidenden Fortschritten in der Sache hört. Erst aus einer am 24. Dezember 1897 beim Magistrat der Stadt Linden angelegten Aktennotiz kann man entnehmen, daß inzwischen der Senator Chr. Niemeyer Eigentümer des Lampeschen Grundstückes geworden ist, welcher beabsichtigt, die Straße im kommenden Jahr aufzuschließen und um Mitteilung über die entstehenden Kosten bittet.

Das Jahr 1898 jedoch ist geprägt von wichtigeren Ereignissen: Manöver werden westlich Hannover abgehalten, und da der Kaiser dabei sein wird, werden es Kaisermanöver werden. Im Rahmen dieser Ereignisse wird der Kaiser sich auch in Linden aufhalten: An der Spinnereibrücke wird eine Ehrenpforte errichtet werden und die Auswahl der Ehrenjungfrauen findet ausgiebige Kommentierung in der hiesigen Presse. Eine rege Bautätigkeit soll Lindens Aufstieg manifestieren: Ein neues Postamt wird an der Posthornstraße gebaut, die Stephanusstraße soll in Richtung Küchengarten verlängert werden, man macht sich Gedanken in Richtung Bau einer Realschule. Und ein Artikel im *Hannoverschen Anzeiger* vom 9. März 1898 gibt endlich Klarheit darüber, was mit der geplanten Straße geschehen soll:

Im Schaufenster von F. C. Brackebusch, Karmarschstraße, Ecke Georgstraße, ist ein Gruppenentwurf ausgestellt. Es sind dies fünf herrschaftliche Wohnhäuser, welche Herr Senator Chr. Niemeyer in Linden auf seinem Grundstück an der Davenstedterstraße (früher Senator Lampesches Grundstück) errichten lassen will. Die Gebäude haben Vor- und Hintergarten, enthalten Erdgeschoß und zwei Obergeschosse mit ausgebautem Dachgeschoß. Die neue Straße, an welcher die neuen Gebäude errichtet werden sollen, verbindet die Davenstedterstraße mit der Wittekindstraße. Die Straße wird 22 Meter breit werden. Die im spätgothischen Stile gehaltenen äußerst malerischen Fassaden sind von Architekt C. Arend, Linden, entworfen.

Senator Niemeyer, inzwischen also Besitzer des Lampeschen Grundstückes, Planer und angehender Bauherr zugleich, muß vorerst jedoch die ursprünglichen Entwürfe korrigieren, denn seine neuen stimmen mit den alten nicht überein, wie aus dem *Hannoverschen Anzeiger* vom 30. April 1898 hervorgeht:

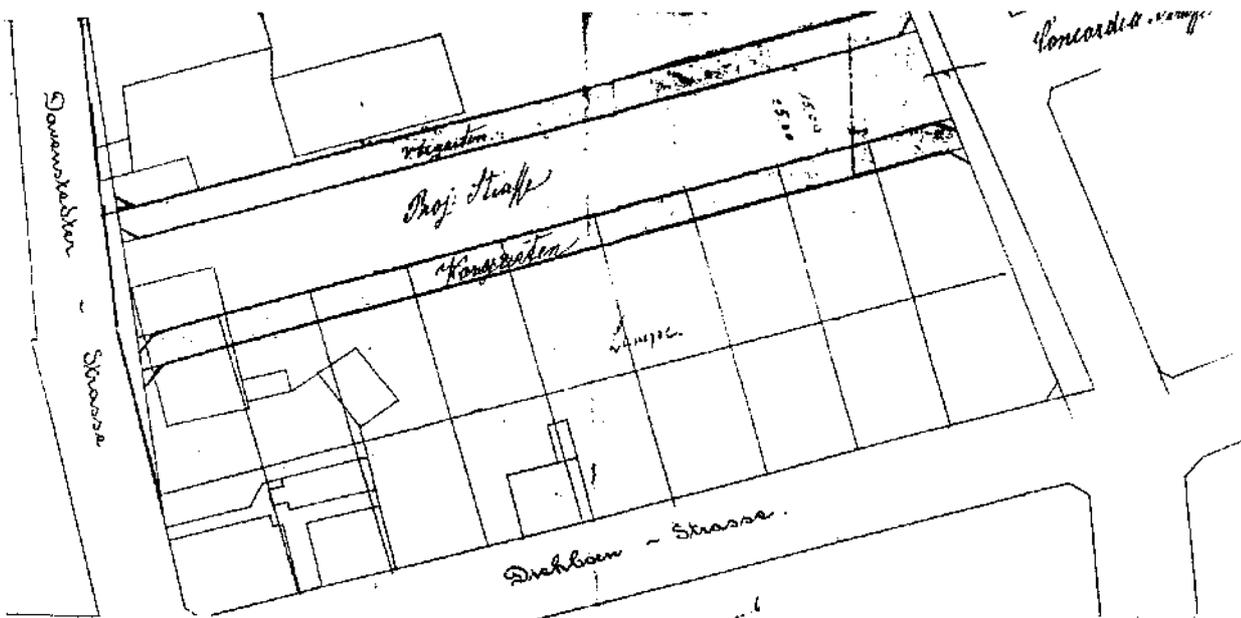
An der Nordseite der Davenstedterstraße zwischen Dieckborn und Nieschlagstraße wünscht der Hauptanlieger, Senator Niemeyer, eine Zurückverlegung der Baufluchtlinie um 5 Meter, um dort Vorgärten anlegen zu lassen. Bürgermeister Lichtenberg und Senator Laporte halten es für notwendig, daß von dieser Maßnahme auch die Eckhäuser an den beiden genannten Straßen betroffen werden. Da hierüber Meinungsverschiedenheiten bestehen, wird dieser Gegenstand zu weiterer Prüfung an die Baukommission zurückverwiesen.

Die Baukommission wird beraten, aber vorerst bestimmen die Reichstagswahlen die Schlagzeilen. In einer sozialdemokratischen Volksversammlung spricht am 21. Mai der Reichstagsabgeordnete Liebknecht im Lindener Gesellschaftshaus. Von dieser Versammlung berichtet der *Hannoversche Anzeiger* am 25. Mai 1898:

...und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß die Beteiligung eine ganz kolossale war. Schon eine halbe Stunde vor Beginn der Versammlung wälzten sich dichte Massen dem Versammlungslokale zu und wer etwa zu der für die Versammlung programmäßig festgesetzten Zeit den Saal betrat, fand kaum noch ein Plätzchen. Den Schwerpunkt legte der Redner in die wiederholte Mahnung zu rastloser Wahlarbeit und kräftigster Aktion am Wahltage selbst. Wenn das geschehe, wenn also jeder seine Pflicht thue, würden die Wahlergebnisse für die sozialdemokratische Partei am 16 Juni glänzende sein...

Tatsächlich erreicht der sozialdemokratische Kandidat Meister im 8. hannoverschen Wahlkreis mit 25053 Stimmen und 51,7 % schon im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit und muß nicht in die Stichwahl. In den 11 Lindener Wahllokalen kommt Meister gar auf 72,2 % der Stimmen, der Welfe und Lindener Senator Stephanus erhält 17,8 %. Das Wahllokal Limmerstraße 50 verzeichnet mit 88,0 % der abgegebenen Stimmen für Meister den absoluten Rekord aller Wahllokale, dicht gefolgt von dem Ergebnis in der Nieschlagstraße 16 mit 83,6 %, gegen das das Ergebnis im Wahllokal Wittekindplatz 2 (heutiger Lichtenbergplatz) mit 63,4 % für Meister geradezu abfällt (s. *Volkswille* vom 17. Juni 1898). Während Senator Niemeyer im Juni 1898 im Urlaub weilt, der *Hannoversche Anzeiger* berichtet darüber am 6. Juli 1898, ist intern in einer nichtöffentlichen Sitzung des Magistrats der Stadt Linden eine für uns wichtige Entscheidung gefallen. In einem Schreiben an die Stadtkämmerei, "expedirt 2. Jul. 98", heißt es:

Die im Haushaltsplan für das laufende Rechnungsjahr in der außerordentlichen Einnahme und Ausgabe aufgeführte "Verlängerte Concordia-Straße" hat den Namen "Beethoven-Straße" erhalten. Die für den Ausbau dieser Straße, welcher auf 16620 + 4896 + 2349 = 23865 M



Aus dem Antrag des Senators Niemeyer zur Anlage einer Straße (reite: 15 m) mit Vorgärten (Breite: 5 m) in Verlängerung der Concordia-Straße

An
die Stadtkämmerei

EXPEDIRT
2. JUL. 88

Sie im Grundbuchplan für
das städtische Besondere
in der äußerordentlichen
Linnstraße und Oststraße auf
gestiftete „Verlängerung Con-
cordia - Straße“ hat den
Namen „Beethoven - Straße“
erhalten.

Sie für den Grundbau
dieser Straße, welcher auf
16620 + 4896 + 2349 = 23865 qd
veranschlagt ist, in der ersten
Zustimmung anzuweisen sind
unter Titel B II 2 a (Beetho-
ven - Straße) zu veran-
stalten.

J. M.

Dr.

veranschlagt ist, eingehenden Zahlungsanweisungen sind unter Titel B IV 2 a (Beethoven-Straße) zu verrechnen.

Senator Niemeyer wird die Ausbaukosten entsprechend seinem Schreiben an die Stadtkasse abführen (siehe unten). Am 13. Mai 98 hat er in Gegenwart von Bürgermeister Lichtenberg als Sicherheit für die Straßenkosten beim Notar einen Scheck über 23.865 Mark hinterlegt. In den Medien wird jedoch von der neuen Straße keine Notiz genommen, was mit Sicherheit auf die politischen Großereignisse zurückzuführen ist, besagtes Kaisermanöver mit dem Besuch Wilhelms II. in Hannover und Linden, die Reichstagswahlen und Bismarcks Tod. Zudem geschieht nicht viel in der Beethovenstraße, deren Name erstmalig am 21. Dezember 1898 im *Hannoverschen Anzeiger* erwähnt wird. In einem Sitzungsbericht der städtischen Kollegien in Linden heißt es unter anderem:

Sodann wurden einige neue Straßen den einzelnen Bürgervorsteher-Wahlbezirken zugeteilt und zwar die Beethoven-, Marienwerder- und Pestalozzistraße dem zweiten und die Nedderfeldstraße dem ersten Bezirk.

Mehr als diese amtliche Mitteilung ist 1898 aus den Presseorganen nicht zu erfahren. Sicher ist jedoch, daß dieses Jahr die Geburtsstunde der Beethovenstraße war, in der sie ihren Namen erhielt.

Eine Handzeichnung des Königlichen Katasteramtes vom 16. Mai 1899 (auf S. 80) zeigt, daß fast alle Grundstücke der Beethovenstraße auf dem ehemaligen Lampeschen Grundstück dem Senator Niemeyer gehören.

Die Vermessung der Grundstücke erfolgt am 17. März und am 18. April 1898 durch die Firma Klapproth und Voges. Der zweite Termin wurde nach Aktenunterlagen des Magistrats erforderlich, da der Zugang zu bestimmten Grundstücksteilen beim ersten Termin wegen dort gelagerter Baumaterialien nicht möglich war.

Die Reihenfolge der Bebauung der Grundstücke ergibt sich aus der Grafik auf Seite 81.

Aufschlußreich für die Gesamtentwicklung sind sicher noch folgende Zahlen zur Bevölkerung: Linden, dieses sich vom Bauerndorf zur Industriestadt emanzipierende Gemeinwesen, verzeichnet im Jahr 1875 rund 21000 Einwohner. Über 25570 im Jahr 1885 erreicht es 1895 die Zahl 35851, was eine Steigerung von 40,2 % in 10 Jahren ausmacht. 1898, dem Geburtsjahr der Beethovenstraße, wird die Einwohnerzahl am 16.12. 45986 betragen, davon 62,5 %, unter 14 Jahre, wobei die Zahl der Knaben mit 14365 die Zahl der Mädchen mit 14364 nur um eine übertreffen wird.

Es bleibt weiteren Forschungen überlassen, mehr herauszufinden. Die in keinem Archiv gefundene *Lindener Zeitung* hätte sicherlich vieles aus nächster Sicht zu berichten, auch der sozialdemokratische *Volkswille* verdient ein eingehendes Studium. Vielleicht findet sich auch noch weiteres Material in privaten Schubladen und Mappen. Bestimmt wird man dann noch viele der im Raum stehenden und unbeantworteten Fragen klären können. Das Hauptziel aber konnte mit dem hier vorliegenden Artikel wohl erreicht werden.

Gebr. Niemeyer

Dampf- Kornbranntwein - Brennerei.

Linden-Hannover, den 17. Januar 1898
Falkenstrasse 43.

An
dem Magistrat der Stadt Linden,
Hannover.

Dem verehrlichen Magistrat wies ich
auf an, das mit meinem Grundstück
befundene Grundstück zur
mit Mitteln der Stadt für meine
sachliche zu lassen und mir zu
steht in der Befreiung der
von mir vereinbarten
zusammenfassend
beziehen.

Gebr. Niemeyer

Angebot von Senator Niemeyer zur Übernahme der Straßenkosten

Kreis Sindeln Stadt
 Stadt bezirk Sindeln

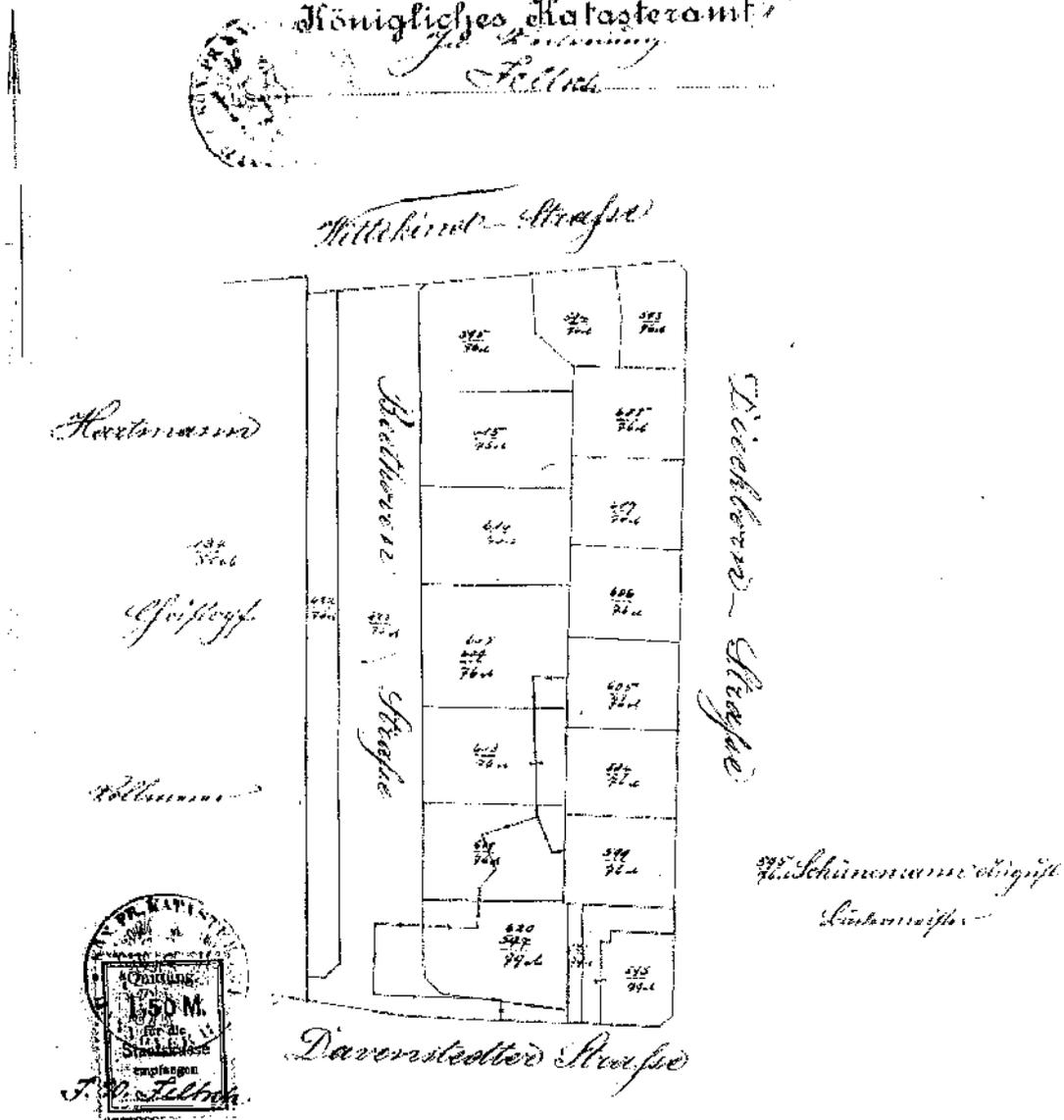
Handzeichnung

von Sindeln in der Grundsteuerkatasterrolle auf Artikel Nr. 1476, im Grundbuche Band 111, Blatt 1252, Artikel 1111, eingetragenen Liegenschaften des Christian Niemeyer aufgenommen worden sollen.

Ausgefertigt aus den vorläufigen Fortschreibungsverhandlungen auf Ansuchen der Stadtgemeinde Sindeln zum Zwecke des Antrags auf Berücksichtigung des Grundbuchs. Die endgültige Fortschreibung auf den neuen Eigentümern in den Grundsteuerkatastern wird erst nach erfolgter Berücksichtigung des Grundbuchs bewirkt werden.

Sindeln den 14 ten Oktober 1899

Königliches Katasteramt
 J. P. Reichmeyer
 K. Kellner

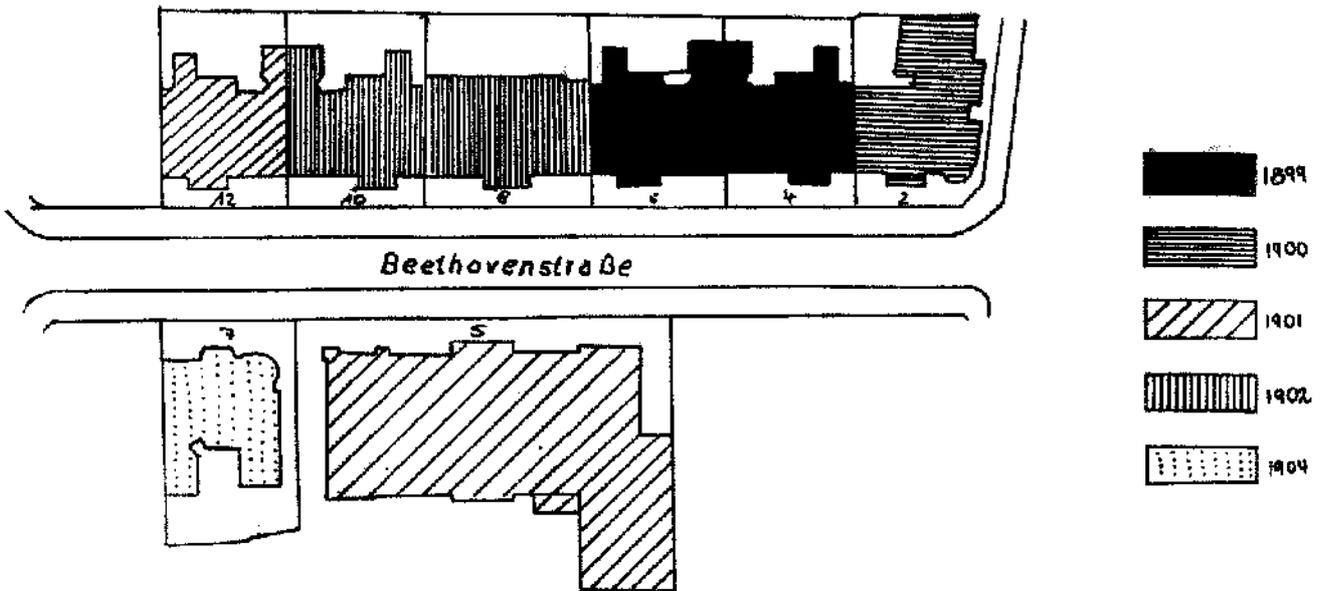
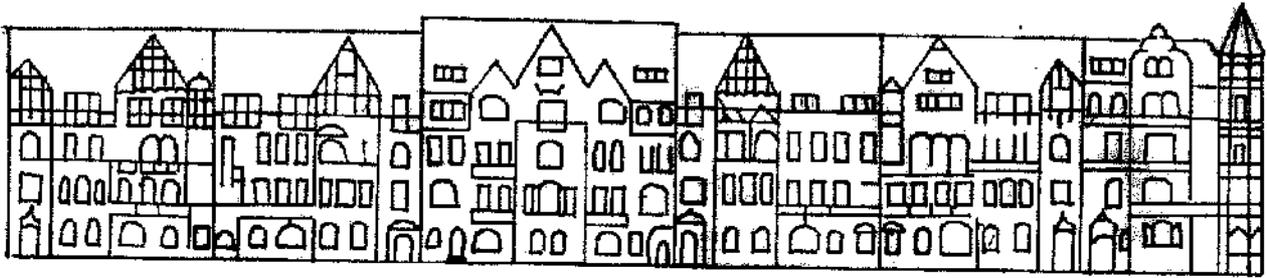


Kartenblatt (Blau) 5
 Angefahres Kataster 11-11000
 Katasterumgebung V. Strafe 11. zu 3 20

Christian Niemeyer Christiane Senator
Christiane
Christiane
Christiane

Formular Nr. 51, halbe Bogen.

Dieses Blatt des königlichen Katasteramtes von 1899 zeigt, daß fast alle Grundstücke entlang der Beethovenstraße Senator Christian Niemeyer gehören.



Hausnummer	Baujahr	Erste Eigentümer (Grundbucheintragung)
2	1900	Krack, Carl / Architekt (7. 8. 1900)
4	1899	Niemeyer, Chn. / Senator
6	1899	Basse, Elisabeth u. Pauline (14. 10. 1899)
8	1902	Hoffmeier / Maurermeister (1906 von Niemeyer gekauft)
10	1902	Mehrmann, Marie (26. 2. 1911)
12	1901	Jatho, Wilh. / Pastor (20. 5. 1902)
5	1901	Magistrat Linden (Humbodtschule)
7	1904	Berneburg, Georg / Steinsetzmeister und Steinbruchbesitzer

Reihenfolge der Bebauung in der Beethovenstraße

Die Suche nach dem Vater der Beethovenstraße

Beschäftigt man sich mit den Ursprüngen der Beethovenstraße, stößt man sehr bald auf den Namen Niemeyer: vgl. den vorigen Beitrag von Busch und Franke.

Niemeyer reicht die Planung als Eigentümer der entsprechenden Grundstücke und künftiger Bauherr ein. Sein Name weist ihn als Angehörigen einer der alten Bauernfamilien aus, die schon das kleine Dorf Linden bewohnten, sozusagen zur Ausstattung des Adelssitzes gehörten und erst seit kurzem überhaupt freie Eigentümer des von ihnen bewirtschafteten Landes sind. Die explosionsartige Industrialisierung Lindens hat sie in die moderne Welt katapultiert, und sie lernten schnell, ihren Nutzen daraus zu schlagen: teils verkauften sie Grund und Boden zu einem Vielfachen des Preises, den sie dem Baron von Alten als Ablösung hatten zahlen müssen, teils nahmen sie die Sache selber in die Hand, legten auf ihren Feldern Straßen an, bauten auf möglichst kleiner Fläche möglichst große Häuser mit möglichst vielen Wohnungen, die sie dann an Arbeiterfamilien vermieteten (vgl. Buschmann: Literaturverzeichnis). Niemeyer allerdings nutzt nicht den eigenen landwirtschaftlichen Besitz, er hat kurz zuvor dem Bauern Lampe dessen Haus und Land abgekauft. Ein besonders finanzkräftiger und weitsichtiger Spekulant, der zudem seinen kommunalpolitischen Einfluß ausnutzt?

Studiert man das Grundbuch für die Zeit, als die Straße bebaut ist und die - einheitlich geplanten - Häuser einzeln an private Investoren verkauft sind, stößt man wieder auf Niemeyer, und zwar als zweifachen Eigentümer. In eine der Wohnungen zieht laut Adreßbuch 1905 ein Christian Niemeyer ein. Dieser Christian ist Sohn des Senators, der diese Straße also auch für die eigene Familie gebaut hat. Und seine Interessen gehen weiter. Die Gründungsfestschrift der Humboldtschule weist die privaten Stiftungen aus, die Ausstattung und Ausgestaltung der Schule mitermöglicht haben. Die Liste ist nicht lang, und gleich springt ins Auge: "Senator Christian Niemeyer". Er wird den Schmuck der Aula mit sinnigen Bildfenstern unterstützen und hat schon eine Bibliothek gestiftet. Woher er das viele Geld hat (falls die Grundstücksgeschäfte nicht gereicht haben sollten), weiß wiederum das Adreßbuch: er ist Brennereibesitzer.

Bis dahin war ich nicht hellhörig geworden. Das wurde ich erst, als mir erzählt wurde, das so überaus romantische Haus mit den Treppengiebeln, Erkerchen, Gewölben, dem Turm mit eindrucksvollem Delphin auf dem Dach, das der Beethovenstraße gegenüberliegt und gewissermaßen ihre Stirnseite bildet, sei früher eine Privatschule und davor eine Schnapsbrennerei gewesen. Über dieses Haus heißt es in der "Niedersächsischen Denkmalkartei:

In dieser Form für Linden einmaliges Gebäude von hohem Erinnerungs- und Orientierungswert.

Interessant aber auch im Vergleich zu den 10 Jahre später entstandenen Bauten in der Beethovenstraße, die sich in der Formensprache an Bauten wie diesem orientieren, jedoch weniger historisierende Tendenzen zeigen. Das Gebäude ist deshalb auch - was die pädagogisch/didaktische Komponente seiner Erscheinung anbelangt - dem Ensemble "Beethovenstraße" zuzurechnen.

Die räumliche Trennung durch die stark befahrene Davenstedter Straße lockert die unzweifelhaften formhistorischen Beziehungen.

Schnapsbrennerei? Da konnte mir Herr Lampe weiterhelfen, ein Nachkomme der alten Lindener Bauernfamilie, Verwandter jenes Carl Lampe, dem Niemeyer Haus und Hof abgekauft hatte, ein großer Ahnenforscher und Kenner der Lokalgeschichte: Ja, direkt gegenüber der späteren Beethovenstraße hatte der Niemeyersche Hof gelegen, erst eher klein, ein Halbmeierhof, dann dank Schnapsbrennerei über den ganzen heutigen Häuserblock ausgedehnt; die Brennerei selbst habe freilich im Innern gelegen und sei auch noch mit einem kleinen Hinterhofgebäude erhalten; vorne habe Niemeyer eine Gastwirtschaft betrieben, in der er seinen Schnaps selbst ausgeschenkt habe, das große Haus an der Straßenfront sei Wohnhaus gewesen. Niemeyer habe es passend zu seinem Schnaps gebaut, der "Château Niemeyer" (also "Schloß Niemeyer") geheißen habe. Das Haus sei häßlich, protzig, passe nicht nach Linden, habe dem Erbauer auch Spott eingetragen. Im übrigen müsse dieser Niemeyer ein hochfahrender, zweifelhafter Charakter geesen, und bei dem Grundstücksgeschäft sei es vielleicht nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen - nicht umsonst seien die Lampes aus Linden



Auf diesem frühen Bild der Beethovenstraße, das einen vollständigen Durchblick gewährt, kann man sehr schön erkennen, wie sie auf das oben besprochene Niemeyer-Haus zuläuft und mit diesem harmoniert. Bürgersteig und Vorgärten der linken Seite laufen auf das ältere, von Julia Sellmann vorgestellte Haus zu, von dem ebenfalls gleich die Rede sein wird.

verschwunden. Nachkommen Niemeyers seien ihm nicht bekannt, aber ich solle mal auf den Friedhof gehen!



Nachkommen habe ich dann auch nicht gefunden - von den zahllosen Niemeyers im Hannoverschen Telefonbuch, die in Linden wohnen, erwies keiner sich als verwandt. Auf dem Lindener Bergfriedhof erlebte ich dann aber eine Überraschung, die mir endgültig die Ruhe raubte: das Grabmal von "Christian Niemeyer, Senator" liegt an sehr prominenter Stelle (kurz oberhalb des von Gundelach geschaffenen Engel-Brunnens) und sticht durch eine stark aus dem Rahmen fallende Gestaltung hervor: Über eine im Jugendstil sehr ästhetisch beschriftete Grabplatte, in die ein Medaillon mit dem markanten, in die Nähe Bismarcks (sogar Alexanders des Großen auf hellenistischen Münzen: der himmelnde Blick!) stilisierten Reliefporträt des Verstorbenen eingelassen ist, lehnt sich die vollplastische Marmorfigur einer trauernden weiblichen Gestalt.

Wer seiner so anspruchsvoll gedenken läßt, ein prunkendes Bürgerhaus baut, das als Schloßchen wahrgenommen werden möchte, wer das Produkt seiner bäuerlichen Industrie, einen Schnaps, in den Adelsstand erhebt, im Rat der Stadt ein wichtiges, Macht und Status verleihendes Amt ausübt und sich gegen Ende seines Lebens noch als Mäzen eines Gymnasiums hervortut, war nicht einfach ein bauernschlauer Spekulant. Er mußte, so wurde mir klar, sehr viel mehr mit der Beethovenstraße zu tun haben, als bisher anzunehmen war: damit, daß sie so heißt, daß sie auf dieses für Linden neue, eigentlich kaum zu erwartende Publikum gemünzt war, daß sie



architektonisch so hochfliegend gestaltet ist, daß die Schule dorthin kam...!

Vor dem Grab steckte ein Schildchen im Boden, das die Anghörigen aufforderte, sich zu melden. Es war eigentlich unlogisch, aber ich habe einem spontanen Impuls nachgegeben und meinerseits das Friedhofsamt angerufen. Wie zu erwarten war: Angehörige eben nicht bekannt. Aber da stecke ein leerer Briefumschlag mit der Adresse einer Braunschweiger Firma in der Akte!

Nachdem Datenschutzprobleme gelöst waren, rief ich bei dieser Firma an. Kein Anschluß unter dieser Nummer. Die D-Info-Scheibe sagte mir aber, daß es unter gleicher Adresse noch einen Privatanschluß gebe. Als abgehoben wurde, meldete sich ein irritierter älterer Herr: wieso ich ihn erreiche, er wohne doch längst in Lübeck, habe doch nur mal kurz sein altes Haus aufgesucht, in dem er noch ein Zimmer habe. Und dann kam es. Christian Niemeyer? "Das war mein Großvater"; der Senator? "Nein, das war mein Urgroßvater!" Wir erforschten die *Beethovenstraße*? Dann wüßten wir wohl schon, warum die so heiße? - Nein. - "Mein Urgroßvater war ein ganz großer Beethovenverehrer; und ein sehr begabter Pianist, nicht gerade Konzertpianist, aber weit über den normalen Rahmen hinaus!"

Da hatten wir also schonmal dies: Nach vorausgegangen Mühen für mich und meine Mitstreiter in der Schule eine Sensation: in der Projektwoche hatten wir vergeblich nach den alten Lindener Ratsakten gefahndet, um herauszufinden, wie es zu dieser aus dem Rahmen fallenden Namensgebung gekommen war, eine Schülerin hatte schon in den Lokalzeitungen von 1898 gewählt...

Aber Herr Zeumer hatte noch mehr zu bieten: vor ihm an der Wand hänge das Hochzeitsbild seiner Großeltern - in einer Kutsche vor dem Haus in der Beethovenstraße, kurz nach 1900. Übrigens sei der Großvater ein sehr schneidiger, feiner Mann gewesen. Habe in Adelskreisen verkehrt, im roten Rock: der einzige Bürgerliche im Hannoverschen, der zu den kaiserlichen Jagden geladen gewesen sei. Ja, und dabei habe er das ganze väterliche Vermögen verloren, was der Grund sei, daß es keine Verbindung der Familie mit Linden mehr gebe, obwohl man z.B. mit Sprengels eng befreundet gewesen sei. Christian Niemeyer habe nämlich für seine adligen Jagdgenossen Bürgschaften geleistet, und was dabei herauskomme, das wisse man ja! Er selbst und seine Schwester seien übrigens die letzten noch lebenden Nachkommen.

Das Weitere ist schnell erzählt. Herr Lampe hatte inzwischen mit anderen alten Lindenern über Niemeyer gesprochen und den Eindruck bestätigt gefunden, daß dieser wohl Flausen im Kopf gehabt, sich "was Besseres" gedünkt, wohl auch einseitig gute Geschäfte gemacht und sich so von den konservativeren Lindenern abgesetzt habe. Ein anderer älterer Herr erzählte eine Geschichte vom geschäftstüchtigen Lindener Immobilienkönig Dunkelberg (nach dem der "Gang" benannt ist): wie der seinen Gasthauspächter mit der Festlegung des Pachtzinses hinhielt, bis dieser nicht mehr zurückkam, die Einnahmen aber für den Moment so hoch geklettert waren, wie der schlaue Dunkelberg sich das ausgerechnet hatte: "Bescheißen", das hätten sie gekonnt, die alten Lindener, die den anderen ein Stück voraus gewesen seien, das sei typisch gewesen.

Ob das so stimmt und ob der Handel zwischen Niemeyer und dem Bauern Lampe nach solchem Muster abgelaufen ist, wissen wir nicht und können auch nicht abschätzen, ob das von Lampe-Nachkommen überlieferte Bild Niemeyers verbreitet war oder gar gerecht ist. Was man ahnt und den wahren Kern solchen Hörensagens

ausmachen könnte, ist das, wovon dieses Hörensagen selbst gefärbt ist: einer vielleicht für Linden typischen bäuerlich-bürgerlichen Mentalität in der Umbruchszeit zwischen Alter Welt und Moderne, in der die einen früher als die andern lernen, sich Kapitalismus und Marktmechanismen anzueignen, - und wo sozialgeschichtlich neue Konflikte und Stigmatisierungen entstehen.

Weitere Auskünfte gab die wissenschaftliche Literatur (Buschmann, Schmiechen-Ackermann, Kruse: s. Lit.verz.). Nach ihr besteht die Brennerei des Bauern Niemeyer seit Ausgang des 18. Jahrhunderts, sie ist demnach einer der ersten (vor-) industriellen Betriebe in Linden. Sie muß erfolgreich gewesen sein, denn schon Mitte des 19. Jahrhunderts betreibt die Brennerei Niemeyer als eine der ersten Firmen eine Dampfmaschine. Das hängt insofern mit dem industriellen Aufstieg Lindens zusammen, als der Schnaps zum "Getränk" und die Kneipe das "Freizeitvergnügen" der durch übermäßige Belastung, soziale Entwurzelung und deprimierende Wohnverhältnisse ausgelaugten Fabrikarbeiter wurde. Früh schon machen die Niemeyers nicht nur Geld, sondern auch Kommunalpolitik: schon der Großvater des Senators ist Bauermeister von Alt-Linden, der Vater gar der letzte Gemeindevorsteher, bevor Linden 1885 Stadt wird.

Der Stoff für einen Familienroman!

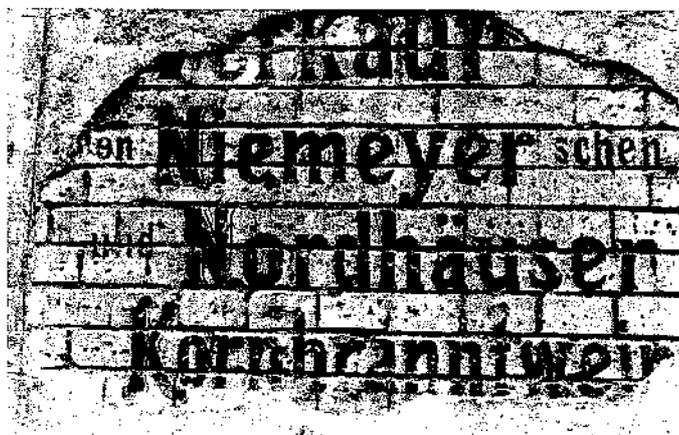
Ich will versuchen, die Sache auf den Punkt zu bringen: Was bedeutet es, daß hinter der Beethovenstraße eine zapackend gestaltende Persönlichkeit samt ihrer Familiengeschichte steckt, und welchen Gewinn verspricht die mit einer solchen Sichtweise eingenommene Perspektive, wenn man den besonderen Charakter dieser Straße und durch sie hindurch den historischen Prozeß besser verstehen will?

Gewiß wäre auch ohne Niemeyer der Bauernhof Lampe verschwunden, wären edlere Straßen und eine zweite höhere Schule in Linden gebaut worden (vgl. Busch im letzten Kapitel dieses Buches), aber an dieser Stelle und zu diesem Zeitpunkt? Ohne Niemeyer hätte vielleicht Lampe, der mit dem Bau von Straßen und Häusern auf



Dies ist das Haus, das sich Lampe direkt neben seinen Hof gebaut hatte (vgl. Abb. 2 und 3), dahinter die "Rückseite" der Beethoven-, die nach der für das Dorf Linden wichtigen Quelle so genannte Dieckbornstraße, deren Bebauung noch an die der Konkordiastraße erinnert. Man darf annehmen, daß "unsere", dann sicher auch einen anderen Namen tragende, Straße ziemlich genau so geworden wäre, hätte Lampe sie gebaut. Links beginnt mit dem Haus des Architekten Krack, das Niemeyers Beethovenstraße eröffnet, eine andere Welt!

eigenem Grund und Boden Erfahrung hatte (vgl. wieder Buschmann und im vorliegenden Buch die Abbildungen 2 und 3 sowie den Beitrag von Max Heinz Lampe), die passende, mit eigenen Namen gar nicht benötigende Fortsetzung der Konkordiastraße gebaut (vgl. Einleitung zu dem Kapitel "Ein Jahrhundert-Ensemble", S. 17). Auch dürfte es unabhängig von Niemeyer das kommunale Bestreben gegeben haben, bessere Herrschaften nach Linden zu locken (es gibt keinen Hinweis, daß es etwa auf ihn als Senator entscheidend zurückginge, auch wenn das denkbar ist), und so kann man nicht ganz ausschließen, daß auch Lampe entsprechende Vorgaben gemacht worden wären. Es spricht aber vieles dagegen: die Lage zwischen den teils sehr eng (Rückseite der Dieckbornstraße!) benachbarten Kleine-Leute-Straßen und die direkte Nachbarschaft einer - übrigens stets die Umwelt belastenden, schlimmer als eine Brauerei stinkenden! - Schnapsbrennerei. Wahrscheinlicher ist, daß Niemeyer die Beethovenstraße so haben wollte, wie sie geworden ist: wohlhabend, vornehm, repräsentativ, im Baustil weniger modern (der eher versteckte Jugendstil) als restaurativ, wie sein Château nostalgisch an vergangene herrschaftliche Zeiten erinnernd. Daß sein Sohn das Haus bezieht, welches das Mittelstück einer symmetrischen Gesamtkomposition bildet und mit dem



Sieben freigelegt: eine Branntwein-Verkaufsstelle in Linden, und zwar im „tiefsten“ roten Linden-Nord, in der Stärkestraße, wo dicht an den Fabriken des Ihme-Ufers große Arbeiterquartiere angelegt worden waren. Interessant auch, daß heutige Hausbesitzer einen solchen Fund offenbar erhaltenswert finden: es sieht nicht so aus, als sollte diese Beschriftung überputzt werden!

Beethovenkopf verziert ist (vgl. Abb. 6 sowie das Bild auf der nächsten Seite), läßt einen noch weitergehenden Einfluß möglich erscheinen.

Jedenfalls wird beispielhaft deutlich, daß der geschichtliche Prozeß immer auch durch das Nadelöhr persönlichen Handelns hindurch muß und daß allgemeine Tendenzen dabei sehr besondere, individuelle, aber auch für einen bestimmten Ort mit seinen eigenen Traditionen eigentümliche Formen annehmen.

Gewiß kann man sagen, daß die Beethovenstraße ein Produkt der Industrialisierung sei - durch Niemeyer erfahren wir, daß sie dies auch vermittels des Schnapses ist, den ansässige Landwirte aus ihrem Korn herstellen konnten und in dem die überlasteten Industriearbeiter ihre Frustration ertränkten.

Man kann auch sagen, daß die Beethovenstraße eine bürgerliche Straße sei - Niemeyer zeigt uns, wie die damit angesprochene Verknüpfung im Einzelfall funktionieren konnte: Da wird ein Bauer früh dadurch reich, daß er in ein Gewerbe einsteigt (18. Jahrhundert), Sohn und Enkel (Mitte 19. Jahrhundert) nutzen dies, um auch Macht und Einfluß zu gewinnen sowie um kulturell und in ihrem Status aufzusteigen (der eine läßt sich zum Bauermeister wählen, der andere gar zum Ortsvorsteher, also einer Art Bürgermeister, und stellt einen Klavierlehrer an), der nächste Nachkomme wiederum setzt diese Traditionen fort, wird Senator, setzt im Stadt gewordenen Dorf einen sehr bemerkenswerten Akzent, ehrt seinen Lieblingskomponisten, sponsort das Gymnasium, dem er mit "seiner" Straße zuvor den Grund gelegt hat... Und auch dazu, daß man die Beethovenstraße "feudal" nennen kann, läßt sich aus der Perspektive Niemeyer zusätzlich Interessantes, Konkretisierendes beisteuern: Sicher, es ist typisch für das deutsche Besitzbürgertum, daß es sich gegen Ende des Jahrhunderts zunehmend am gesellschaftlich nach wie vor führenden Adel orientiert - aber interessant ist doch, wie das in Linden vor sich ging, ja, wie sich hier etwas doch auch durchaus Eigenes ausprägt: In Linden war der Feudalismus durch den Hannoveraner Hof mit seinem Lindener Küchengarten, mehr noch durch die Grafen Platen und die Barone von Alten mit ihren Gutsbetrieben immer hautnah präsent gewesen; im Zuge der Agrarreform waren die Lindener Bauern nicht nur frei geworden, sie bildeten alsbald, da

die Masse der Bewohner inzwischen grundbesitzlose Arbeiter waren, die darum auch kein Bürgerrecht besaßen, mit den ansässigen Fabrikanten und ihrem ehemaligen adligen Herrn zusammen eine herrschende Schicht, eine teilweise sehr reiche Dorf-, dann Stadtaristokratie; da wird es verständlich, daß ein besonders Erfolgreicher ungeachtet aller "bürgerlichen" Tendenzen sich doch auch sein Schlößchen baut und den Sohn zwischen den besseren Herrschaften wohnen sehen möchte; daß dieser Sohn den Kontakt nach "ganz oben" durch das mit dem Adelsprivileg verbundene Jagdvergnügen sucht (man muß sich diesen Sohn unbedingt anschauen: Abbildungen 6 und 7!); und es "paßt" (so traurig es gewesen sein mag), daß dieser Sohn sich eben damit dann überhebt, alles verspielt - und am Ende nur noch ein von niemandem mehr recht verständener Straßennamen (die sehr zentral im alten Dorfkern Marktplatz und Kirche verbindende Niemeyerstraße) und ein einsamer Grabstein an die Neimeyers in Linden erinnert.

P.S. Als ich diesen Text schrieb, waren mir die Forschungen von Gert Busch und Dietmar Franke noch nicht im einzelnen bekannt. Umso mehr freue ich mich, dort lesen zu können, daß Lampe tatsächlich die Straße selber bauen wollte usw., vor allem aber, meine entscheidende These bestätigt zu finden: daß die Beethovenstraße in dem Sinne einen "Vater" hat, als ein einzelner aus seiner besonderen Interessenlage heraus und gemäß seinen Vorlieben hier etwas auf die Beine gestellt hat, was ohne ihn so nicht zustande gekommen wäre: Als Niemeyer das Straßenprojekt an sich zieht, hat dieses noch nicht diesen Namen, und sofort revidiert er die ursprüngliche, am damals für Linden Typischen orientierte Vorstellung Lampes entscheidend, indem er die Breite um die Hälfte heraufsetzt und Vorgärten einplant; jetzt erst, durch ihn, wird der großbürgerlich-"herrschaftliche" Charakter der Straße möglich! Jetzt erst taucht auch der Name auf. Leider wissen wir nicht, auf welche Weise Niemeyer interveniert hat: ob er seine Stellung als Senator benutzt hat, um Lampe zu stoppen, oder hat sein größerer Reichtum den Ausschlag gegeben? Damit, daß Busch und Franke im übrigen andere Akzente setzen, indem sie stark das opportunistische Spekulantentum Niemeyers betonen, habe ich kein Problem. Es soll in diesem Buch nicht darum gehen, "die richtige" oder auch nur eine "ausgewogene" Sicht festzuschreiben, wichtig ist, die Vielfalt der Aspekte sichtbar werden zu lassen. Die endgültige Abwägung, das abschließende Urteil steht uns nicht zu - es erscheint mir auch herzlich uninteressant.

Juni 98, H.A.



Dieses Bild der Beethovenstraße, das noch etwas früher ist als das auf S. 83 gezeigte, illustriert auf noch frappantere Weise den Zuschnitt auf ihren Gründer: die Straßenmitte läuft exakt auf die Balustrade zwischen seinen beiden Häusern zu - also auf seinen "Balkon"! Vgl. das obere Bild auf S. 16, die Abb. 11 und die eingangs zu Kapitel A angestellten Überlegungen zum "Kommunikations-Raum Straße"!



Abb. 1

Das früheste Foto der Beethovenstraße. Das Kopfsteinpflaster, gelegt durch die später hier ansässige Firma Berneburg, ist bis heute erhalten. Auch die Kanalisation ist schon fertig, als Beleuchtung sind Gaslaternen installiert. Die Ulmen sind als schon recht große Bäume frisch gepflanzt, wohl um frühzeitig den erwünschten Eindruck eines Garten-Raumes zu erzielen. Im Vordergrund die Straßenbahnachsen. Ein störender Masten scheint links wegetuschiert zu sein. Die beim damaligen Stand der Fotografie noch nötige lange Belichtungszeit hat die Figur neben dem Straßenschild, die sich gerade bückt oder weglücht, um ihren Oberkörper gebracht. Im Hintergrund, ganz kurz vor dem Abriss, der Hof des Bauern Hartmann, rechts unten die noch unfertige, so aber noch erhaltene Umzäunung des Grundstücks Krach, auf dem man, direkt unter / hinter dem Gitter, lose Ziegelsteine erkennen kann: Haus Nr. 2 ist als drittes Gebäude gerade im Bau, wir schreiben das Jahr 1900. Nach dem charakteristischen Schatten, den das "Château" genannte Wohnhaus des Beethovenstraßen-Gründers Niemeyer in der Davenstedter Straße wirft, sowie der Belaubung zu urteilen, ist es Frühjahr, später Vormittag.

Das Foto brachte Herr Max Heinz Lampe, Nachfahre der Lindener Bauernfamilie Lampe und Mitautor dieses Buches, zur Projektwoche mit in die Schule (vgl. vorletzte Abbildung) und sorgte damit für eine Sensation.

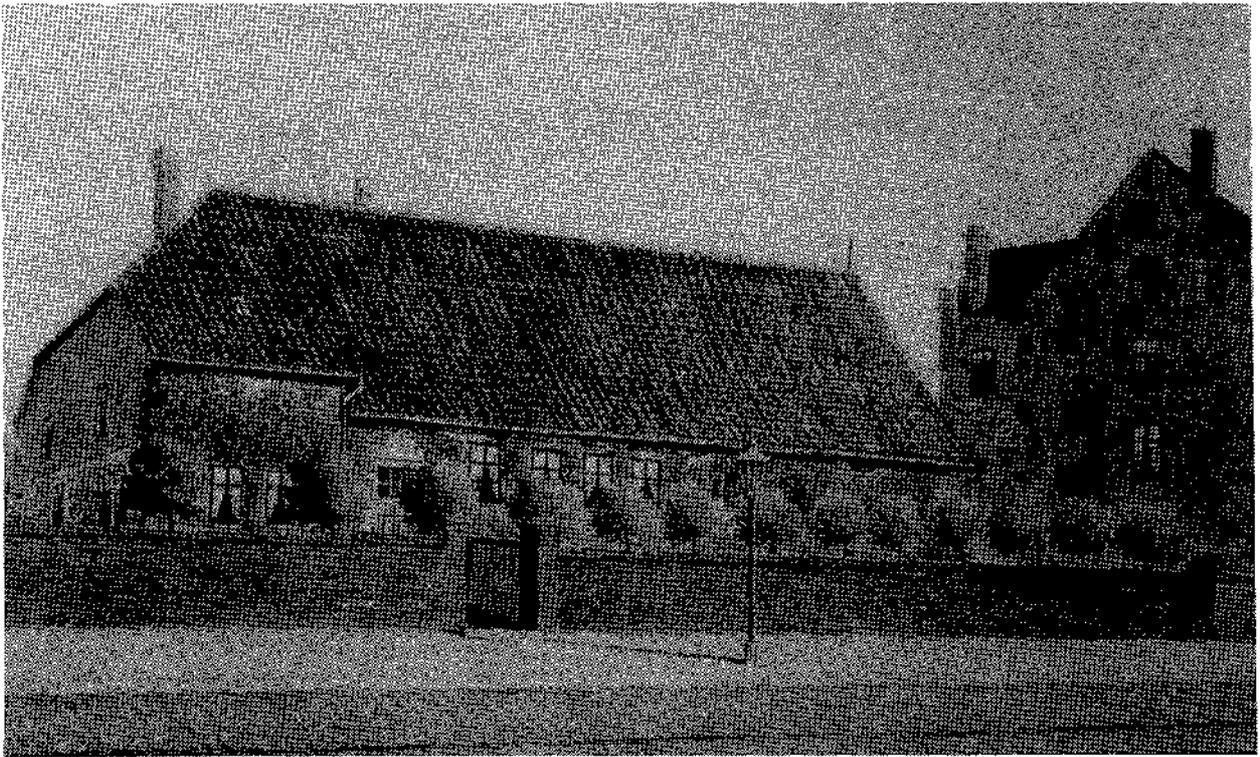


Abb. 2

Ganz kurz vor dem Bau der Beethovenstraße: der Hof des Halbmeiers Carl Lampe, auf dem dann von Krack bebauten Grundstück. Im Hintergrund das Haus, das er sich zuvor in der Diechbornstraße aus Grundstückserlösen gebaut hat (vgl. auch den Artikel von Max Heinz Lampe). Es steht noch heute am "Pariser Platz" (zu diesem Namen und dem Zusammenhang mit Lampe vgl. den Beitrag von Hans-Joachim Meyer in Kapitel C) und beherbergt jetzt Kinderladen und Bäckerladen.

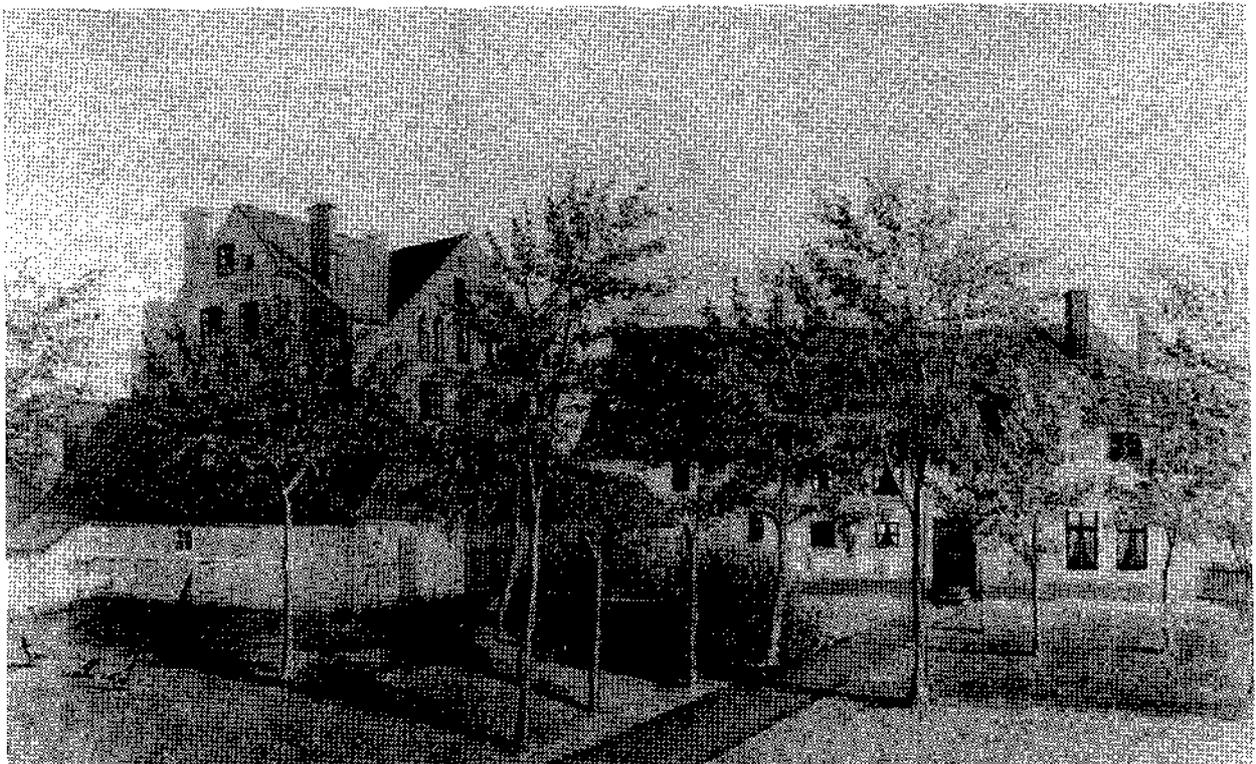


Abb. 3

Der "Gegenschuß" zum vorigen Bild: der Zeichner blickt aus dem Garten auf die Rückseite des Hauses. Wie schon beim vorigen Bild hat auch hier der Hobbykünstler die Perspektive nicht recht bewältigt, so daß man schwer realisieren kann, daß die Häuser in einer Fluchtlinie und parallel zu den Straßenbahnschienen liegen.

Die Originale beider Bilder hängen bei Herrn und Frau Lampe in der Davenstedter Straße überm Sofa.



Abb. 4
Der Struckmeyersche Hof in der Kirchstraße, also "um die Ecke"



Abb. 5
Am Lindener Berge. - Die drei rechts stehenden Häuser zeigen exemplarisch, wie gegen Ende des 19. Jahrhunderts die bäuerliche Bebauung Lindens von einer industriestädtischen überwuchert wird, wobei das dritte Haus ein sinnenfälliges Beispiel dafür ist, wie bäuerlicher Grund bis zum letzten Zentimeter für (Arbeiter-) Wohnungsbau genutzt wird. Links das berühmte "Kalkbrennerhäuschen", das Wohnhaus Johann Egestorfs, eine Brunnenstube des Lindener Industrie-Aufschwungs, von der man schon 30 Jahre später kaum noch glauben mag, daß sie dem Bau der Integrierten Gesamtschule weichen mußte.



Abb. 6

1906: Das Hochzeitsbild des jungen Niemeyer und seiner - erstaunlich "modern", ja "emanzipiert" gekleideten - Frau vor dem vom Vater erworbenen Haus Nr. 8. Man wohnt parterre, im Hintergrund also die Fenster des eigenen Salons; rechts über dem Eingang das Porträt von Vaters Lieblingskomponist, nach dem er die Straße benannt hat, davor Personal. Das Pferd scheint ein Vollblüter zu sein, zu kutschieren versteht der Herr selbst, wie Körper-, Arm- und Handhaltung verraten. Das Foto stellte für uns eine weitere Sensation dar.



Abb. 7

Der junge Niemeyer "auf Ajax", einem weiteren hochedlen Pferd, das zu anspruchsvoller Dressur auf Kandare gezäumt ist. Wer so perfekt zu "sitzen" weiß, kann sich im Kreis hochherrschaftlicher Jagdgenossen sehen lassen: vgl. den Artikel "Auf der Suche nach dem Vater der Beethovenstraße". Für beide Bilder dieser Seite schulden wir den Urenkeln bzw. Enkeln, Herrn und Frau Zeumer, herzlichen Dank.

Unter Kaiser und Republik



Ergänzend zu den vorigen Kapiteln bringt das folgende solche Beiträge, die zeigen, wie man zur Kaiserzeit und während der Weimarer Republik in der Beethovenstraße und in ihrem Umfeld lebte und dachte. Einiges hierzu ist schon vorweggenommen, so im "Entstehungs"-Artikel von Busch und Franke, so in den Aufsätzen über Historismus, über den Jugendstil in Nr. 7, über das Figurenprogramm der Humboldtschule sowie im Vorspann zu "Ein Jahrhundert-Ensemble", auch sei auf die beiden zuletzt wiedergegebenen Fotos verwiesen. Einschlägiges findet sich auch im Schlußkapitel, so ganz besonders in den autobiographischen Zeugnissen des jüdischen Humboldtschülers Hans J. Lehmann und seines Direktors Leo Wolf sowie im Abriß der Schulgeschichte. Der Schwerpunkt des Folgenden liegt außer auf dem Fotomaterial, das uns aus den Familienalben großzügig zur Verfügung gestellt und mit Erläuterungen versehen wurde, auf dem Gymnasium. Hier stand uns mit dem, was ein Leistungskurs Geschichte vor Jahren in der heutigen Humboldtschule zusammengetragen hat, eine gar nicht hoch genug zu rühmende Vorarbeit zur Verfügung: eine wohlstrukturierte, kenntnisreich und mit Takt kommentierte Auswahl aus den reichhaltigen Schulakten. Hier kommen die damaligen Schüler zu Wort und geben ihrer Gesinnung, ihren Wertsetzungen, ihren Ziele, aber auch ihrem Kummer Ausdruck. Ein besonders anrührendes, deutsche Geschichte wie ein Schlaglicht erhellendes Dokument: das Bekenntnis eines patriotisch und national-konservativ denkenden Schülers, der auf Abweisung stößt und nicht dazugehören darf, weil der Jude ist - geschrieben drei Jahre vor der nationalsozialistischen Herrschaft. Thilo Scholz, IGS-Abiturient 1998, bezieht sich mit einem Text über Antisemitismus auf dieses Material, Panos Sarigiannidis mit einer Kontrastierung dessen, was Schiller mit seinem an die Fassade der Schule gemeißelten Wort vom "teuren Vaterland" wirklich gesagt hat, mit dem, was zu Zeiten des Kaisers und der ersten deutschen Republik von Humboldtschülern daraus gemacht wurde.

Wir beginnen jedoch mit einer Kostbarkeit ganz anderer Art: Auszügen aus Briefen, in denen uns der betagte Herr Meyer in Gütersloh, alter Lindener und Humboldtschüler, vom Linden seiner Kindheit erzählt.

HA

Erinnerungen

Teil I

Menschen und Gebräuche zwischen Beethovenstraße und Martinskirche

Nach Westen wurde die Niemeyerstr. durch den idyllischen Friedhof der Martinskirche begrenzt. Hier saßen die Rentner, rauchten ihr Pfeifchen, und die Omis knüttelten. Hier befand sich auch die Familiengruft des Unternehmers Egestorf, der in der Frühzeit des 19. Jahrh. in der Hohen Str. eine Garküche unterhielt, aus der er täglich einige hunderte Essensportionen an die Armen abgab. Dieser wunderschöne und romantische Friedhof wurde 1945 leider völlig durch die Luftmine verwüstet. Man hat das Gelände verrotten lassen, es sieht dementsprechend heute danach auch aus. Am Südwestrand dieses Friedhofes zur Kirchstr. hin standen zwölf schlanke ein bis zweistöckige Fachwerkhäuser, im Volksmund die "Zwölf Apostel" genannt (vgl. das historische Foto S. 59). Wer weiß das heute noch? Wahrscheinlich wohnte ursprünglich in diesen Häusern das Dienstpersonal des Gutes; denn das Rittergut von Alten, gleich nebenan gelegen, betrieb bis kurz nach dem Krieg hier noch aktive Landwirtschaft. Dieses Rittergut verlieh dieser Gegend Lindens einen geradezu ländlichen Charakter. Oftmals lag der Duft dampfenden Kuhmistes über den Häusern. Das Gut lieferte Vorzugsmilch aus fast schon sterilen Ställen. Das Schloß, errichtet 1702 im barocken Stil, wurde 1945 durch Bomben völlig zerstört. Von der Posthornstr. aus konnte man die große Gutsgärtnerei erreichen.

Zur Niemeyerstr. wäre noch zu bemerken, daß hier an den Markttagen (Markt auf dem Marktplatz) die Bauern und Händler ihre Wagen und Pferde abgestellt haben. Wenn wir von der Schule kamen, hatten wir oftmals Schwierigkeiten an den quer auf den Bürgersteigen stehenden Pferden vorbeizukommen. Einige waren gar nicht friedlich. Kurz, dieses Linden der Vorkriegszeit war eine Idylle. Heute hat dieser Stadtteil einen völlig anderen Charakter bekommen.

Der Gutspark, der sich früher von der Niemeyerstr. bis zum Deisterplatz im englischen Parkstil hinzog, ist heute weitgehendst der Straßenführung am Deisterpl. und Lindener Berg zum Opfer gefallen. Er existiert nur noch als Rudiment. Übrigens war das Schloß ein Fachwerkbau, das verputzt war. Das war auch der Grund, warum es am 25. März 1945 bis auf die Grundmauern ausbrannte.

Der Lindener Berg

2. Auf dem Lindener Berg stand neben dem Wasserwerk eine alte Windmühle, die sich noch drehte. Sie ist völlig zerstört. An ihrer Stelle steht m. W. jetzt ein Lokal. 1941/42 war in dieser Mühle vorübergehend ein Gefangenenlager für Russen untergebracht. Gleich hinter der Mühle, heute noch als klägliches Rudiment vorhanden, befand sich ein aufgeworfener Erdhügel als Rodelabfahrtstisch für die Lindener Jugend. Von hier rodelten wir an der Gartenkolonie entlang bis runter zur Bornumer Str. (früher Hamelner Chaussee). Hier war eine Schanze aufgeworfen, auf die hoch hinauf gefahren wurde. Auf dem Abfahrtstisch regelten städtische Ordner das Gedrängel der Jugend. Ab 20.00 Uhr war die Bahn für "Bobfahrer" frei gegeben. Warum hat die Stadt diese

hervorragende Rodelbahn so verkommen lassen? Ganz Hannover hat uns Lindener um diese Bahn beneidet.

Hanomag

Auf dem Gelände der heutigen Fabrik an der Göttinger Str. in Richtung Bahnhof (Fischerhof) befand sich bis 1935/36 eine Siedlung, die den Namen Rumänien trug. Ab 1936/37 fiel sie der Erweiterung der Hanomag zum Opfer. Anfangs des Krieges stellte auch die Hanomag auf Rüstung um. Bis 1939 stellte sie landwirtschaftliche Maschinen und Personenkraftwagen her, und zwar drei Typen: Kurier, Rekord und Sturm. Letzterer war eine viertürige Limousine, der Star unter den Typen. In den 20iger Jahren war der Zweitakter, das Kommißbrot, ein begehrtes Fahrzeug. Auf Wunsch wurden die Räder mit Holzspeichen geliefert.

Das Lindener Rathaus

Das Lindener Rathaus besaß früher einen kupferplattenbezogenen Turm als Dachreiter mit 4 Turmuhren. 1943 durch Bomben zerstört. Außer der Stadtverwaltung waren hier die Stadtparkasse und der Ratskeller untergebracht.

Markt

Am Mittwoch und Sonnabend war in Linden grundsätzlich Wochenmarkt auf dem Marktplatz zu Füßen des Nachtwächters. Hier hatten nicht nur Händler, sondern auch Bauern ihre Stände aufgestellt. Man konnte alles kaufen, was man halt so für das tägliche Leben an Lebensmittel benötigte. Beim Südfruchthändler (Seifert aus der Bahnhofstr.), der übrigens der einzige war, der mit einem grünen LKW seine Waren heranbrachte, lagen die Apfelsinen pyramidenförmig exakt aufgestapelt. Hier kauften die Kleingärtner (Fössefeld, Schwarze Flagge) ihre Junghühner und Küken direkt vom Bauern ein. Lebende Hühner konnte Mutter sich für den Suppentopf aussuchen. Die Tiere wurden in unserer Anwesenheit geschlachtet und zu Haus konnte ich miterleben, wie nun ein solches Huhn mit heißem Wasser zum Rupfen vorbehandelt wurde. Ferner gab es Fisch, Butter, Käse, Fleisch an den entsprechenden Ständen zu kaufen. Die Butter wurde lose verkauft, und zwar in dicken z.T. unförmigen Klumpen aus dem hölzernen Butterfaß heraus. An solchen Tagen gab es nichts Besseres, als zu Haus ein Stück frischen Käse mit Butter und Milch (ohne Brot) zu verzehren. Ab etwa 1935 wurde der freie Butterverkauf d.h. von Losebutter, untersagt, und zwar aus verständlichen hygienischen Gründen. Obwohl: krank sind wir von der Losebutter auch nicht geworden.

Die Händler und Bauern stellten in der Niemeyerstr. u. der Hallermünder Str. beidseits am Straßenrand ihre Gespanne ab. Die Pferde von eindeichseligen Wagen waren ausgespannt und umgekehrt zum Kutscherbock ausgerichtet eingestellt. Diese Pferde hatten dadurch weniger Bewegungsfreiheit. Bei Zweiergespannen standen die "Gäule" oftmals quer über den Bürgersteig und verwehrten uns den Weg, wenn wir aus der Schule kamen. Da die Häuser der Niemeyerstr. fast durchweg Vorgärten besaßen, waren die Pferde auch gern gesehene Düngelieferanten. Für die Erbeerbeete meiner Eltern sammelte ich hin u. wieder dampfende Roßäpfel. Unter diesen Pferden hatten wir Kinder unsere

ausgesprochenen Lieblinge, die wir mit unserem nicht-verzehrten Schulbrot fütterten, es gab aber auch Beißer und Treter unter ihnen, weil sie von bösen Buben oftmals geneckt wurden.

Die Milchfrauen

Eine andere Besonderheit der Kinderzeit war die Milchversorgung der Bevölkerung. In Linden fuhr kein "Bolle" mit klingender Messingglocke durch die Straßen. Hier stellte vielmehr der Milchhändler an bestimmten Hausecken morgens in der Früh 6 bis 10 große Milchkan- nen ab, und ab etwa 08 Uhr morgens erschienen dann die "Milchfrauen" und füllten hier ihre kleineren tragba- ren Milchkan- nen voll und belieferten die Haushalte, in der Deisterstr. bis in das 5. oder 6. Stockwerk hinein. Im Sommer hatten die Milchfrauen Vollmilch, Buttermilch und süße Sahne herumzuschleppen. Es handelte sich um sehr robust gebaute Frauen (unsere hieß Frau Börtsch), die bis oben voller Witze waren, die sie bei freundlicheren Kunden immer erst los werden mußten. Waren die kleinen Kannen leer, wurden sie an den bewußten Hausecken wieder nachgefüllt. Im Grunde konnte hier jeder vorbeikommende Mensch an die Kannen heran. Aber selbst in der schlimmsten arbeitslosen Zeit ist mir nicht bekannt, daß sich jemals einer hier vergriffen hätte. Im strengen Winter 1929/30 war die Milch in den großen Depotkannen gefroren. Ich erinnere mich, daß Frau Börtsch die Kannen zu uns in die Küche an die Heizung (Zentralheizung) zum Auftauen heranwuchtete. Für mich fiel dann ein Stück gefrorene Milch zum Lutschen ab. Eine echte Attraktion damals! Da aber an die abgestell- ten Depotkannen hin und wieder herumstreuende Hunde ihr Bein hochhoben, war es nur eine Frage der Zeit, wann dieser Milchverkauf verboten wurde. Es muß um 1935/36 herum gewesen sein.

Die Post

Die Post war damals schneller als heute, da personalin- tensiver. der Briefträger kam dreimal am Tag, und zwar morgens gegen 08 Uhr, mittags gegen 12 Uhr und nachmittags gegen 17 Uhr. Zusätzlich gab es einen Geldbriefträger, der nur Geldüberweisungen austrug. Dies war ein besonderer Vertrauensposten, er wurde auch etwas besser besoldet. An besonderen Doppelfeiertagen wurde grundsätzlich am 1. Feiertag morgens Post ausgetragen.

"Bobbahn"

Sie hieß Rodelbahn, denn, wie schon mitgeteilt, durften die Bobschlitten erst ab 20 Uhr auf die Bahn. Natürlich sahen damals die Bobschlitten ganz anders aus als heute. Es waren breit ausladende Schlitten ohne Verkleidung, aber mit einem eisernen Ringumlauf um die Sitze. Gelenkt wurde mit lenkbaren Kurzkufen mittels eines kleinen Lenkrades. Wir Normalrodler bauten uns aus einem langen und einem kurzen Kleinschlitten lenkbare Untersätze zusammen. Auf den Kurzschlitten, mit dem das Gefährt gelenkt wurde, saß ein angeheuerter Knirps, und ab ging die Fahrt hinunter zu der aufgeworfenen

Schanze unter ohrenbetäubendem Geschrei. Unser "Schlachtruf" lautete "Brennholz", da wir doch einige Schlitten zu Bruch fuhren. Da mit Ausbruch des Krieges die 18- bis 20-jährigen Soldat wurden, erstarb jetzt auch automatisch der Bobschlittenbetrieb; denn Bob durfte man erst ab 18 Jahren fahren.

Volksschulzeit

Meine vier Volksschuljahre verbrachte ich in der Bürger- schule 47 in der Davenstedter Str. Mein Weg führte mich durch die Hallermünder Str. - kleines Stück Schwalen- berger Str., kurz Schwalbe genannt - und dann durch "Brodthagens Gang", benannt nach der Tischlerei Brodt- hage. In der Werkstatt dieses liebevollen und gutmütigen Tischlermeisters roch es immer herrlich nach Tischler- leim. Der Duft entströmte aus vielen Leimtöpfen, die in der Reihe in einem Ofen eingelassen standen. Leider war dieser Weg uns aber oftmals durch einen scharfen Schäferhund versperrt.

Meine Klasse war genau 50 Schüler stark. Unser Lehrer, Herr Untermöhlen, war nicht gerade ein strenger Lehrer, aber stramme Disziplin war normal. Vor dem Rohrstock war man nicht sicher.

Jüdische Mitschüler und Juden in Linden

In meine Klasse gingen auch zwei jüdische Knaben, Max Ruduhler aus der Blumenauer Str. und Siegfried Kessel- mann vom Lindener Marktplatz. Siegfried Kesselmann war ein blauäugiger, semmelblonder und sehr hellhäuti- ger großer Junge. Wir saßen zeitweise auf einer Bank zusammen und sagten uns gegenseitig vor, wenn wir bei einem Gedichtaufsagen steckengeblieben waren. Siegfrieds Vater betrieb am Lindener Marktplatz ein Haus- und Küchengerätegeschäft. In Linden gab es m. W. drei jüdische Geschäfte, darunter das Textilhaus Assmann auf der Deisterstraße.

Kinderspiele

In unserer Kindheit, also so vom 6. bis zum 8./10. Lebens- jahr, spielten wir mit großer Begeisterung Pindop. Pindop war ein kleiner hölzerner Kreisel, schön bunt angestri- chen, der mittels einer Bindfadenpeitsche über die Bürgersteige getrieben wurde. Dabei machte ein solcher Kreisel Sätze von zwei bis drei Meter. Für 40 bis 80 Pfg. konnte man sie in jedem Kinderspielwarengeschäft erwerben. Die Peitschen wurden selber hergestellt. Ein weiteres unterhaltsames Spiel war das Dipsebahnenspiel. Im Gemüsegeschäft konnte man herrlich-schöne Türkische Bohnen dafür kaufen. Man zog einen kleinen Kasten mit Schulkreide auf den Asphalt und legte 10 Bohnen nebeneinander auf die vordere Kastenlinie. Der "Gegner" mußte jetzt mit einer seiner Bohnen versuchen, eine Bohne auf der Kastenlinie zu treffen (dipsen), das machte man mit dem Zeigefinger. Traf er eine Bohne, so gehörte ihm die Bohne. Rutschte aber die Bohne zwischen zweien hindurch in den Kreide- kasten, dann gehörte die Bohne dem Kasteninhaber. Die Kunst bestand darin, möglichst viele Bohne dem "Gegner" abzunehmen.

Vom "Geist" der Humboldtschule

Erster Teil

Schülerinnen und Schüler eines Leistungskurses Geschichte an der Humboldtschule haben vor zehn Jahren mit ihren Lehrerinnen in einem großen Projekt aufgearbeitet, was ihre Vorgänger zu Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus in Aufsätzen zu Papier brachten wie ihre Lehrer dies kommentierten. Wir geben die aus dem Schularchiv erarbeitete überaus reichhaltige und lesenswerte Dokumentation (vgl. Literaturverzeichnis unter "Humboldtschule") in zwei Auszügen wieder. Hier der erste Teil, der sich auf die Zeit der Republik bezieht, im nächsten Kapitel der auf den Nationalsozialismus bezügliche zweite Teil.

Redaktionelle Bearbeitung: Christoph Walther

Aus Deutsch-Aufsätzen

"Wir wollen uns bemühen, unser Leben dem Staat, dem Volk unterzuordnen. Das sind wir unserem Staat schuldig."

"Das oberste Gesetz heißt auch heute im Staat Gehorsam. Wer diesen Gehorsam bricht, begeht ein Staatsverbrechen, denn das Gesetz des Staates wohnt ja nicht auf dem Papier, sondern im Herzen."

"Es ist eine Aufgabe der jungen Generation, den Parteienstaat zu überwinden, durch Einigkeit und Einheit das Volk wieder zu einem mächtigen Staat zusammenzulassen."

"Mit Freuden, das geloben wir hier unseren Lehrern, werden wir, wenn uns einst das unglückliche Vaterland ruft, unsere ganze Persönlichkeit in seinen Dienst stellen. Dann wollen wir an den Spruch denken, der uns jeden Morgen in unserer letzten Schulzeit vom schlichten Grabmal unserer Gefallenen zurief: Das Vaterland zu retten stirbt freudig, wie wir euch ein Beispiel gaben."

"Wir haben eine große Aufgabe, den Bruderhaß, das Parteienganzk gilt es zu überwinden. Wir wissen sehr wohl, daß das Elend heute nicht nur materieller, sondern vor allem ideeller Natur ist. Noch irrt das Volk, noch hat es keinen Halt gefunden, noch fehlt der Führer."

Auszüge aus den Aufsätzen, die zum 10. Jahrestag der Verfassung von Weimar geschrieben wurden,

Thema:

"Haben wir im 10. Jahr nach Versailles das Recht, an Deutschlands Zukunft zu glauben?"

"So wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen. Denn die Masse braucht Führer, und sind diese bedeutend, dann kann man auch auf eine positive Leistung nach der guten Seite hin hoffen."

"Solange die Arbeiterschaft an internationale Solidarität glaubt, wird aus Deutschland nichts werden. Sie braucht Führer, die marxistischen, jüdisch infiltrierten sogenannten Vorsitzenden von SPD und KPD müssen verschwinden."

"Ein eiserner Wille muß uns beherrschen. Um sein Volk zu ernähren, muß Deutschland Machtpolitik betreiben. Wir sind das stärkste Volk in Mitteleuropa, uns gehört die Zukunft."

"Es wird einst kommen der Tag, an dem ein großer Deutscher aufsteht und sein Volk um sich versammeln wird. Ein großer Führer, wie er uns schon oft zu Zeiten der Not aufgestanden ist und uns zum Lichte geführt hat."

"Deutschland wird nur gerettet werden durch Zertrümmern der Majorität, denn in einem gesunden Volk kann immer nur die Auslese der Besten ans Ruder kommen. Das ist genauso wie in der Natur. Es muß daher ein Deutschland geschmiedet werden von denen, die nicht

Kapitalisten und Proletarier sein wollen, sondern nur noch Deutsche..

Welche soziale Alternativ stellten sich die Schüler vor, wenn sie schon eine politische Organisationsform gefunden zu haben glaubten?

Thema: "Bismarcks Fehler in der deutschen Außenpolitik":

"Der Krieg der Völker ist eine Naturnotwendigkeit. Bismarck aber stellte der Nation nach 1871 keine Aufgaben dieser höheren Art mehr. Die große Stunde, in der Deutschland die Neuordnung Europas in diesem Sinne hätte durchfahren können und entschlossen durchführen mußte, ist nun für immer verloren. Deutschland lebt nach der Schmach von Versailles in niedrigster Knechtschaft."

In dieser Jahresarbeit, die mit "Sehr gut" bewertet wurde, finden sich ferner deutliche Parallelen zur später von Hitler betriebenen Ostpolitik; Siedlungspolitik für das "Volk ohne Raum" soll die Alternative zu den Problemen der Industriegesellschaft bieten.

Über Krieg, Nation, Pazifismus in Lebensläufen der Abiturienten

"Krieg ist eine Tatsache, die bestehen wird, solange noch Menschen auf der Erde leben. 'Ans Vaterland, ans teure schließ dich an!' lautet mit Schiller der Wahlspruch meines Lebens. Nirgends kann dies Dichterwort besser gelehrt werden als in der Schule, deren Hauptaufgabe darin besteht, Liebe zur Heimat und Nationalgefühl bei jungen Menschen zu wecken. Wenn Lebensfragen unseres Volkes auf dem Spiel stehen, dann wird der junge Mann entweder zum Schwert greifen oder ruhmlos untergehen. Der Krieg ist eine Tatsache, die ebensowenig hinwegdisputiert werden kann wie Regen oder andere Naturereignisse. ... Gerade wir, die deutsche Jugend ... haben uns deshalb mit dem Gedanken vertraut zu machen, uns für unser Volk für unsere Kultur einzusetzen und, wenn nötig, unser Leben einzusetzen. Wir wollen stolz sein, daß wir Deutsche sind, und diesen Stolz auch bis zum letzten verteidigen."

"Viele Leute fassen den Krieg nur von der materiellen Seite auf. Ich glaube, sie zittern um ihr Leben, weil sie nur das Sterbliche in sich fühlen. ... Wir aber müssen den Frontkämpfern nacheifern, denen die Vernichtung ihrer Person der großen Idee gegenüber geringfügig erschien. Ihre Taten, ihre Opfer müssen uns mit stolzer Wehmut erfüllen. Sie glaubten an Volk und Vaterland."

"Ich setzte mich auch mit Remarques Buch *[Im Westen nichts Neues]* auseinander. Er behauptet, der Krieg sei schrecklich, und die Soldaten hätten erbärmlich gelitten. Aus Gesprächen mit Frontkämpfern, die die Schule vermittelte, entnehme ich, daß sie den Krieg anders

erlebten, als Remarque ihn schilderte. ... Wenn ein Sturmtrupp dem Kampf, vielleicht dem Tode entgegen sieht, so ist in seiner Lebenskraft, in seinem Kampfesmut der Ausdruck von Rasse, die siegen oder untergehen will. Ich kann dann fühlen, daß der Wille zum Kampf die stärkste Macht zum Leben ist. Wir haben den Krieg verloren, weil wir an ihm in die Höhe wachsen sollen. Wir müssen diese Lehre als geschichtliche Notwendigkeit begreifen."

"Wir müssen neu bauen, denn nur im Nationalen liegt unsere Wiedergeburt. Am wichtigsten ist für uns die Verwirklichung der Forderung unseres Generalfeldmarschalls von Hindenburg: "Seid einig, einig, einig!" Alles dies ist mir durch die Schule zu Bewußtsein gebracht worden. Sie erfüllte mich mit dem Stolz, ein Deutscher zu sein, sie lehrte mich folgende Forderungen erkennen: Wir müssen zu einer Volksgemeinschaft wachsen. Uns muß zu Bewußtsein kommen, daß wir alle einer Rasse angehören, eines Fleisches und Blutes sind. Die Verbindung von Blut und Boden muß wieder da sein. Der furchtbare Klassenhaß, mit dem uns der Marxismus so unglücklich gemacht hat, muß verschwinden. Das deutsche Reich der Zukunft ist ein Ziel, für das es sich lohnt, jeden Widerstand niederzuschlagen. Ich danke der Schule, daß sie mir diesen Stolz, ein Deutscher zu sein, zum Bewußtsein gebracht hat."

Beurteilende Charakteristik eines Lehrers über diesen Schüler: "NN ist dem Heutigen zugewandt. Auch Gegenwartsfragen fesseln ihn sehr. Er zeigt einen gefestigten Charakter. Er ist ein reifer Mensch, gewandt in Rede und Schrift, sicher im Urteil." *Ein weiterer Aufsatz:*

"Ich gehöre seit einiger Zeit einem Jugendbunde an, dem ich meine nationale Entwicklung verdanke. Ich vertrete den betonten Staatsgedanken, billige infolgedessen Maßnahmen, die vom moralischen Standpunkt als ungerecht erscheinen, die aber durch den Zweck geheiligt werden. Ich lese auch gern Kriegsliteratur. Eine Reihe dieser Werke enthält stark pazifistische Tendenzen, schildert den Krieg in seiner Grausamkeit und, ihrer Meinung nach, Sinnlosigkeit, ohne Werte, ohne irgendein kameradschaftliches Verhältnis zwischen Führern und Mannschaften.

Diese Literatur lehne ich ab.

Den tiefen und wahren Eindruck vom Wesen des Krieges verdanke ich Jüngers Schilderung "Der Kampf als inneres Erlebnis".

Jünger urteilt in diesem Buch über Krieg und Pazifismus, er lehnt den Pazifismus ab, weil der Krieg ein Naturgesetz ist. Die wahren Quellen des Krieges entspringen tief aus unserer Brust.

Diesen Gedanken schließe ich mich an. Ich bin bereit, wenn das Vaterland ruft.

Ich bin bereit, mein Leben dem Vaterlande zu weihen. Wir müssen wieder groß, mächtig und stark werden, denn wir sind Deutsche, wir haben ein Vaterland. Wir können und wollen uns nicht auf eine Stufe stellen mit den jüdisch-marxistischen Pazifisten. Uns wohnt eine edle Seele in der Brust, wie unsere Größten es forderten, so wollen wir sein: "Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen." Ich bin, ich wiederhole es, bereit, wenn Deutschland ruft."

Über Toleranz

Aus dem Kommentar eines jüdischen Schülers zu Lessings "Nathan der Weise geht hervor, daß der Schule - bei aller Bevorzugung von nationalen, und, wie wir meinen, antidemokratischen Vorstellungen - dennoch nicht an einer Zensurierung der Meinung des einzelnen gelegen war. Dieser jüdische Schüler war Klassenprimus. Über seine Stellung in der Klasse heißt es in der Beurteilung durch den Klassenlehrer: "Wegen seiner Religion sind ihm im allgemeinen durch seine Mitschüler keine Schwierigkeiten gemacht worden, weil er sich als offener und nachdenklicher Mensch gab." Diesen Schüler hat Lessing "erreicht":

"Der französische Staat zeigte sich in seiner Vergangenheit als Todfeind des deutschen Staates. Ich glaube aber, viele Franzosen sind nicht Todfeinde der Deutschen, sie sind nicht von einem unheilbaren Haß auf Deutschland erfüllt. Kein Krieg, kein Völkerhaß könnten in Europa zum Ausbruch kommen, verstünden sich Deutsche und Franzosen. Wir müssen versuchen, uns näher zu kommen und nicht Haß mit Haß vergelten. Die Erinnerung an große vergangene Zeiten gibt uns die Gewißheit, daß unser Streben nach Wiederaufstieg der deutschen Nation nicht vergebens sein wird. Vertrauen wir doch auf die große Toleranzlehre des großen Lessing! Ihm sind die Anbindung an eine Religion und eine Nation gleichgültig. "Sind Christ und Jud eher Christ und Jud als Mensch?" Wir dürfen nicht vergessen, daß seine Forderung, gut und human zu handeln, reinste Nächstenliebe sind und eine gewisse Toleranz unserem Volke manche zwecklose und schädliche Uneinigkeit ersparen würde."

Der Schüler steht mit dieser Haltung, die Toleranz und Völkerversöhnung als Erbe der deutschen Aufklärung und Klassik erkennt, allein da.

Jüdische Schüler an der Humboldtschule

Aus dem Lebenslauf eines jüdischen Schülers:

"Alle Widersprüche in meinem Inneren haben mich in steter Spannung gehalten. (Sie erwuchs aus der) Stellung, die aus meiner Abstammung, aus meiner Religion entspringt. Diese Stellung machte mir Vieles zu einem Problem, was andere junge Menschen nie als problematisch empfinden, ließ mich ringen um mein Deutschtum, um meine Menschheitsideale, um meine Weltanschauung. ... Es muß etwas Furchtbares, alle Grundfesten der Existenz Erschütterndes sein, wenn dieses Lügengespinnst von Vorurteilen, von Hohn und Verachtung zum ersten Mal in die reine Gestalt eines Kindes tritt. Dieses Bewußtsein, anders, schlechter, minderwertiger zu sein, ist auch für mich der vernichtende Niedersturz meines Lebens gewesen. ...

Warum bin ich anders als meine Mitmenschen? Warum betrachten mich alle, selbst meine Freunde, mit anderen Augen, messen mich mit anderen Maßen?

Warum kann ich nicht das sein, wozu ich mich in meinem Innersten berufen fühle, Deutscher?

Warum streitet man mir deutsches Fühlen, deutsche Sprache ab, das Lebenselement, das meine Züge erst geformt, ... mein Herz erfüllt?

Ist nicht der Wille, das Gefühl innerster Zugehörigkeit ... viel wertvoller für die Deutschheit als äußere Rassemerkmale, als der unbestimmte Begriff der Blutgemeinschaft?

Warum schlagt ihr die Hände, die für euch wirken wollen?

Warum seht ihr nur das Schlechte, Häßliche?

Bitterernst ist mir der Kampf, daß Deutschtum und Judentum keine Gegensätze sind.

Doch was nutzen alle Anklagen. Immer müßte ich zu der Einsicht kommen, daß alles unnütze Mühe, nur Sisyphusarbeit ist.

Es ist vergeblich, das Volk der Dichter und Denker im Namen seiner Besten anzurufen. Diese Erkenntnis von der Aussichtslosigkeit aller Bemühungen gegen das Meer von Verleumdungen, Unterstellung und Verstocktheit haben mich zum Zweifler an allem Guten, zur Weltverneinung, zur Isolierung geführt.

Meiner eigentlichen Veranlagung nach hätte ich eigentlich Philologie (Deutsch und Geschichte) studieren müssen, jedoch verbietet mir das meine Abstammung. Jedenfalls wären die Widerstände zu groß.

Deshalb habe ich mich zu dem Beruf eines Arztes entschlossen."

1930 geschrieben! In einem Brief vom Dezember 1989 bedankt sich dieser ehemalige Schüler für die Ausbildung bei der Humholdtschule.

Bemerkung eines Lehrers 1938 zu einem weiteren jüdischen Lebenslauf:

"NN ist klein, aber kräftig und nicht ungeschickt. Sein Interesse für Leibesübungen ist groß. Geistig ist er gut begabt, zeigt großen Fleiß und Aufmerksamkeit. Er ist Jude, und das lastet auf ihm. Doch weiß er sich mit großem Takt zu benehmen, ist willig, höflich und bescheiden zurückhaltend. Auch den Mitschülern gegenüber weiß er seine Stellung zu wahren, da er in seiner Haltung nicht als Jude auffällt.

NN ist zur Reifeprüfung zugelassen."

Und wie sah dieser junge Mann selbst seine Situation?

Aus seinem Bildungsgang:

"Um diese Zeit (1934) trat ich in den jüdischen Pfadfinderbund ein, für dessen Ziele und Gedanken ich mich in praktischer und ideeller Hinsicht immer einsetzte. Auf unseren Fahrten, die wir mit unserem Bunde machten, lernte ich die Natur zu allen Jahreszeiten kennen und lieben. Ich erwarb mir Ausdauer durch lange Märsche und Radtouren, und die Ziele dieses Bundes, Kameradschaft, Disziplin und Opferbereitschaft, wurden mir zu höchsten Idealen. Außerdem verlangte der Bund von uns höchsten Einsatz zum Wiederaufbau Palästinas. Während früher die jüdische Jugend dazu erzogen wurde, sich möglichst viel Wissen anzueignen, um es damit im Leben weiter zu bringen, verlangte jetzt der Bund, daß man seine Zukunft und sein Wissen ganz den Bedürfnissen Palästinas unterordne, um in den Berufen, die das Land benötigte, dem jüdischen Volk wieder eine Heimat aufzubauen. Aus diesem Grund ist auch mein Bruder als landwirtschaftlicher Arbeiter nach Palästina gegangen; sein Weg und seine Briefe beeinflussten mich sehr."

Dieser Schüler ist nach Palästina entkommen. Dort ist er wie sein Bruder in den Kämpfen um die Etablierung des Staates Israel 1948 gefallen.

Seine Eltern sind völlig verarmt nach Deutschland zurückgekehrt und haben im jüdischen Altersheim in Hannover gelebt.

Eindeutige Mitschuld?

Das Material, das die Schüler und Schüler der Humboldtschule zur Geschichte ihres Gymnasiums in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus zusammengetragen haben, hat IGS-Schüler stark beeindruckt.

Der Abiturient Thilo Scholz schrieb einen für das Denken heutiger Svhüler vielleicht aufschlußreichen Kommentar, dessen Schuldzuweisungen uns jedoch problematisch erscheinen, zur Auseinandersetzung und sicher auch zum Widerspruch herausfordern. Wir geben ihn in Auszügen wieder

Chr. W.

Thilo Scholz

Antisemitismus in unserem Schulgebäude

In den Räumen der heutigen Sek. II der IGS Linden befand sich während der Weimarer Republik und der NS-Zeit die Humboldtschule. Diese erforschte vor einigen Jahren ihre eigene Vergangenheit in diesem Zeitraum. Auf die Ergebnisse dieser Arbeit soll an dieser Stelle, mit herzlichem Dank an die recherchierenden Schüler, in puncto Antisemitismus eingegangen werden.

Der Konsens aller Gruppen der Schule während Weimarer Republik und Nationalsozialismus läßt sich als nationalistisch und konservativ beschreiben. Gymnasien, ein solches war die Humboldtschule, waren zu jener Zeit den besseren Kreisen vorbehalten, die Schüler demzufolge in erster Linie aus dem Kleinbürgertum stammend. Lehrkörper und Schüler lehnten die Republik und die Demokratie von Weimar ab, waren stramm national und antisemitisch, verherrlichten an jeder Stelle den Krieg und forderten Rache für die Schmach des Ersten Weltkrieges ein. Andererseits gingen auch Deutsche jüdischen Glaubens an dieses Gymnasium (bis 1938 war das möglich), konnten sogar Klassenprimus werden. Bereits die Aufsätze der Republikphase durchzogen nichtsdestotrotz wüsteste Beschimpfungen gegen Juden: "... ich neige wieder dazu, die Juden als zersetzendes und auflösendes Element im Volkstum anzunehmen! Kommentar des Lehrers dazu: "NN ist jemand, der einen gefestigten Charakter an den Tag legt. Er zeigt Selbständigkeit im Denken und Gewandtheit, größere Zusammenhänge umfassend darzustellen."

Andere Schüler schrieben Sätze wie folgt nieder: Wir können und wollen uns nicht auf eine Stufe stellen mit den jüdisch-marxistischen Pazifisten." - "Die sozialistische und marxistische Arbeiterschaft wird doch in großem Maße von den Juden geführt. Nimmt man an, daß die Juden als Gift im deutschen Volkstum Gegner eines deutschen Staates überhaupt sind, .." -

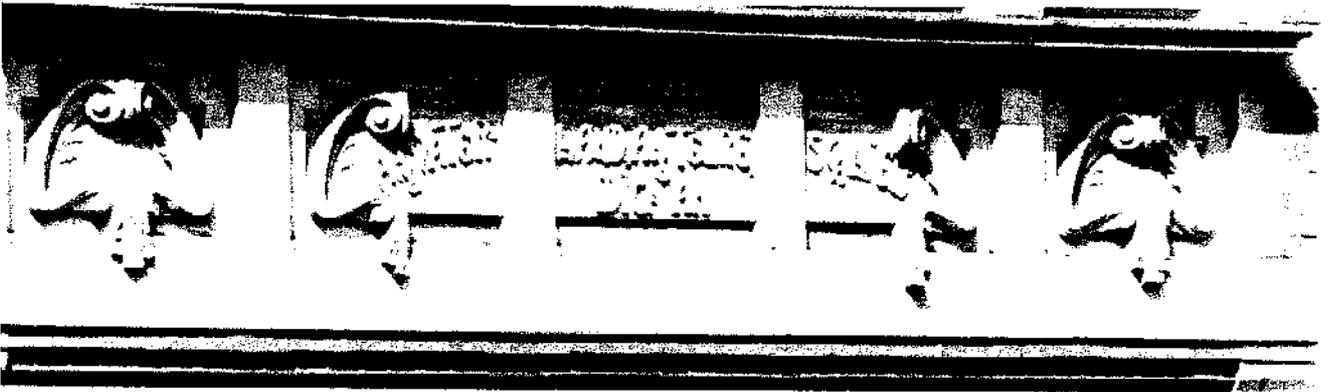
"Deutschland braucht Führer, die marxistischen, jüdisch infiltrierten sogenannten Vorsitzenden von SPD und KPD müssen verschwinden."

So wundert es nicht, das trotz des überlieferten Bemühens des Kollegiums, diese jüdischen Mitschüler zu integrieren, unter den Schüler Probleme entstanden. Einer beschreibt bereits 1930 das Gefühl dabei so: "Es muß etwas Furchtbares, alle Grundfesten der Existenz Erschütterndes sein, wenn dieses Lügengespinnst von Vorurteilen, von Hohn und Verachtung zum ersten Mal in die reine Gestalt eines Kindes tritt. Dieses Bewußtsein, anders, schlechter, minderwertiger zu sein, ist auch für mich der vernichtende Niedersturz meines Lebens gewesen!"

Die nach 1933 zu unterrichtenden Fächer taten ein übriges zur endgültigen Diskriminierung: In Biologie ging es um "Rassenkunde und damit die Lehre von der Überwertigkeit der arischen Rasse und der Minderwertigkeit anderer Rassen", in Geschichte um "Liebe zur deutschen Größe" und um "Prägung im Sinne des Nationalsozialismus", im Fach Deutsch um "politische und weltanschauliche Grundüberzeugungen".

Die wenigen jüdischen Schüler, die die Mittel dazu hatten, verließen nach 1933 Deutschland. Die unglücklichen anderen erwartete die Barbarei des Naziterrors. Aus den harten Worten der Schüler gegen die Juden machte das Naziregime Taten - die Mitschuld auch dieser Jugendlichen ist eindeutig.

Sicher muß man zugutehalten, daß die Schüler in vielen Fällen die Gedanken ihres Elternhauses wiedergeben. Der Schulleiter, ein Dr. Wolf, verhielt sich letztlich seinen jüdischen Schüler gegenüber loyal. Obwohl er die Republik ablehnte, versuchte er für "seine" Leute zu retten, was zu retten war. Eine frühe Pensionierung durch das Nazi-Regime war die Folge.



Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
 Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen!
 - O lerne fühlen, welches Stamms du bist!
 Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
 Die echte Perle deines Wertes hin -
 Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
 Das dir aus Liebe nur sich herzlich weihet,
 Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod -
 Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich -
 Die angeborenen Bande knüpfe fest,
 Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
 Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
 Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
 Dort in der fremden Welt stehst du allein,
 Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.
 O komm, du hast uns lang nicht mehr gesehn,
 Versuch's mit uns nur einen Tag - nur heute
 Geh nicht nach Altdorf - Hörst du? Heute nicht,
 Den einen Tag nur schenke dich den Deinen!

Panos Sarigianidis

Schiller unter den Deutschen und in der Beethovenstraße

Die Auseinandersetzung mit den Klassikern ist wohl eine Notwendigkeit, an der kein Schüler vorbeikommt, und spätestens in der gymnasialen Oberstufe wird man sich mit dem einen oder anderen auseinandersetzen müssen. An unserer Schule, der IGS Linden und früheren Humboldtschule, fängt diese Auseinandersetzung schon beim Betrachten der der Fassade an. Neben der Eule als Sinnbild der Weisheit und anderen ist dort unter anderem der Satz zu lesen:

ANS VATERLAND, ANS TEURE, SCHLIESS DICH AN

Verständlicherweise "stolpert" man an dieser Stelle und stellt sich als kritischer Mensch - gerade bei der deutschen Vergangenheit - die Frage, ob solches "Sich-Anschließen" wohl immer weise und gerecht war! Aber blindes, kritikloses Untertanengehabe ist mit diesem aus Schillers *Wilhelm Tell* stammenden Zitat gerade nicht gemeint. Mit diesem Satz nämlich will der alte Freiherr von Attinghausen seinen Neffen Ulrich Rudenz auf seine Seite ziehen. Und zwar versteht der alte Attinghausen unter seiner Seite die Seite des Volkes, das unter der Tyrannei der Österreicher zu leiden hat. So appelliert Attinghausen an Rudenz (Vers 893-907):

*Willst heller sein als deine edlen Väter,
 Die uns der Freiheit kostbarn Edelstein
 Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten? [...]
 Sie werden kommen, unsre Schaf' und Rinder
 Zu zählen, unsre Alpen abzumesen [...]*

*In unseren freien Wäldern, ihren Schlagbaum
 An unsre Brücken, unsre Tore setzen
 - Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
 So sei's für uns - wohlfeiler kaufen wir
 Die Freiheit als die Knechtschaft ein!*

Tatsächlich ist das zu behandelnde Zitat also ein Aufruf zur Auflehnung wider die Obrigkeit, ein Aufruf zur Revolution! Auch ist hier wohl mit "Vaterland" weniger der Staat als solches (Institution), sondern vielmehr geistiges Kulturgut, wie es sich im traditionellen Schweizer Freiheits- und Unabhängigkeitsgedanken darstellt, gemeint.

Dieses Zitat kann daher nicht ohne Umstände in eine andere Zeit, geschweige in ein anderes Land - oder gar beides - übertragen werden.

Beispiele für bedenkenlose Benutzung für eigene Bedürfnisse fand ein Geschichts-Leistungskurs der heutigen Humboldtschule bei seinen Recherchen in den Schulakten (vgl. die Auszüge aus dieser Dokumentation in diesem Kapitel). In "Bildungsgängen" aus den Jahren 1919 - 45 zeigt es sich, daß die politischen und gesellschaftlichen Meinungen der Schüler fast durchgängig antidemokratisch und nationalistisch waren.

Diese Ansichten der Schüler werden deutlich durch Sätze wie

Es ist eine Aufgabe der jungen Generation, den Parteienstaat zu überwinden

Krieg ist eine Tatsache, die bestehen wird, solange noch Menschen auf der Erde leben.

Dieses "noch" bekommt freilich im Zeitalter der Atombombe mehr Bedeutung, als damals von dem Schüler beabsichtigt. Weiter schreibt der Schüler:

Ans Vaterland, ans teure schließ dich an!" lautet mit Schiller der Wahlspruch meines Lebens.

und deutet damit Schiller ähnlich wie ein anderer Schüler, der schreibt:

[...] wie unsere Größten es forderten, so wollen wir sein: "Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen." Ich bin, ich wiederhole es, bereit, wenn Deutschland ruft."

Hier wird das Schiller-Zitat völlig aus seinem freiheitlich-freigeistigen Zusammenhang gehoben und als Aufruf zum Krieg benutzt. Es wurde von den Schülern weniger aus Schillers Werk heraus verstanden als vielmehr in dieses hineininterpretiert.

Daß dies aber weniger Nachlässigkeit oder mangelndes Interpretationsvermögen der Schüler als Zeitgeist war, wird deutlich durch folgende Stelle in der Sekundärliteratur aus dem Jahr 1934:

In Schillers solidarischer Natur lebt jener echte Ordensgeist, der auf Unterwerfung und Gehorsam heldischer Kriegernaturen gerichtet ist. [...] Er hat [...] das politische Drama der Deutschen gegründet, [...] indem er es [...] mit Todesentschlossenheit [...], mit bewußter Wahl des Untergangs und heldisch - feierlichem Sterben anfüllte.

(Schiller in Deutschland S. 113). Schon 1905 hatte es, über Schiller geheißen:

nicht nur die Männer des Krieges [...] ziehen die Phantasie des Dichters an, auch der Krieg an sich, das Wesen des Krieges, übt einen zauberischen Reiz aus.

(a.a.O. S. 87) Betrachtet man die Jahre, aus denen die Zitate stammen, wird klar, was man aus diesen, wie auch aus den Schüler-Zitaten (s.o.) ersehen kann: zu kriegerischen Zeiten wurden literarische Größen wie Schiller auch kriegerisch gedeutet (und ich benutze hier mit Absicht das Verb "deuten", das besser in den Bereich der

Astrologie paßt als in die Literatur), während er in den Jahren des Vormärz z.B., also in revolutionären Zeiten, auch revolutionär ausgelegt wurde, wie bei Heinrich Heine (1836) deutlich wird:

Schiller schrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerstörte die geistigen Bastillen, die er baute an dem Tempel der Freiheit [...], der alle Nationen [...] umschließen soll; er war Kosmopolit. Schiller in Deutschland S. 44

Heutzutage meint man eher, daß "Schiller durch seine Dichtung nicht unmittelbar politisch wirken wollte" (Nationalismus in Germanistik ... S. 285), schreibt Schiller doch selber:

daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert

(a.a.O. S. 287). Schiller fühlte sich also nicht zuständig, den Menschen "politisch zu erziehen" oder überhaupt direkt auf sein Handeln einzuwirken, er meinte, wenn es ihm und den Künstlern einer jeden Zeit gelänge, die Menschen für das Schöne zu begeistern, dann würde sich die politische Freiheit schon automatisch einstellen:

Es gibt keinen anderen Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

(a.a.O. S. 287). Nun, bei den beiden Schülern, die oben zitiert wurden, ist es Schiller, wie bei so vielen dieser Zeit, anscheinend nicht gelungen, das Ästhetisch-Machen - Künstlerpech ?

Literatur:

Nationalismus in Germanistik und Dichtung. [Germanistentag München 1966]. Hg. v. B. v. Wiese und R. Henß. Berlin 1967.
Schiller in Deutschland 1781-1970. Materialien zur Schiller-Rezeption. Hg. von Eva D. Becker. Frankfurt am Main 1972.



Abb. 8

Der Eingang zur Beethoven- von der Davenstedter Straße aus: das Haus des Architekten Krack, Nr. 2. Rechts erkennt man wieder das von Lampe gebaute Haus - und in dem Kontrast der Gebäude der Gebäude den absichtsvollen Bruch, den die Bebauung der Beethovenstraße mit der damals in Linden üblichen vornahm. Der Fotograf hat sich mit dem Rücken zur Niemeyerschen Brennerei postiert, gegen die sich die Fassade von Krack wie auch deren Umzäunung - gewissermaßen stellvertretend für die ganze Beethovenstraße - mit zahlreichen gemeißelten und stuckatierten Weinstöcken oder -ranken abgrenzt: hier wohnen die besseren Leute, hier kippt man nicht Korn, sondern genießt den Wein!

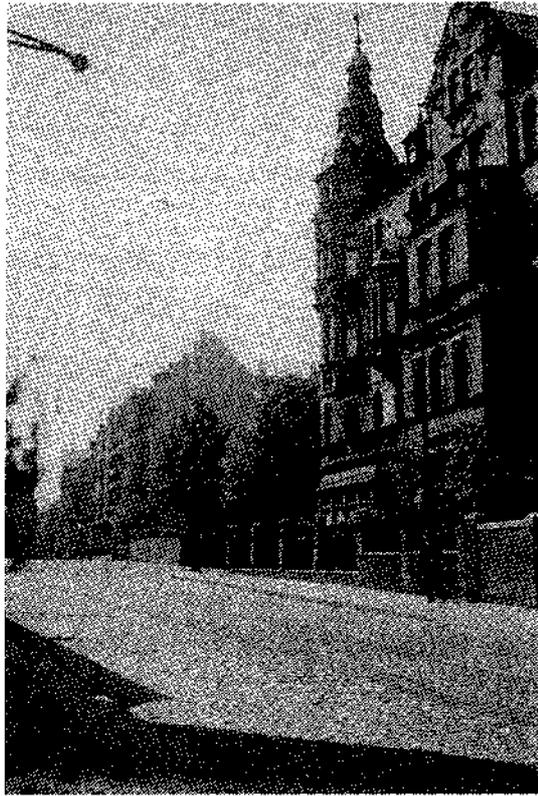


Abb. 9
Um 1920: Das Haus Nr. 2 aus Richtung Stadtmittle gesehen



Abb. 10
Haus Nr. 2 mit Familie "Kreisschuldirektor" Peters, die sich hier um 1920 fotografieren läßt und aus deren Album das Bild wie noch mehrere, die folgen werden, stammt. Man erkennt im Vergleich mit Abb. 1, wie jetzt die Umzäunung erhöht und mit den für die ganze Straße charakteristischen schmiedeeisernen Verzierungen versehen ist; die Pfeiler tragen Wappenschilder, die teilweise zur weiteren Ausarbeitung leergelassen scheinen: für die erwarteten "hochherrschaftlichen" Mieter (vgl. die Artikel zur Entstehung der Straße und zur Ikonologie). Die Fahnenstange, deren Typ von anderen historischen Fotografien her bekannt ist, z. B. von der des Besuchs der kaiserlichen Familie, weist auf einen (bevorstehenden?) Festtag hin.



Abb. 11

Die gerade fertiggestellte Beethovenstraße aus der anderen Richtung. Rechts vorn das Berneburg-Haus, im Hintergrund die Häuser von Niemeyer an der Davenstedter Straße, welche die "Stirnseite" der Beethovenstraße bilden.
Der "Verkehr" spielt sich auf dem Bürgersteig ab.

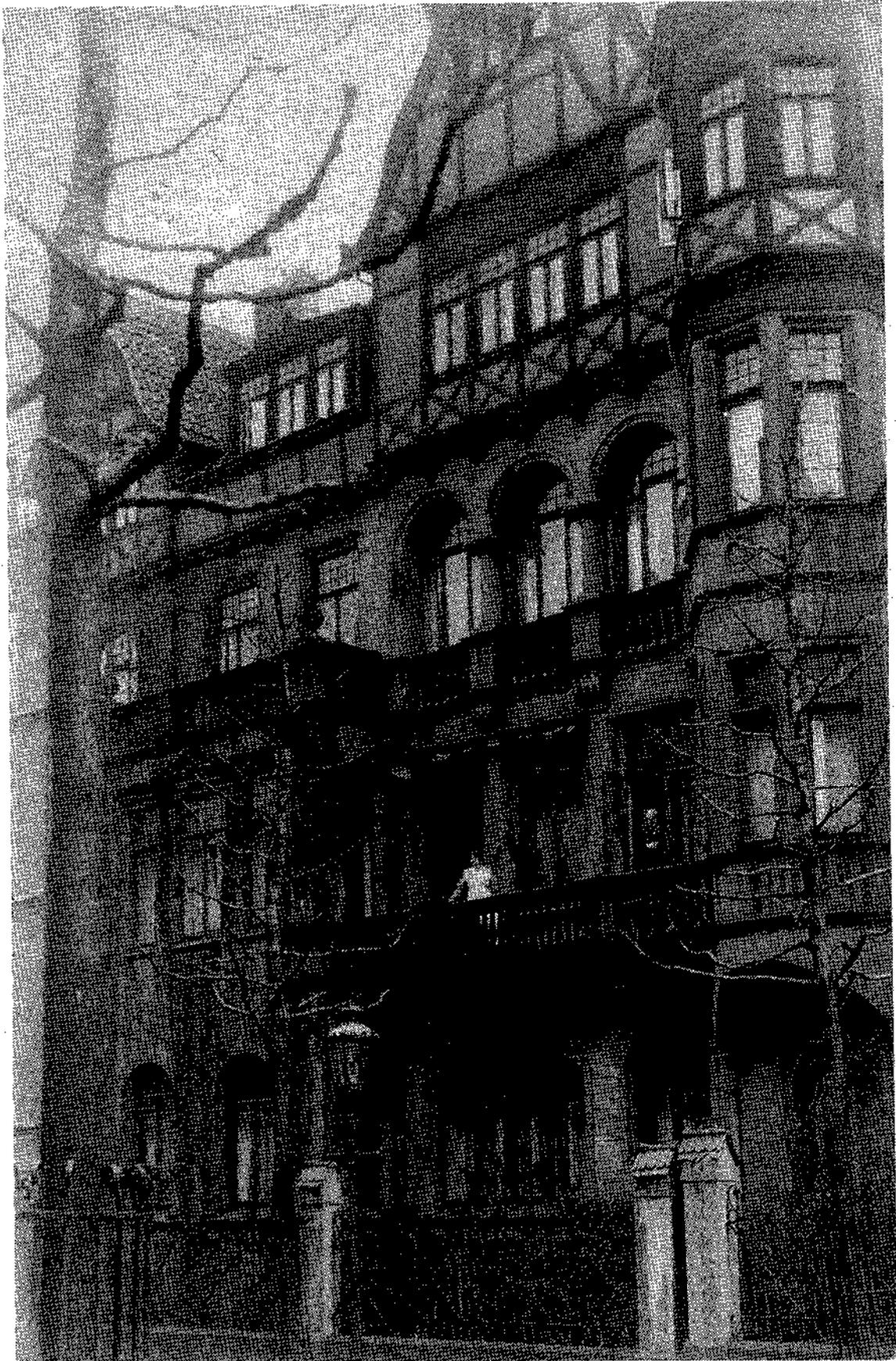


Abb. 12

Einige Jahre später: Wie die Peters' lassen sich auch von Langsdorffs auf dem Balkon ihrer (Dienst-) Wohnung fotografieren. Heute werden solche Fotos nicht mehr gemacht, damals ist eine solche Straße halb Innen- halb Außenraum, vermittelt zwischen Privatleben und Öffentlichkeit. Die Ulmen sind gut gewachsen und lassen den von Herrn Könemann (vgl. das Interview mit ihm in Kap. D) so erinnerten zeltartigen Raumeindruck ahnen.

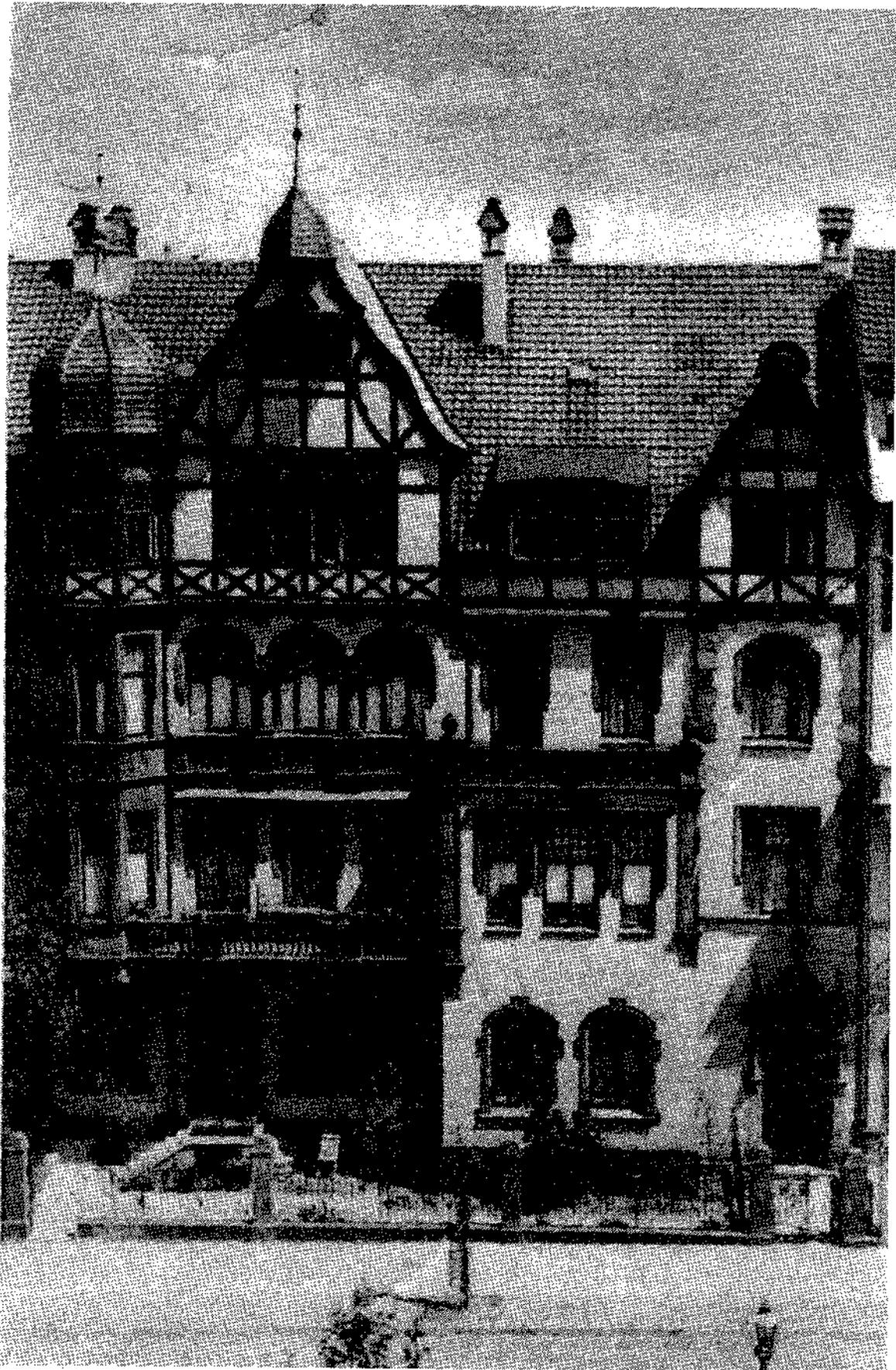


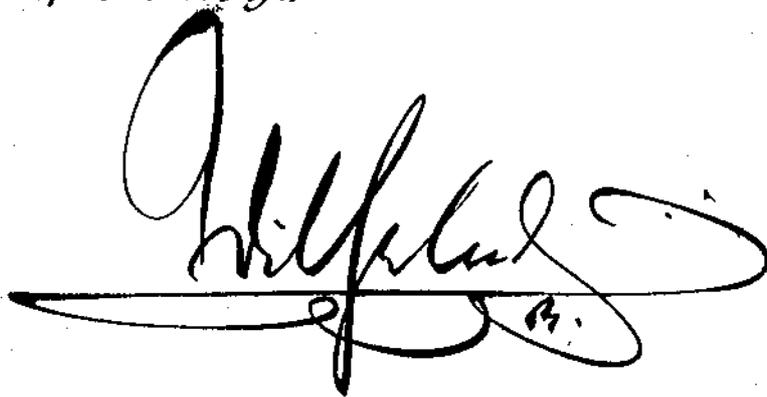
Abb. 13
Haus Nr. 6 im (heute doch arg verstümmelten, wie man im Vergleich sieht) Originalzustand



Wir Wilhelm,
 von Gottes Gnaden
 König von Preußen etc.,

Allenkund sind wir zu wissen, daß Wir Allerhöchste geruht haben, dem
 Gesundheitsrat Dr. August von Langsdorff in Linden den Charakter
 als Gesundheitsrat mit dem persönlichen Range als Rat unserer Schlasse
 zu verleihen. Es ist dieb in dem Naturwissenschaften, daß der würdevolle Herr
 durch Dr. August von Langsdorff und unsern königlichen Hofe in einem
 königlichen Ansehen erhalten bleiben sind seine Antheilnahme mit sehr
 Eifer erfüllen werden, wogegen er sich Unserer Allerhöchsten Befehl bei
 dem mit seinem gegenwärtigen Charakter verbundenen Range zu versehen
 haben soll. Untertänig haben Wir diesen Rat unsern Allerhöchsten Befehl
 und mit Unserem königlichen Befehl verfahren lassen.

Gegeben London, den 15. Mai 1844.



Patent

als Gesundheitsrat für den Gesundheitsrat
 Dr. August von Langsdorff in Linden.

Linden

Abb. 14

Dieses Ernennungsschreiben von allerhöchster Stelle kann verdeutlichen, wer gegebenenfalls ein typischer Beethovenstraßenbewohner war und wie er hierhergekommen konnte. Unbeschadet der Hilfe, die ihm im kaiserlichen Deutschland die adlige Geburt gewesen sein mag, ist von Langsdorff dank seiner im akademischen Titel zum Ausdruck kommenden "bürgerlichen" Kompetenz in die Position eines ranghohen Beamten aufgestiegen, der in Linden eine außerordentlich wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte: die Gewerbeaufsicht. Er kontrollierte also u. a. die Einhaltung hygienischer und Umweltschutzbestimmungen in den Industriebetrieben, die Einhaltung arbeitsrechtlicher Vorschriften usw. Interessant ist, daß in der Familie bis heute überliefert wird, er habe in Linden wohnen müssen - also eigentlich lieber und standesgemäßer in Hannover gewohnt. Tatsache ist, daß er aufgrund seiner Funktion Residenzpflicht hatte, also am Ort seiner Tätigkeit zu wohnen hatte. Daß Linden das hieraus in Verbindung mit dem schlechten Ruf der jungen Stadt sich ergebende Problem (wie kann man in der als proletarisch und "rot" verschrieenen jungen Industriestadt einen preussischen Spitzenbeamten ansiedeln?) lösen mußte, verweist auf die über finanzielle Interessen und persönliche Motive hinausgehenden Gründe, die zur Entstehung dieser und vergleichbarer Straßen geführt hatten.

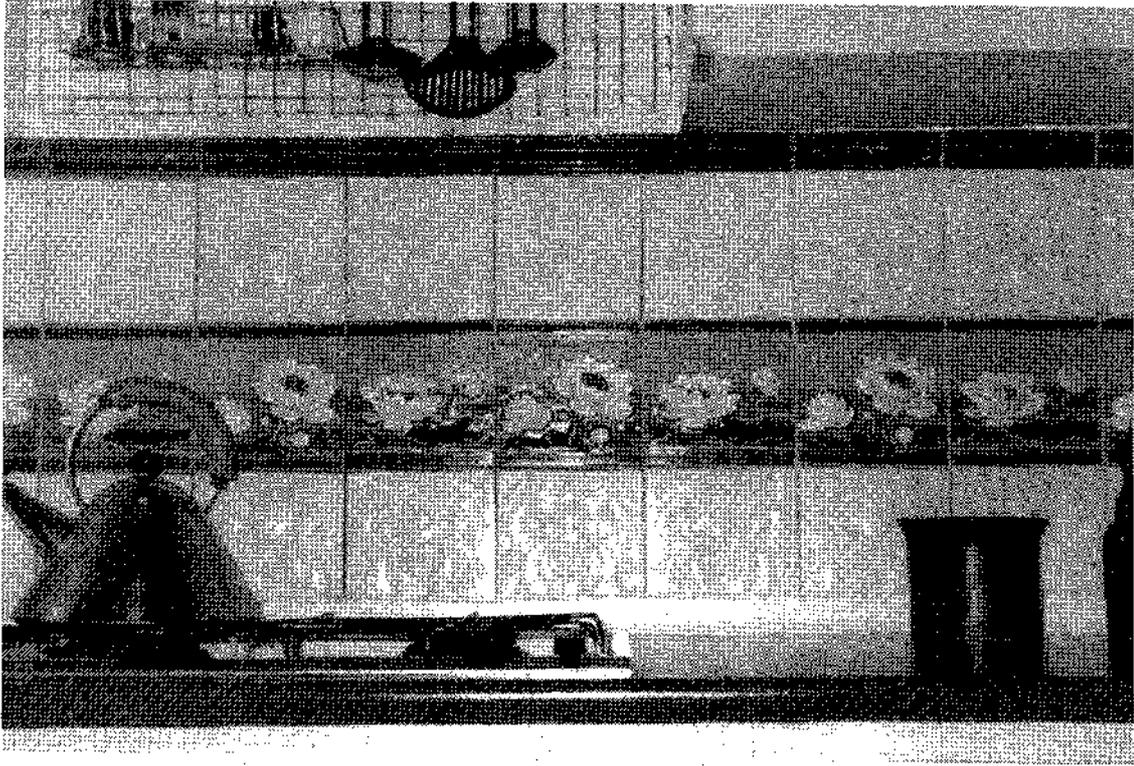


Abb. 15

Im Innern der Häuser ist die reiche Jugendstil-Ausstattung größtenteils erhalten, von Haus zu Haus freilich in sehr unterschiedlichem Maße. Hier: liebevoll erhaltene Fliesen in der Küche von Frau Schlaphoff



Abb. 16

Stuck an Wänden und Decken.

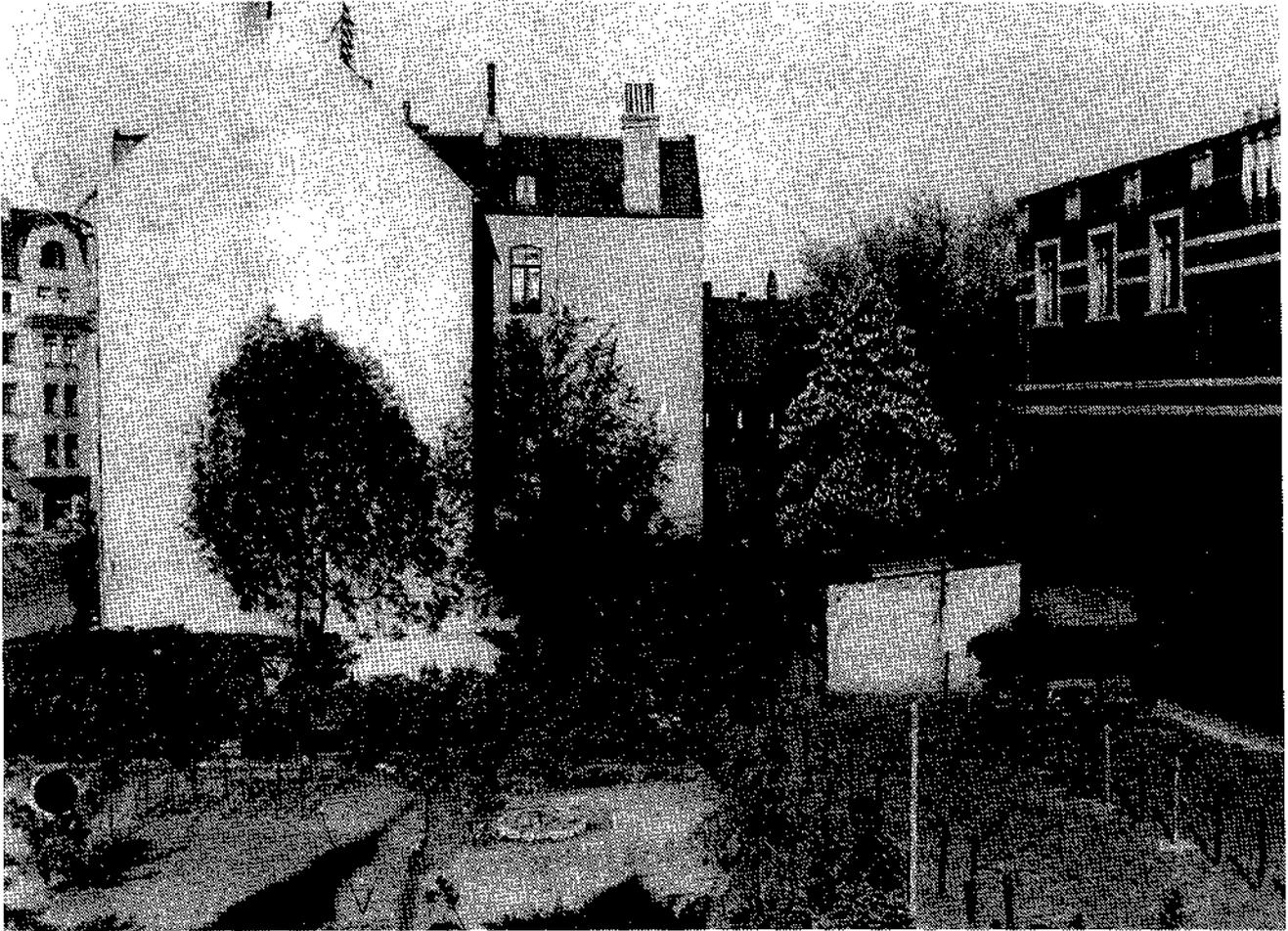


Abb. 17

Zur Orientierung ein Bild, das Pastor Renner, Beethovenstr. 2, 1940 fotografiert hat: Der Petersche Garten auf dem unbebauten Grundstück gegenüber. Vgl. den Beitrag von Herrn Heidrich, dem wir dieses Foto verdanken, im Kapitel "Längsschnitte"!



Abb. 18

Kinderspiel zu Kaisers Zeiten auf dem bis heute unbebauten Grundstück gegenüber von Nr. 2, das die kinderreichen Peters' als Garten angemietet hatten



Abb. 19
Um 1910: Die Peters-Kinder im Garten, dahinter die Humboldt-Schule



Abb. 20
Um 1915 - im Hintergrund die Beethovenstraße



Abb. 21
1916, diesmal auf dem Balkon im 3. Stock von Nr. 2



Abb. 22
Aus dem von Petersschen Familienalbum: das Eßzimmer

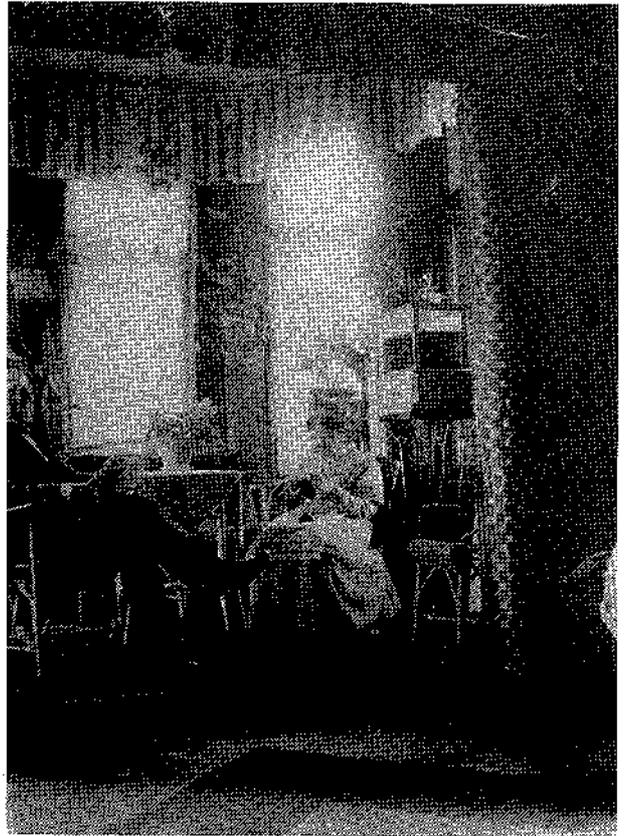


Abb. 23
Erker im Eßzimmer mit Mutter und Vater

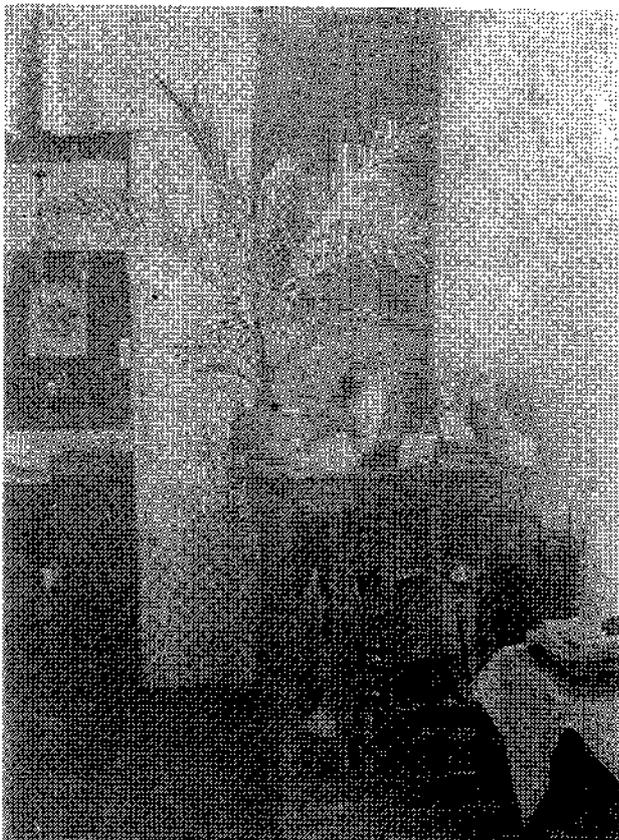


Abb. 24
Die Mutter am "Nähplatz" im Eßzimmer mit Durchblick ins "Studierzimmer"



Abb. 25
Das "Musikzimmer"



Abb. 26
Aus dem Leben der Unternehmerfamilie Berneburg in ihrem Haus Beethovenstraße 7



Abb. 27

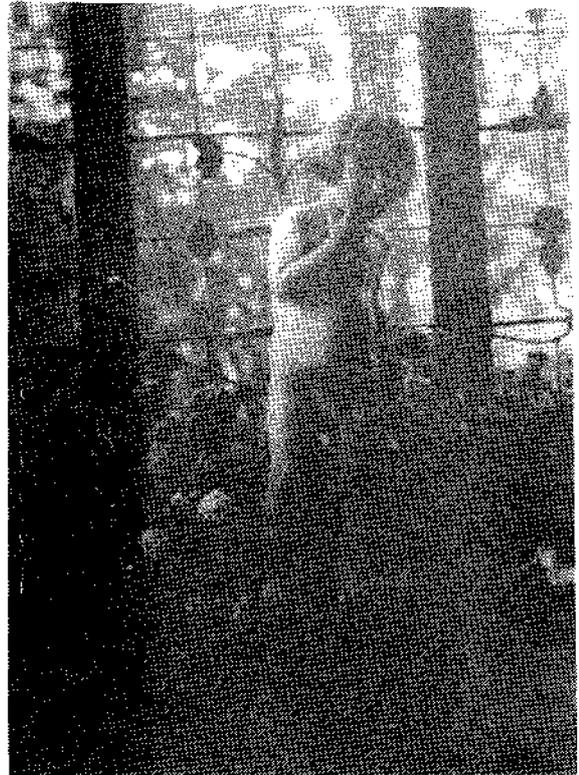


Abb. 28
Jugendstil



Abb. 29
Die Dame des Hauses Berneburg

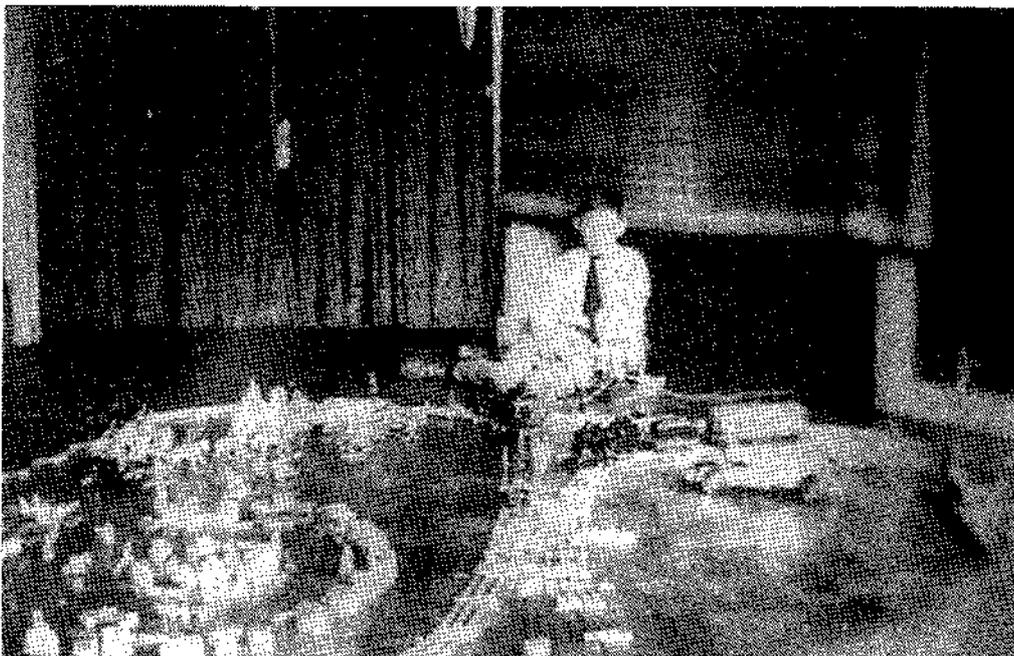


Abb. 30
Berneburg junior Ende der 20er Jahre

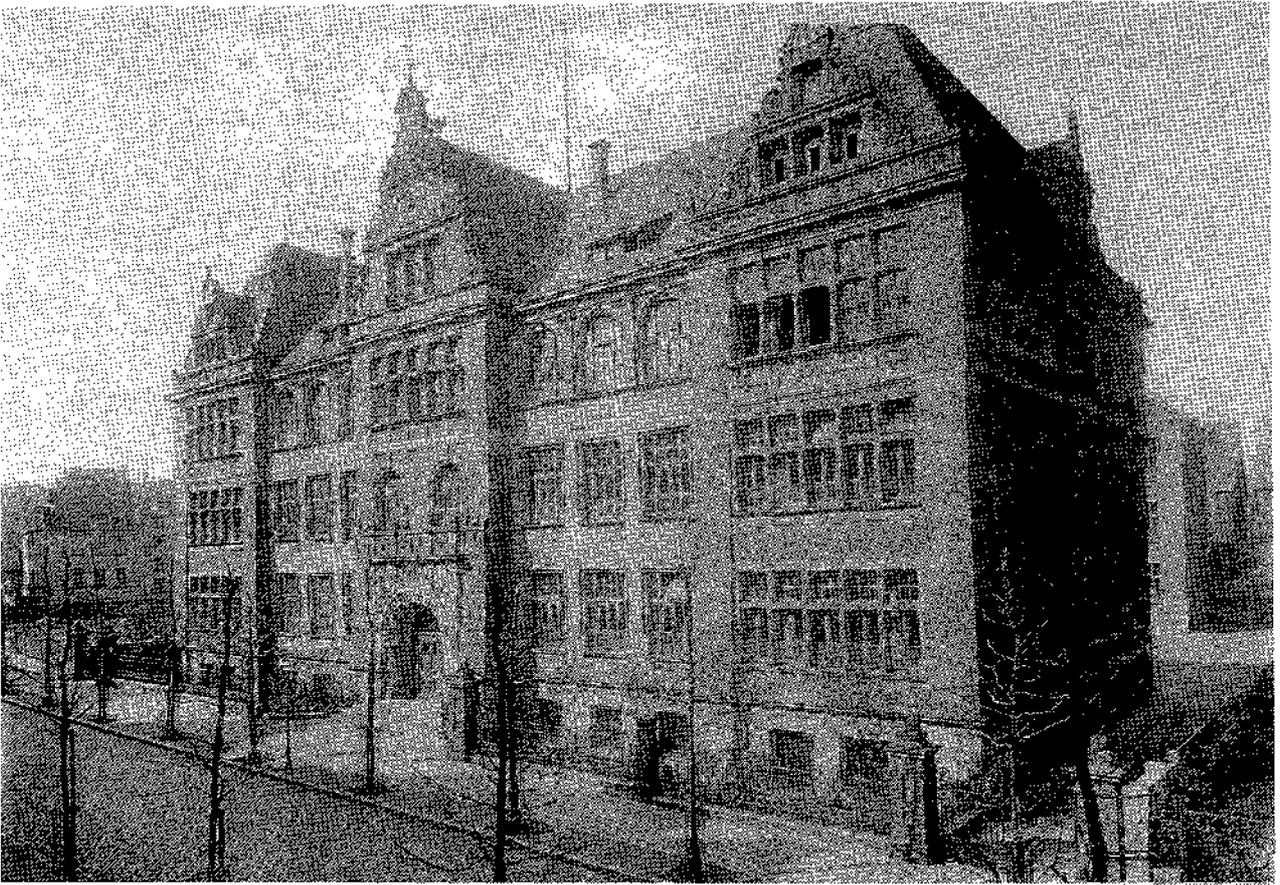


Abb. 31
Die Humboldt-Schule 1910

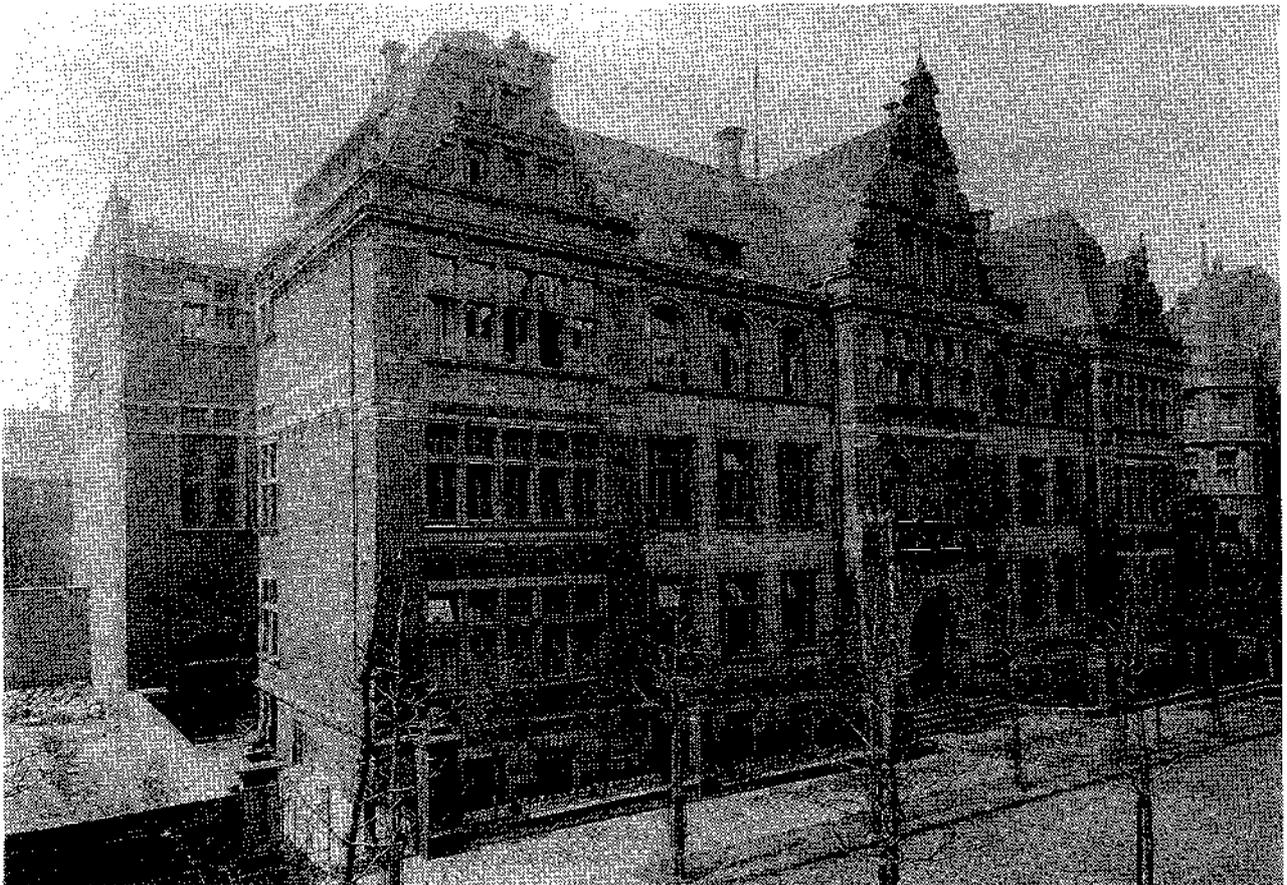


Abb. 32

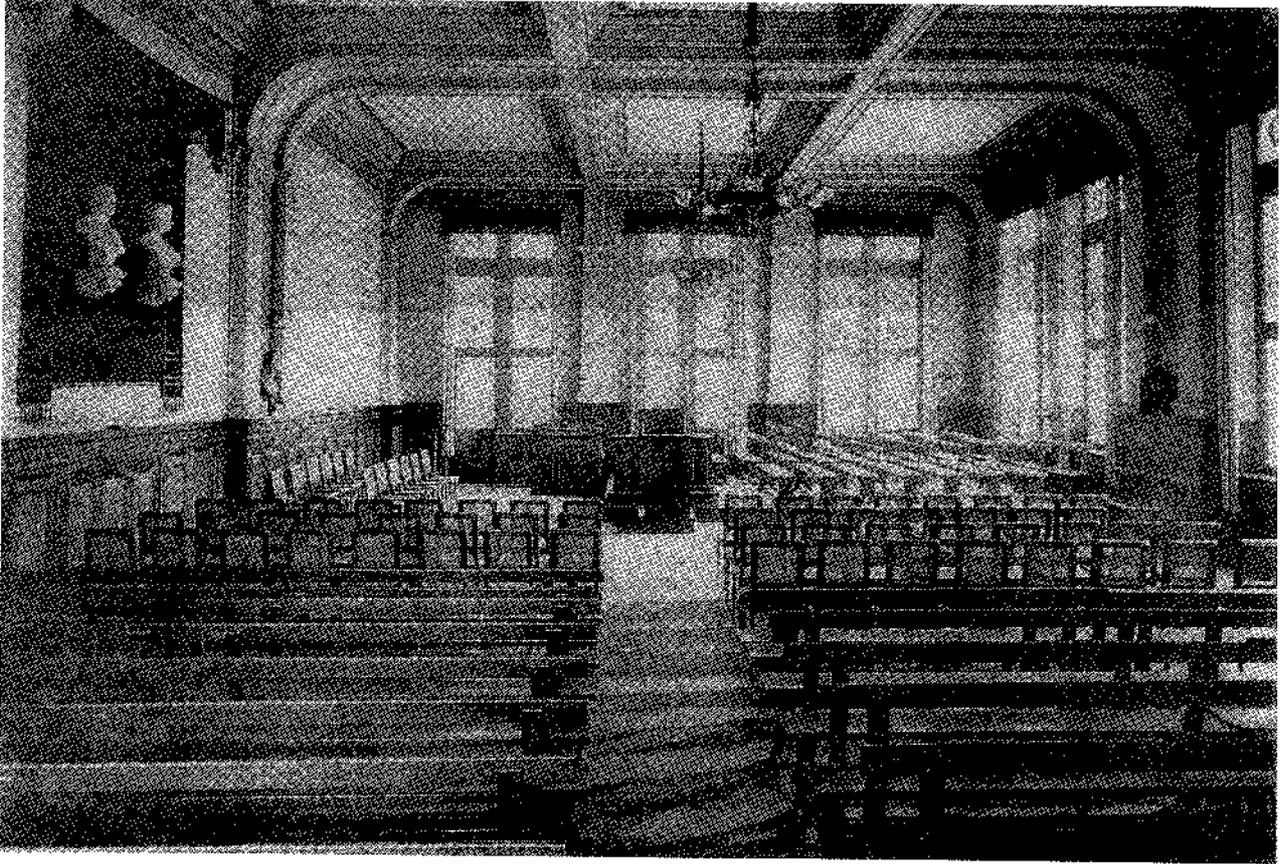


Abbildung 33
Die Aula

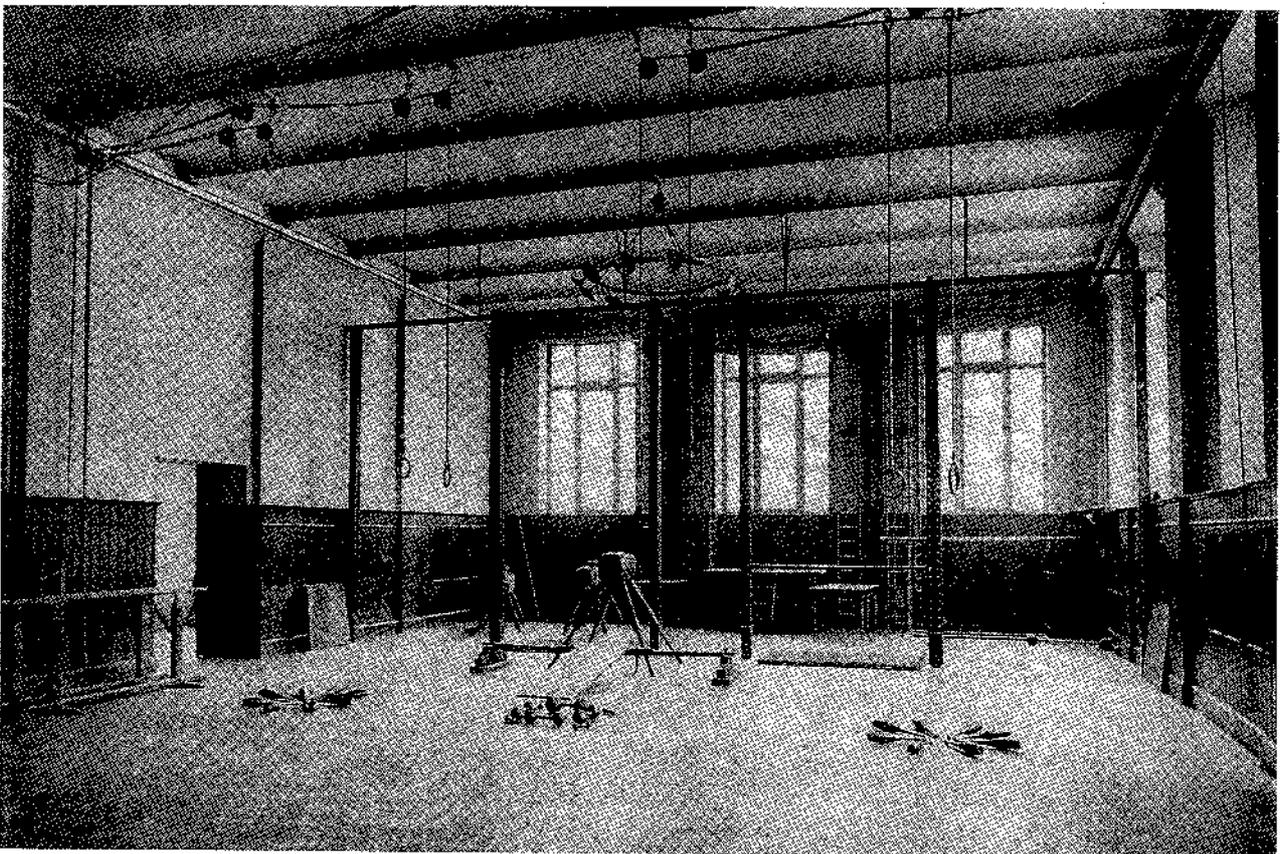


Abb. 34
Die Turnhalle



Abb. 35
1910: Kunstunterricht



Abb. 36
1910: Oberprima

Im Nationalsozialismus



SA-Aufmarsch Hannover 1933

Zwei auf die Zeit des Nationalsozialismus bezügliche Fragen haben uns vom Anfang unserer Arbeit an besonders beschäftigt; die erste:

- Wer waren die beiden jüdischen Frauen, die sich im Haus Nr. 10 der Beethovenstraße umgebracht haben sollen, und wie ist es zu diesem Ereignis gekommen?

Hierzu sind wir auf absichtlich oder unabsichtlich vernichtete Aktenbestände, viel Vergessen, Unwissen und Schweigen gestoßen - aber auch auf unverstellt offene, hilfsbereite, an Aufklärung und Erinnerung interessierte Menschen. Das Ergebnis fünfmonatiger Recherche stellt nicht zufrieden, auch haben wir es nicht geschafft, übers Erforschen hinauszugehen und noch im Kontext des Straßenjubiläums etwas gegen das Vergessen zu tun. Die Sache weiterhin auf sich beruhen zu lassen, erschien uns aber ganz und gar unerträglich. Mögen die Leser beurteilen, ob wir mit dem folgenden "Gedenkblatt" eine angemessene Lösung gefunden haben.

Die zweite Frage war:

- Wer waren die Zwangsarbeiter, die im Schulgebäude untergebracht waren, und wie ist es ihnen ergangen?

Auch hier sind wir nicht so weit gekommen, wie wir es gewünscht hätten: schön wäre es gewesen, wir hätten noch einige der Menschen, die in unserm Schulgebäude gefangen waren, aufgefunden und zum Jubiläum einladen können! Immerhin können wir mit dem Schlußbericht der Schüler-Lehrer-Anwohner-Gruppe, die weit über die Projektwoche hinaus gearbeitet hat, solide Erkenntnisse vorweisen, die durch das Interview mit dem damals halbwüchsigen Heizerssohn Könemann willkommen ergänzt werden. Eine besonders wichtige Ergänzung stellen die Auszüge aus den Briefen von Tilde Hunsperger-Reinecke und ihrem Bruder Udo Reinecke dar, die als Kinder die Befreiung durch die Amerikaner erlebten und eindrucksvoll vom Fest der Befreiten erzählen - dies jedoch erst im folgenden Kapitel .

In Frau Hunspergers ersten Briefen erfahren wir, wie ein sehr aufmerksames und sensibles kleines Mädchen die Nazizeit erlebt hat, sie ist auch der einzige Mensch, den wir finden konnten, der konkret Erlebtes zum Tod der jüdischen Frauen erzählen konnte. Ihr Brief hat dann Herrn Könemann entscheidende Anstöße gegeben, der zu diesem Thema Ergänzendes, darunter zumindest ein ganz wichtiges Detail (SA-Posten vor dem Haus!) beisteuert.

Herr Könemann hat aber auch noch anderes Wichtige zu berichten. Er weiß von weiteren jüdischen Anwohnern; besonders arrührend: seine Erzählung vom kleinen jüdischen Jungen, der nur am Fenster

stehen und nicht ins Freie durfte, den die Kinder einerseits bedauern, den sie andererseits "verkloppt" hätten, den "Judenbengel".

Wie weit er recht hat, wenn er den Mythos vom widerständig-roten Linden korrigiert, soll hier nicht erörtert werden. Könemann:

Nazis waren sie auch alle, bis auf die paar, die den Mund nicht aufmachen durften und auch nicht aufgemacht haben. Geschrien haben sie alle. Linden soll immer rotkommunistisch gewesen sein, aber Fahnen haben in jeder Straße, in jedem Haus gehangen, und Hitlerbilder im Fenster. Der eine oder andere, der keine Fahne hatte, wurde angebeiert.

Über die Humboldtschule im Nationalsozialismus erfahren wir Wichtiges von Herrn Meyer und Herrn Baden, wobei nicht übersehen werden darf, daß Herr Baden uns eine Rede überlassen hat, die er vor Klassenkameraden gehalten hat, die also auch in einem entsprechenden Ton verfaßt ist.

Schließlich drucken wir einen weiteren Auszug aus dem anfangs des vorigen Kapitels schon charakterisierten Quellenmaterial der Humboldtschule ab, in dem sich wiederum sehr Interessantes findet. Es war eben nicht so, daß nationalsozialistische Herrschaft überall gleich funktionierte und alle Deutschen, die nicht Verbrecher waren, keine Handlungsmöglichkeiten besessen hätten.

Wichtige Ergänzungen finden sich wiederum im "Längsschnitte"-Kapitel: bei Lehmann, Wolf, Busch, auch bei Heidrich und Neumann.

HA

Gedenkblatt für Gertrud und Marie Lenzberg

Im Jahr 1935 bezogen die Schwestern Marie und Gertrud Lenzberg die Wohnung im ersten Stock der Beethovenstraße 10. Am 8.8.1938 nahmen sie sich beide dort das Leben. Die Ältere der beiden, Marie Lenzberg, wurde 1886 in Rinteln geboren, in den folgenden Jahren zog die Familie Lenzberg nach Hannover. 1890 wurde die jüngere Tochter Gertrud dort geboren. Die Schwestern waren Teilhaberinnen der Fabrik Gebrüder Lenzberg & von der Walde, die sie vermutlich von ihrem Vater übernahmen.

Vom Elternhaus her gehörten beide dem jüdischen Glauben an, doch die ganze Familie war zur evangelischen Kirche gewechselt, der Zeitpunkt ist nicht bekannt. Wobei nur bei einer der beiden Schwestern als Religionszugehörigkeit die evangelische eingetragen ist, doch da die ganze Familie nicht auf dem jüdischen Friedhof begraben wurde, kann man davon ausgehen, daß auch die andere Schwester konvertiert war.

Die Gründe für den Freitod der Schwestern Lenzberg sind unbekannt, es läßt sich nur darüber spekulieren. Es gibt auch keine Unterlagen darüber, ob die beiden Schwestern zum Zeitpunkt ihres Todes bereits als Jüdinnen erfaßt worden waren. Man kann aber davon ausgehen, daß der Auslöser für solch eine verzweifelte Tat im Antisemitismus des Nationalsozialismus liegt.

Vielleicht wurde ihre Fabrik enteignet, sie wurden diskriminiert und ausgegrenzt.

Oft haben Christen jüdischer Herkunft wenig Unterstützung in ihrer Kirchengemeinde erfahren.

Die ganze Familie wurde auf dem Engesohder Friedhof beigesetzt. Die Grabstelle existiert nicht mehr.

Anna Metsch, Januar/Februar 1998.

Anna Metsch ist im Haus Beethovenstraße 10 aufgewachsen und, jetzt Schülerin im gegenüberliegenden Gebäude; vgl. ihren Beitrag und den von Petra Metsch / Viera Nesporova in Teil E dieses Buches; mit Dank für Hinweise und Unterstützung bei den Recherchen an Matthias Hamann, ehemaliger Mitbewohner von Nr. 10, Medizinhistoriker; er hat von seiner Vormieterin Frau Gosewisch, deren Vormieterinnen wiederum die beiden Frauen waren, von deren Schicksal erfahren und diese Erinnerung an uns weitergegeben; Peter Schulze, Stadtarchiv Hannover, der sich wie kein anderer in der Geschichte der Juden in Hannover auskennt. -

Im März erreichte uns dann aus Zürich der erste Brief einer Augenzeugin, deren Beiträge an späterer Stelle vollständig wiedergegeben werden:

Ich habe zum Teil sehr starke Erinnerungen aus den dreißiger Jahren. Eine, die ich nicht vergessen kann, ist, daß ich als kleines Mädchen vor Nr. 10 stand und die Polizei zwei Leichen aus dem Hause transportierte. Wie meine Mutter mir dann sagte, waren das zwei alte Damen, die sich vergast hatten. Jüdinnen. [...]

Meine Mutter war 1938, als sich die jüdischen Damen vergasteten, eine sehr junge Frau von 29 Jahren mit vier Kindern die, ich vermute, Angst vor den Folgen hatte, wenn sie mit ihren Kindern über Hitlers Praktiken sprach und uns dazu anhielt, leise zu sprechen, wenn wir in der Stube im Erker saßen, denn "der Führer hört alles".

Tilde Hunsperger

Dieses Schreiben löste dann intensive Erinnerungen auch bei Herrn Könemann aus, der als Sohn des Humboldtschul-Heizers im gegenüberliegenden Hofgebäude aufgewachsen ist. In dem ebenfalls später abgedruckten Interview mit ihm auf die Frage, ob die Frauen evtl. auch von Nachbarn drangsaliert worden seien:

Nein. Die hatten so einen kleinen schwarzen Hund Fiffi, waren immer elegant gekleidet, mit schwarzem, eingeschlagenem Haar. Ich habe sie so bewundert, mit 12-13 Jahren. Die hatten die Fabrik am Schnellweg, Fössestraße, es hieß, sie waren kulant zu ihren Angestellten.

Hier in der Straße haben SA-Leute haben mal so einen Tag vor der Haustür Wache gestanden, wollten wohl wissen, wer da ein und ausging. "Trittst du als Deutscher hier herein, soll dein Gruß Heil Hitler sein".

Kapital und die Fabrik wurden wohl beschlagnahmt. Ich weiß nicht. Das hat einem leid getan. Die waren immer nett. Die hatten ein Dienstmädchen, wenn man da Kuchen oder Brötchen für sie holte, hat man einen Apfel oder fünf Pfennig bekommen. Man war natürlich immer neugierig, in die Wohnung zu kommen.



Wir haben dann noch folgende Spuren gefunden:

Taufbuch der reformierten Gemeinde Hannover 1902:

den 26. Juni: Lenzberg, Georg, geb. 10. Mai 1856, Rechtsanwalt und Notar in Hannover

Lenzberg, Friederike, geb. Jessurum, geb. 10. Juli 1865 in Lormar /Bormar??

Totenbuch der reformierten Gemeinde Hannover:

1922: Georg Julius Lenzberg, Rechtsanwalt und Notar, gest. 6. 3. 1922, 65 Jahre, Bestattung Stöcken

Adreßbuch-Eintragungen:

1908: Hugo Lenzberg, Karlstraße 1a; Gebrüder Lenzberg, Daunensteppdeckenfabrik, Karlstraße 1a

Justizrat Georg Lenzberg, Kantplatz 1a

Sanitätsrätin Henriette Lenzberg, geb. Stern, Sedanstraße x

1929: Gebrüder Lenzberg, Daunensteppdeckenfabrik, Fössestraße 29

Hugo Lenzberg, Fabrikant, Königstraße 13

Marie Lenzberg, Privatière, Königstraße 13

Ernst Lenzberg, Rechtsanwalt

Frieda Lenzberg, Witwe Justizrat Lenzberg

Lily Lenzberg, Tanzschule, Bödecker Straße 96

1936: Ernst Lenzberg, Rechtsanwalt

Gebrüder Lenzberg und von der Walde, Daunensteppdeckenfabrik, Fössestr. 79

Gertrud Lenzberg, Fabrikantin, Beethovenstraße 10

Marie Lenzberg, Fabrikantin, Beethovenstraße 10

1939: Keine Lenzbergs mehr im Adreßbuch; unter Fössestr. 79 aber noch: Gebrüder Lenzberg und von der Walde, Daunensteppdeckenfabrik. Unter gleicher Adresse aber jetzt auch: W. Tropitzsch, Daunensteppdecken.

Der Hinterhoffabrikant Hugo Lenzberg, bei dem Privat- und Geschäftsadresse sich 1908 noch deckten, ist also mit dem Betrieb in ein - sehr geräumiges (s. Bild) - Fabrikgebäude in Linden, privat unter eine sehr vornehme Adresse in Hannover gezogen. Dort wohnte seine Tochter Marie bei ihm, ohne berufstätig zu sein. Warum zog sie nach dem Tod des Vaters mit ihrer Schwester in die Beethovenstraße, warum brachten sich die beiden dort 1938 um? Wir wußten es nicht, bis wir über Kontakte bei einer Besichtigung des Fabrikgebäudes auf den über neunzigjährigen Herrn Rapp stießen, der auf dem Hof des Fabrikgebäudes gewohnt hatte. Herr Rapp hat die Schwestern jeden Morgen kommen und jeden Abend gehen sehen: sie haben also die gererbte Fabrik selbst geleitet, wohnhaft in der zugleich nahe gelegenen und standesgemäßen Beethovenstraße. Von ihrem Tod wußte Herr Rapp nichts - aber eines Tages seien sie ausgeblieben, "weil die

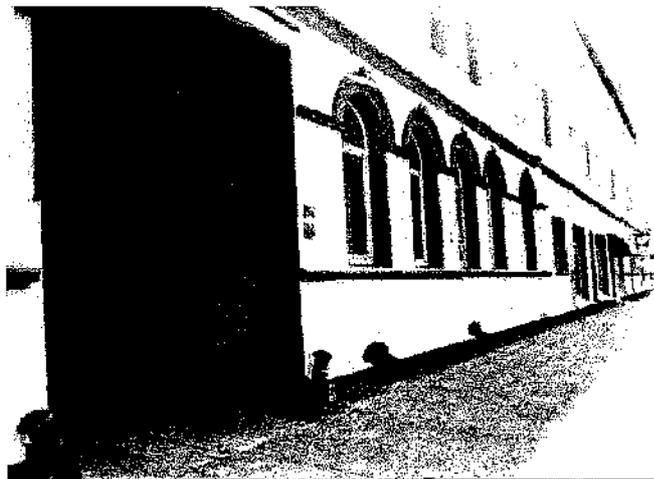


Bild: Das ehem. Fabrikgebäude in der Fössestraße heute

Nazis ihnen die Fabrik weggenommen" hätten, so sei es erzählt worden. Es ist also so, daß die (durch die Nürnberger Rassegesetzgebung legitimierte) Übereignung in deutsche Hand ("Arisierung") und damit der Entzug der Existenzgrundlage ihrem Freitod vorausgegangen ist. Vielleicht war es so, daß die Verankerung in einer sehr qualifizierten und verantwortungsvollen Berufstätigkeit zusammen mit der Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinde und der Behemutung in der vornehm-bürgerlichen Beethovenstraße dazu führten, daß die beiden nicht rechtzeitig von der ihnen als vermögenden Menschen ja durchaus offenstehenden Möglichkeit der Auswanderung Gebrauch machten.

Wir wissen nicht, welcher Lenzberg oder welche Lenzbergs der Bruder / die Brüder und Teilhaber des Vaters Kurt Lenzberg gewesen sind. Die Adreßbücher vermitteln den Eindruck einer erfolgreichen Juristenfamilie, in der es (besonders für die Zeit!) bemerkenswert starke und eigenwillige Frauen gab.

Ein Zufall hat uns die nebenstehend als Faksimile wiedergegebene Karte in die Hände gespielt: sie fand sich im Nachlaß des Gewerberats Dr. von Langsdorff, Beethovenstraße 12 (vgl. Einwohnerverzeichnis), dessen Urenkel durch Zufall in der Beethovenstraße "auftauchte". Wer dieser Lenzberg war, der hier zum Tod der 1927 verstorbenen Frau von Langsdorff kondoliert und in welcher Beziehung er zu den Damen stand, die sich elf Jahre später das Leben nehmen würden, wissen wir nicht. Trotzdem erschien es uns nicht übertrieben, diese Spur einer aus Hannover und Deutschland vertilgten Familie aufzubewahren, so geringfügig sie auch sein mag.

HA

Hannover, 18.9.22.

Doppelh. N. 1.

Herrn Rapp
in der angenehme für die
Herrn Rapp für die Frau
oft eine prächtige beständige
Karte. Ich bin Ihnen für die
Herrn Rapp für die Frau
die Karte und die Karte für
die Karte der Herr Rapp
Herr Rapp

Die Humboldtschule in der Zeit des Nationalsozialismus

Zweiter Teil der Erinnerungen

Humboldtschule

An Ostern 1935 bis 31.12.1942 besuchte ich die Humboldtschule. Vorweg gleich zu Ihren Fragen. Vom Tod der beiden jüdischen Frauen in Nr.10 habe ich erst von Ihnen erfahren. Auch die von mir befragten Mitschüler wissen davon nichts. Wenn nicht ein Klassenkamerad in Nr. 6 gewohnt hätte, hätten wir sowieso nie zur Kenntnis genommen, wer in der Beethovenstr. wohnen würde. Daß Bewohner der Konkordiastr. als "Proleten" nicht durch die Beethovenstr. hätten gehen dürfen, ist absoluter Quatsch. Zudem muß man wissen, daß es ab 1933 keine Proleten mehr gab, es gab nur Arbeiter der Stirn und der Faust, wie das damals hieß. Das Jahr 1933 stellte eine "soziale Revolution" dar, wenn es überhaupt eine Revolution wirklich war. Offiziell waren alle Klassenunterschiede aufgehoben worden. In realiter ging das nicht spontan vor sich, aber durch die Hitlerjugend geschah auf diesem Sektor doch schon enorm viel.

Von jüdischen Mitschülern in der Humboldtschule ist mir und meinen Mitschülern nichts bekannt. Vielleicht gab es in der Oberstufe zu dieser Zeit den einen oder anderen. Aber man kannte sich doch gar nicht unter den einzelnen Klassenstufen. Das Charakteristikum der Humboldtschule war ihre Ausrichtung auf das Kalenberger Land bis hin zum Deister. Gut 50% unserer Klassenkameraden kamen vom Land (Bauernjungen), von Devese, Landringhausen, Ihme-Roloven, Empelde, Badenstedt, Everloh usw. Aus Linden kamen Kinder von der mittleren und gehobenen Beamenschicht, Kaufmannskinder, und in der Klasse waren zwei reine Arbeiterkinder, die eine Freistelle hatten, denn unsere Väter mußten noch monatlich 20,00 RM Schulgeld berappen, das vom Hausmeister eingezogen wurde. Unser Lehrerkollegium war national-konservativ eingestellt, ob monarchisch, kann ich nicht sagen; auf keinen Fall schaute es "to the new republic", wie Herr Lehman aus USA meint (vgl. die Lebensgeschichte von Hans J. Lehmann im Kapitel "Längsschnitte"). Das Gegenteil war der Fall. Das Gros der Lehrer bestand aus Kriegsteilnehmern und Reserveoffizieren, die im 1. Weltkrieg einige harte Blessuren heimgebracht hatten. Von dieser Seite gab es also nicht den Hauch von Disziplinschwierigkeiten. Ergebnis: bei lieben, aber ausgesprochen schwachen Lehrern - wie unser Musiklehrer Krebs, genannt Mozart - brach die Meute oftmals aus. M.W. gab es auch einen echten Ludendorffanhänger, Dr. Engel, genannt Schaute, der Math., Physik und Erdk. unterrichtete. In der Unterstufe ein gefürchteter Lehrer, in der Oberstufe dagegen das Gegenteil, ein recht beliebter Pädagoge. Die wirklich ausstrahlende Persönlichkeit war der Chef, Prof. Dr. Leo Wolf. Gut 190 cm groß, oberschenkelamputiert aus dem Krieg gekommen. Schwerpunktfach Germanistik. Wer seine Gesundheit im Krieg geopfert hatte, konnte seinem Vaterland nur engstens verbunden sein. In diesem Sinn wurden wir, wenn auch nicht vordergründig doch unbewußt erzogen. Solange diese hervorragende Mann Direktor war, entließ er jeden Abiturientenjahrgang mit dem abgeänderten Text des 137. Psalms Vers 5:

Vergaße ich Dein, Deutschland, so würde ich meiner Rechten vergessen.

Das waren Jahr für Jahr seine letzten Worte. Danach verließen wir alle schweigsam die Aula und die

Abiturienten gingen ins Leben hinaus. Man hatte ein Gefühl für Stil und Würde, unbotmäßige Chaostage wie heute wären undenkbar gewesen. Die Schulwoche begann grundsätzlich montagmorgens mit einer Andacht in der Aula. Wehe, wir hatten unser Gesangbuch vergessen; dann war Brummtag angesagt. In den Jahren 1934/36 gab es den sogenannten Staatsjugendtag, d.h. die in der HJ. organisierten Schüler hatten am Sonnabend Dienst in der HJ, und die Nichtmitglieder hatten vollständigen Unterricht zu absolvieren. Als ich 1935 auf die Humboldtschule kam, waren immerhin noch rund 20% nicht in der HJ, denn zum Unterricht erschienen noch immer zwei Klassen von zusammen etwa 60 bis 70 Schüler. Der Staatsjugendtag wurde dann ja später wieder aufgehoben. Pressuren von Seiten der Partei auf das Lehrerkollegium oder gar den Unterricht sind mir nicht bekannt. Im Gegenteil: Ein Klassenkamerad berichtete mir, daß er von der Standortführerschaft zur Unterstützung der Lehrer in der Kinderlandverschickung als Fähnleinführer für den Dienst im Protektorat vorgesehen sei. Zu diesem Zweck mußte er beim Direktor um Urlaub von der Schule nachsuchen. Wolf lehnte das ab mit den Worten: "Von meiner Schule kommt dort keiner hin" Das war im Jahr 1942. Als mein Klassenkamerad infolge seiner Pimpfenführertätigkeit, die viel Zeit in Anspruch nahm, in der Schule "wackelig" stand und seine Mutter dieserhalb zum Klassenlehrer bestellt worden war, sie ihm die Gründe darlegte, der Mutter antwortete: "Dann wollen wir ihm das mal gründlich austreiben". Das war 1941. Bei dem Klassenlehrer handelte es sich um den im Krieg reaktivierten Oberstudiendirektor i.R. Dr. Rüttgers, genannt Vampe, ein gefürchteter Lateinlehrer. Es war also nicht so, daß in unseren Schulen reine NS-Willkür herrschte, die Partei blieb für uns Schüler außen vor. Ein weiteres Beispiel: In Klasse 9 war ich Klassensprecher, unser Klassenlehrer OSTR. Dr. Berlage - er war wohl Parteigenosse, bin mir aber nicht sicher - wollte von mir den Namen eines "Missetäters" wissen. Petzen ging gegen unsere Pimpfenehre. Ich verriet nichts. Da ging er mit mir auf den Gang außerhalb des Klassenzimmers und zog mir zwei kräftige Schläge auf mein Hinterteil, das war in Obertertia zu einer Zeit, da Schläge als ehrenrührig in der Schule bereits untersagt waren. Das war Schulalltag in realiter im 3. Reich! Aber das Reich war groß, woanders mag es anders ausgesehen haben. Es hing von den Menschen ab.

Nun noch dies, um den Charakter des Lehrerkollegiums abzurunden: Die Humboldtschule besaß ein sehr schönes Landheim in Ovelgönne (Oldau-Wietze-Steinförde-Celle). Unsere Eltern mußten monatlich einen Beitrag von 1 RM für das Landheim bezahlen und für den 14tägigen Aufenthalt noch einmal pro Tag 1 Reichsmark Verpflegungsgeld. Jedes Jahr fuhr jede Klasse einmal für zwei Wochen in das Landheim. Eine wunderbare Sache. Anordnung des Direktors: Klassenbücher gehen nicht mit in das Landheim! Somit konnte er nicht die Tätigkeit im Landheim nachkontrollieren; denn selbstverständlich sollte dort täglich Schule abgehalten werden und selbstverständlich geschah dies nur bei absolut verregneten Tagen, und dann wurden nur Lieder von Hermann Löns gesungen oder seine Geschichten vorgelesen. Dieser Mann war auch einfach souverän gegenüber dem Provinzialschulkollegium, wie damals die vorgesetzte

Dienstbehörde hieß. Im Landheim herrschte bei aller Freiheit ein streng militärisches Reglement, verständlich bei Reserveoffizieren als Lehrer. Um 07⁰⁰ Wecken und Frühsport mit Waldlauf, dann Waschen und kurz vor 08⁰⁰ Uhr Flaggenappell, es wurde die Schulfahne gehißt. Der Klassensprecher der Oberstufenklasse meldete die Klassen dem diensthabenden Lehrer zum Flaggenappell angetreten. Das geschah völlig unabhängig vom NS-Einfluß. Anschließend Morgenkaffee: Malzkaffee mit Milch und zwei Scheiben Brot vom 6-Pfund-Brot mit Vierfrucht-marmelade bestrichen. Große "Fresser" bekamen noch eine Scheibe nach. Dann ging es hinaus in den schönen Heidewald und die damals noch weit verbreitete Heidefläche, wie Löns sie uns beschrieben hat. Geländespiele, Sport oder auch Marschieren nach Karte und Kompaß wechselten ab - alles ohne Hitlerjugend, obwohl wir inzwischen ja dort alle Dienst taten; denn praktisch stellten die Oberschüler die Führerschaft der Pimpfen. Nur die körperlich wirklich ungeeigneten Klassenkameraden - die es auch gab: Asthmatiker o.ä. - waren dies nicht. In den großen Ferien konnten Schüler, die nicht mit ihren Eltern verreisten - damals die Masse - für die gleichen

Kosten die Ferien im Landheim verbringen. Es fanden sich genug Lehrer, die gern die Aufsicht in dieser Zeit übernahmen. Diese fast idyllische Schulzeit im Landheim wurde leider durch den Ausbruch des Krieges unterbrochen. Im Krieg gab es keine Landheimzeit.

Ab 1938 wurde laut Ministererlaß der Beginn und das Ende des Schuljahres, also zu Ostern, mit einem Flaggenappell gefeiert. Zu diesem Zweck zog die Schülerschaft mit nur wenigen Lehrern vor das Schulgebäude in der Beethovenstr. und holten die Flagge ein bzw. hißten sie. Das Kommando dazu hatte immer der Sportlehrer zu geben. Ein verdienstvoller Mann vom TKH, namens August Biewald. Er hatte wohl die durchdringendste Stimme. Es wurden die Nationalhymnen gesungen: damals das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied. Danach sollte eigentlich Schluß sein. Jetzt mußten wir aber alle noch in die Aula kommen, wo Lupus (Prof. Wolf) eine zu Herzen gehende kurze Ansprache hielt. Diese kleine Besinnungsminute endete grundsätzlich mit dem Lied: Geh' aus mein Herz und suche Freud...". Schulalltag der Humboldtschule zur NS-Zeit!



Kindheit in der Beethovenstraße: dreißiger und vierziger Jahre

Interview mit Herrn Könemann, dem Sohn des Heizers der Humboldtschule
(Marius Arndt, Jeanette Asbeck, Christiane Müller)

Heinz Könemann ist 1925 als Sohn des Heizers der Humboldtschule in der Beethovenstraße geboren worden. Im Hinterhaus des Schulgebäudes, des heutigen B-Hauses der IGS. Zwei Jahre später kam seine Schwester zur Welt. Familie Könemann hat dort 30 Jahre lang gelebt. Heute ist er Inhaber eines größeren Modegeschäfts in der Limmer Straße.

Er erinnert sich an viele frühere Bewohner der Beethovenstraße, an die Bäckerei Schönemann an der Ecke neben Nr. 12, in der sein alter Freund und langjähriger Kegelbruder gewohnt hat, an Herrn Münte, den Hausmeister der alten Humboldtschule, an den schicken Oldtimer in der Straße und die dicken, alten Bäume, deren Laub ein zeltartiges Dach über der Straße bildeten. Als kleiner Junge hat er heimlich "Schürrebahnen" auf dem Schulhof "angelegt", indem er dort, wenn es kalt war, Wasser ausschüttete, damit er mit seinen Freunden schlittern konnte, bis "der Münte" es entdeckte und Asche über das Eis streute. Sein Freund Schönemann wollte immer wieder gerne "Schule spielen", er dagegen spielte lieber "Bäcker" in der warmen Backstube. Natürlich heimlich, weil sie immer "Schimpfe gekriegt haben", wenn sie in der Backstube "am Teig waren".

Er wurde mit sechs Jahren in die Bürgerschule 47 am Lindener Markt eingeschult, in dem Gebäude der jetzigen Grundschule am Lindener Markt. Dann ging er zur Mittelschule am Lindener Berg ("Kleines Haus" der IGS). Heinz Könemann erinnert sich an viele der damaligen Bewohner, weil er als Kind - für einen Apfel oder eine andere kleine Belohnung - bei Umzügen geholfen oder Bücher von der Buchhandlung am Schwarzen Bären ausgetragen hat. Könemann:

In Nr. 2 wohnte Pastor Renner, in der zweiten Etage. Und der Hausmeister Sticken mit seinem Sohn Richard.

Nr. 4 gehörte Eschemann, die hatten ein Fotogeschäft in der Steintorstraße, wurden ausgebombt und sind weggezogen. Die haben uns öfter besucht nach dem Kriege, Mutter und Tochter.

In der zweiten Etage wohnte Professor Walz mit seiner Tochter Gutti.

In Nr. 6 wohnten Reineckes. Uwe, Heinz, Matilde, ... fünf Kinder. Oben wohnte der von der Egestorff (Hanomag), der war nie da. Das war eine geheimnisvolle Wohnung mit Vorhängen und dicken grünen Lampen. Als Kind hat man das so empfunden.

In Nr. 10 wohnten während des Krieges Haupt und Feder. Feder war ein Luftschutzgeneral, Haupt Lehrerswitwe. Mit zwei Kindern: Horst und Sigrid, Horst ist verschollen und Sigrid hat nach England geheiratet.

In der 2. Etage lebte Gerd Eichmann, er war zwei Jahre jünger als ich und ging zur Humboldtschule. Er hat Harfe gespielt, seine Mutter starb im Krieg.

In Nr. 10 war Renner Hausmeister.

Im Parterre wohnte ein Schachtmeister in einem Straßenbauunternehmen. Rudi Wenzel und Frau Kühn hießen die. Sie hatten auch 4-5 Kinder, das war eine aparte Frau, die Frau Kühn.

In der 1. Etage wohnte Dr. Seibold, später ist dort ein Frauenarzt eingezogen.

In der 2. Etage wohnte Ehepaar Schwarz.

Die Bäckerei Schönemann an der Ecke war ein Familienbetrieb, Vater Paul, Großvater August Schönemann. Der Sohn Helmut, mein Freund und langjähriger Kegelbruder ist dann weggegangen, zum VW-Werk. Danach war wieder eine Bäckerei drin.

Über seinen Lebensweg erzählte Herr Könemann:

Ich bin ein Jahr in Amerika gewesen und zwei Jahre in England. April '48 bin ich wieder zurückgekommen. Aus

der Gefangenschaft. Da war noch keine Währungsreform. Meine Eltern hatten zu essen und eigentlich auch sonst alles. Meine Mutter war Schneiderin und fuhr über Land und blieb immer ein paar Tage und brachte Spargel mit oder ein bißchen Kartoffeln. Hunger haben wir nie gehabt, also wir nicht. Aber nur aufgrund des Einsatzes von meinem Vater und meiner Mutter. Und dann kriegtest du keine Lebensmittelmarken und mußtest dich beim Arbeitsamt melden.

Ich hatte mir ja in England als Autodidakt Englisch beigebracht und bekam dann einen Job in der Schreibstube beim Engländer. Und da bin ich dann zehn Jahre als documentation-clark geblieben, bis die Einheit nach Detmoldt zog. Die letzten zwei Jahre war ich in Detmoldt, da habe ich dann meine Frau kennengelernt und wir sind nach Hannover gezogen. Mein Vater hat dann bald eine Wohnung in der Wittekindstraße für uns entdeckt. Er selbst wohnte im Kötnerholzweg neben der Post, er kriegte eine Wohnung von der Stadt, als er pensioniert worden war. 1970 haben wir dann in Davenstedt ein Grundstück gekauft. Mein Sohn ist '64 geboren, bis '70 haben wir in der Wittekindstraße gewohnt. Ich bin gelernter Elektrokaufmann und drei Jahre in die Lehre gegangen, bei Dietke und Wiese. Bis '43, da bin ich im Mai ein Vierteljahr zum Arbeitsdienst und dann zwei Jahre Soldat und drei Jahre in Gefangenschaft.

Wir haben Herrn Könemann besonders nach Erlebnissen mit Nazis und jüdischen Nachbarn befragt. Könemann:

Unser Lehrer war Stammführer in der Hitlerjugend, so wie der Müller aus der Beethovenstraße Nr. 7, der war auch Stammführer. In meine Klasse ging Levi, aber es gab wenig Juden hier in Linden.

In Nr. 7 hat oben Müller gewohnt, der war in der Partei, das war ein ganz großer Nazi.

Ecke Dieckborn- / Wittekindstraße war ein jüdisches Geschäft, Heimann, da haben wir auch gekauft. Die sind dann nach Amerika.

In der Wittekindstr. 18 haben Goldsteins gewohnt, die waren Hauseigentümer.

Wie bekommt man das als Kind eigentlich mit, daß das so ein Nazi war?

Na, die grüßten mit "Heil Hitler", trugen Uniform, und es waren Fahnen rausgehängt. '33 guckten aus jedem Haus Fahnen: viele von den Nazis, aber auch drei Veilchen, Kommunisten, ... sechs verschiedene Fahnen. In der Gaststätte Wittekindstraße - Ecke Konkordiastraße war ein Nazi-Parteilokal. Es gab Schlägereien zwischen Kommunisten und Nazis. Wie man das als Kind so mitgekriegt hat, mit 8-10 Jahren.

Sind die beiden jüdischen Schwestern Lenzberg in der Beethovenstraße auch von ihren Nachbarn schikaniert worden?

Nein. Die hatten so einen kleinen schwarzen Hund, Fiffi, waren immer elegant gekleidet, mit schwarzem, eingeschlagenem Haar. Ich habe sie so bewundert, mit 12-13 Jahren. Die hatten die Fabrik am Schnellweg, Fössestraße, es hieß, sie waren kulant zu ihren Angestellten. Hier in der Straße haben SA-Leute mal so einen Tag vor der Haustür Wache gestanden, wollten wohl wissen, wer

da ein und ausging. "Trittst du als Deutscher hier herein, soll dein Gruß Heil Hitler sein".

Kapital und die Fabrik wurden wohl beschlagnahmt. Ich weiß nicht. Das hat einem leid getan. Die waren immer nett. Die hatten ein Dienstmädchen, wenn man da Kuchen oder Brötchen für sie holte, hat man einen Apfel oder fünf Pfennig bekommen. Man war als Kind natürlich immer neugierig, in die Wohnung zu kommen.

Und neben dem Wäscheplatz und dem Kiosk von Frau Heidrich, wo heute der Spielplatz ist, haben Juden gewohnt. Da haben wir auch gesehen, wie die Möbel vor der Tür standen, nachher, die haben die SS abgeholt. Wir haben ab und zu gespielt mit dem Jungen, der da wohnte.

Der stand oft am Fenster und guckte raus, der hat uns leid getan. Er durfte nicht mit uns spielen, das wollte die SS nicht, und die Eltern haben auch die Schnauze gehalten. "Wirste verkloppt, Judenbengel", nicht. Der wäre verkloppt worden, von den Kindern. Wie es denn so war! Kinder!

Da marschierte Hitlerjugend vorbei, vor dem Kriege. Die trafen sich in der Schwalenberger Straße und am Lindener Marktplatz, aus allen Straßen, je nachdem. Sie wurden nach Altersgruppen eingeteilt. Da wurden dann Spiele gelernt und Lieder gesungen.

Wer zehn Jahre alt war, durfte in die Hitlerjugend, da mußte er eine Mutprobe machen. Im Bornumer Holz, auf dem Benter Berg oder so, mit Lagerfeuer und über einen Graben springen. Die, die ein paar Jahre älter waren, taten sich dann hervor, die hatten so eine Affenschaukel, so eine Schnur auf dem Hemd als Beförderung. In der Hitlerjugend waren sie alle.

Nazis waren sie auch alle, bis auf die paar, die den Mund nicht aufmachen durften und auch nicht aufgemacht haben. Geschrien haben sie alle. Linden soll immer rotkommunistisch gewesen sein, aber Fahnen haben in jeder Straße, in jedem Haus gehangen, und Hitlerbilder im Fenster. Der eine oder andere, der keine Fahne hatte, wurde angemeiert.

Wir hatten sieben Millionen Arbeitslose damals, die hat Hitler alle in Arbeit gesteckt, und die kriegten nur Geld, Arbeitslosenunterstützung, wenn sie was dafür getan haben, und wurden von hier bis an die holländische Grenze geschickt. Familienväter. Und sie kriegten vierundzwanzig Mark die Woche dafür. Man zahlte zwanzig - dreißig Mark Miete, das Geld mußte da sein. Die wurden verpflichtet vom Arbeitsamt.

Zu gern hätten wir Konkreteres von den im Schulgebäude untergebrachten Gefangenen erfahren, über ihren Alltag, ihre Beziehungen zu den deutschen Anwohner. Aber:

Von den Fremdarbeitern weiß ich nicht viel, da war ich Soldat. In der Konkordiastraße gab es Russen, der Schünemann hat für die gebacken.

Immerhin:

In der Schule haben die mit Feldbetten und Hängematten in den Schulzimmern gelebt. Und sie haben meiner Schwester nachgepiffen, wenn sie vorbeikam.

In der Bäckerei Buchholz, wo heute Göing drin ist, arbeitete eine Frau, die hat sich mit einem Italiener eingelassen. Der ist dann erst dageblieben, hat Bäcker gelernt, sie hat ein Kind von ihm gehabt, und dann ist er doch abgehauen, oder er mußte weg.

Vom "Geist" der Humboldtschule

Zweiter Teil

Aus Schüleraufsätzen zum Thema:

"Wie beabsichtigt der Nationalsozialismus die Raumfrage zu lösen?"

"Würde man z.B. die Tschechoslowakei angreifen, um das Sudetengebiet wieder an das Reich anzuschließen, so bedeutet das einen großen Krieg. Frankreich ist mit der Tschechoslowakei und der Sowjetunion verbündet. Erfüllt Frankreich seine Bündnispflichten, so muß auch die Sowjetunion Frankreich unterstützen. Den daraus entstehenden Zweifrontenkrieg müßte das Deutsche Reich in kürzester Zeit wegen Mangel an Kupfer, Öl, Eisenerz und Nahrungsmitteln verlieren."

"Die Raumfrage kann im Osten des Deutschen Reiches nicht gelöst werden. Der Führer hat ja mit Polen einen Nichtangriffspakt geschlossen. Den wird er auf alle Fälle halten, weil der Führer ein einmal gegebenes Wort in germanischer Treue hält."

Offensichtlich gab es keine Begeisterung, in einem Krieg Lebensraum im Osten zu erobern... Mit einer Lösung, die "Großdeutschland" hieß, waren die Schüler einverstanden, was sie nicht wollten, war eine kriegerische Auseinandersetzung.

Schule und Hitlerjugend

Es gab, wenn auch ausnahmsweise, heftige und vor allem wachsende Kritik an der Hitlerjugend. Ganz überraschend die folgende Aufgabenstellung:

"Jugend kann nur von Jugend geführt werden - Berechtigung und Grenzen der Forderung."

In dieser Aufgabe wird zu einer Auseinandersetzung mit einem Wort des "Führers" aufgefordert. Dieses Thema unterscheidet sich nicht nur im Inhalt von den vorher dargestellten, die stets nur verlangten, daß die Schüler sagen sollten, wie die Nationalsozialisten dieses oder jenes Problem gelöst hatten. Hier wurden sie zu Stellungnahme und Kritik aufgefordert, Kritik dazu noch an einem Wort des "Führers":

"Der Gegensatz von Hitlerjugend und Schule ist wohl das schwierigste Problem der heutigen Jugenderziehung. Der Lehrer ist in der Achtung der Schüler tief gesunken. Die Schuld trägt hieran der Reichsjugendführer. Wenn er in einer Rede vor Jugendlichen von den Magistern spricht, denen der Kalk aus der Hose riesele, nehmen die Jungen seine Worte begeistert auf und sehen ihre Lehrer in einem ganz falschen Licht. Gott sei Dank hat sich dieses in der letzten Zeit etwas gelegt, aber es wird nie zu einem Ausgleich zwischen Schule, Elternhaus auf der einen und Hitlerjugend auf der anderen Seite kommen.

Wenn die Führer zu jung sind, innerlich noch gar nicht reif sind, können sie einen Menschen charakterlich nicht erziehen. Für diese jungen HJ-Führer selbst ist es auch nicht gut, wenn sie schon zu früh eine leitende Stellung bekommen. Sie werden leicht überheblich.

Wohin das führt, wenn die Führer zu jung sind, sehen wir an den gegenwärtigen Zuständen in der HJ. Von Erziehung kann hier keine Rede mehr sein.

Ich muß aus diesen Gründen den Ausspruch "Jugend kann nur von Jugend geführt werden" ablehnen. Die Zustände in der HJ sprechen für sich."

Aus den Lebensläufen der Abiturienten ("Bildungsgängen")

"Gegen Ende des Schuljahres 1931/32 bekam ich zu einem Geländesportkurs in Munsterlager acht Tage Urlaub. In Munster wurden wir in einem Geländesportlager der Bündischen Jugend von preußischen Offizieren im wehrsportlichen Sinne erzogen. Waffen gab es zu unserem großen Bedauern dort nicht. Aber eine kleine Ahnung von preußischem Dnll haben uns diese drei Wochen harten soldatischen Lebens doch verschafft. Im Juli 1933 wurden alle Kameraden aus der Pfandfinderschaft, die das vorgeschriebene Alter erreicht hatten, in die SA überführt. Wir bildeten da mit 150 Mann unseren geschlossenen Sturm und wurden im Dezember als aktiver SA-Sturm vereidigt."

"Leider fand ich in meiner Schulzeit nur einen einzigen Freund. Jahre hindurch konnte uns nichts trennen, dann brachte uns die politische Anschauung oder, treffender gesagt, die verschiedene Erziehung auseinander. Der Vater meines Freundes war Kommunist, und er erzog in diesem Sinne auch seinen Sohn. Er begann den Krieg zu hassen, während ich ihn als ein Mittel schätzte, um ein Volk zu höchster Macht zu bringen, oder als letzte Waffe, um dieses vor dem Untergang zu retten. Ich trat einem christlichen Pfadfinderbund bei, fand aber nicht, was ich suchte, und trat wieder aus. Am 20. Januar 1932 trat ich in die SA ein. Durch langes Bitten konnte ich meine Eltern bestimmen, diesen Schritt gutzuheißen. Meine Mutter fürchtete, mich im Kampf um des Führers Idee zu verlieren. Mein Vater wollte nicht, daß ich wegen verbotener politischer Betätigung die Schule verlassen mußte. ... Es gab auch ein weiteres Hindernis: Ich zählte noch keine 18 Jahre. Aber der damalige Sturmbannführer verstand meinen Wunsch und verlegte meinen Geburtstag auf den Ausweisen ein Jahr vor. Ich war sehr glücklich. Endlich hatte ich das gefunden, was ich so lange gesucht hatte: Kameradschaft, den Glauben an Deutschland, Treue zum Führer und den Kampf für den Sieg seiner Ideen. Doch bald erhielt meine Freude einen Dämpfer. Der Sturm wurde nachts alarmiert. Es ging in eine finstere rote Gegend. Rine drohende schwarze Menschenmenge stand gegen uns. Im Laufschrift ging es hinein, da es galt, zwei SA-Kameraden zu befreien. Einige Schüsse fielen. Wir gerieten ins Handgemenge. Mit Hilfe der Polizei gelang es uns, die Menge zu zerstreuen, doch drei Kameraden waren schwer verletzt. Ihr Leben war auf das höchste gefährdet. Das war nicht unser einziger Zusammenstoß, wir erlebten viele. Sie machten uns nur ernster. Sk schmiedeten uns aber auch zu einer Truppe zusammen, deren Treue zum Führer und Kameradschaft untereinander nicht zu erschüttern sind. Ganz bin ich der SA ergeben, ich wäre bereit, für sie alles zu opfern."

"Da der nach außen unfreie, im Inneren vom Kampf der Parteien zerrissene Staat von Weimar auf mich keine große Anziehungskraft ausübte, schloß ich mich dem Stahlhelm an, denn mein Wille, dem Staat und dem Reich zu dienen, fand keinen anderen Verband. Im

Wehrstahlhelm wurde ich zum Scharführer ernannt... Die Kameraden meines Verbandes traten 1933 in die SA über, ich konnte mich dazu aber bis heute noch nicht entschließen."

"Das, was den größten Eindruck auf mich gemacht hat, ist und bleibt die große Welle nationaler Begeisterung, die seit 1933 unser Volk erfaßt hat und die Herzen aller ergriff, die noch einen Tropfen deutsches Blut in ihren Adern verspürten. Auch ich wollte nicht abseits stehen, ich trat in den Jungstahlhelm ein. Den Rock meines Vaters, der sein Leben in Flandern für Deutschland gab, wieder in Ehren tragen zu können, erschien mir als höchste Ehre und Pflicht. Im Stahlhelm und seit kurzem in der SA fand ich wahre Kameradschaft, Treue, Menschen, die keinen Standesunterschied kennen. Voll Vertrauen blicke ich auf unseren Führer Adolf Hitler. Möge er uns besseren Zeiten entgegenführen, damit ich nach bestandnem Abitur mir einen passenden Beruf wählen kann und meiner Mutter, die nur eine winzige Kriegerrente bekommt, eine Stütze sein kann."

Die nationalsozialistische Klassengemeinschaft

"Schon im Jahre 1932 fanden sich Gleichgesinnte in der Klasse zusammen, deren Held ein Hitlerjunge war, der wegen seiner Gesinnung die Schule hatte verlassen müssen. (Die NSDAP und ihre Gliederungen waren 1932 zeitweilig verboten) Wir ließen uns jedoch nicht abschrecken. Wir bildeten eine sogenannte NSKG - die nationalsozialistische Klassengemeinschaft, unter dem Verpflichtungsschein stand mein Name als Gründer. Das war im Sommer 1932 und streng verboten. Unsere NSKG bestand so lange, bis alle Mitglieder in der HJ waren. Als ich selbst am 13. II. 1933 diesen Schritt vollzogen hatte, ging ich mit einem solchen Hochgefühl herum, daß ich alle Hakenkreuze grüßte. (Der Schüler war 15 Jahre alt!) Im Zuge dieser Entwicklung wurde ich Kameradschaftsführer und schließlich Scharführer (1934: 16 Jahre!). Ich hatte die Aufgabe, meine Jungens zu schulen. Ich nahm den Schulungsstoff aus allen möglichen Quellen: Schulungsblätter der NSDAP, Partei- und HJ-Zeitungen. Im Schulungslager ging mir die nationalsozialistische Auffassung vom Sport auf. Kennzeichnend ist das Boxen: Wir hatten keine dickgepolsterten Handschuhe, sondern solche, mit denen man schon einen Gegner richtig k.o. schlagen kann. "Hart wie Kruppstahl" will der Führer uns haben, und so wurde der Kampf bewertet nach der Art, wie man an den Gegner heranging. Feiges Zurückweichen ist nicht arisch.

Nach meiner Rückkehr führte ich die Schar Davenstedt bis zu den Zeugnissen Ostern 1934. Dann trat ich zurück, weil man nicht zwei Herren dienen kann. Ich entschied mich für die Schule und ließ mich von der HJ beurlauben."

"Das kann der Führer nicht verlangen"

"Im Dienst erhielten wir einen neuen Führer. Er forderte uns auf, ihm oder anderen Parteistellen zu berichten, wenn wir in der Schule von Lehrern oder Mitschülern Äußerungen hörten, die gegen die Partei gerichtet wären

oder auch nur etwas im Staate kritisierten. Ich sprach darüber mit meinem Vater. Er warnte mich eindringlich, so etwas zu tun. Ich habe es mir selbst nochmals überlegt, das wäre ja auch Denunziantentum, und das kann der Führer nicht verlangen."

"Wir haben in unserem HJ-Bann Mitglieder, sogenannte Kameraden, die weitersagen, wenn sich jemand abwertend über die Partei äußert. Das halte ich nicht für richtig, es gibt ja auch vieles zu kritisieren, wie z.B. die Tatsache, daß es immer mehr unfähige Vorgesetzte gibt, die nichts tun und nur dem Alkohol sich ergeben."

Ein Führer in Linden

"Ich bin Führer einer Gefolgschaft in Linden: Volle Konzentration und Exaktheit in der Kommandosprache waren und sind nötig. Oft mußte ich auch darauf achten, daß ein mehr oder minder schweres Vergehen durch Strafen geahndet wurde. Das habe ich stets in voller Verantwortung getan."

Die Schule teilte die Auffassung nicht, daß wissenschaftliche Bildung nicht so wichtig sei: sie ließ diesen Schüler zur Reifeprüfung nicht zu und begründete wie folgt:

"Seine geistigen Anlagen sind ausreichend, doch ist in Chemie und Latein ein so starker Ausfall, daß Zweifel an seiner Reife besteht. Die Lehrer haben weder ausgesprochene Interessen noch besondere Fähigkeiten bei ihm entdecken können. NN wird zur Reifeprüfung nicht zugelassen."

Wenige Tage später richtete der Schulleiter Dr. Wolf folgendes Schreiben an den Herrn Oberpräsidenten:

"Durch Verfügung vom 5. Dezember 1936 war empfohlen, in Zweifelfällen für die Nichtzulassung zu entscheiden. Da ich mich streng an die oben angeführte Weisung gehalten habe, fühle ich mich verpflichtet, unter nunmehr veränderten Umständen nachträglich die Zulassung des Schülers NN auszusprechen. Ich begründe wie folgt:

Nur im Hinblick auf die Verfügung vom 5. 12. 1936 hat der Fachlehrer in Chemie sein "Nicht genügend" ausgesprochen, das jetzt in "Genügend" geändert wird. Da der Schüler NN außerdem ein ordentlicher, anständiger und zuverlässiger Mensch ist und in Leibesübungen Gutes leistet (Er ist der beste Boxer der Klasse!), halte ich es für notwendig, ihn nachträglich zuzulassen."

Ob ein Zusammenhang zwischen dem hohen Führerrang in der HJ und der Aufhebung der Nichtzulassung besteht, wissen wir nicht. Wir haben auch die Verfügung des 5. Dezember 1936 nicht gefunden. Wir können auch nicht sagen, welche Einzelleistungen der Schüler NN im Abitur erbracht hat: Im entsprechenden Sammelband' des Jahrgangs 1937 findet sich lediglich der bandschriftliche Vermerk: Schriftliche Arbeiten 1937 nicht geschrieben. Das Abiturzeugnis erteilt die Durchschnittsnote "Genügend".

Ansprache zum 50. Abiturjubiläum am 14. März 1997

Sehr geehrter Herr Oberstudiendirektor Fischer, herzlich willkommen Frau und Herr Teille, verehrte Gäste, liebe ehemaligen Mitschüler!

Auf den Tag genau vor einem halben Jahrhundert wurde uns schriftlich bestätigt, daß wir die erforderliche Reife besitzen, um ohne zusätzliche schulische Hilfe unser zukünftiges Leben selbst zu gestalten. Es war nach dem letzten Kriege wieder das erst Mal an der Humboldt-schule in Hannover-Linden, daß 31 Schülern dieser Schule solches bestätigt wurde, nachdem sie sich - im Gegensatz zu manchen älteren Jahrgängen - einer ordentlichen und allgemein anerkannten Reifeprüfung unterzogen hatten.

Für die meisten 1938, daß sie nach einem erfolgreichem Probeunterricht in der Humboldtschule ihre bisherigen "Bürgerschulen" verlassen konnten, um in eine "Oberschule für Jungen" in der Beethovenstraße übersiedeln. Aus der damaligen Bürgerschule in der Salzmannstraße in Linden waren es von den 52 Schülern meiner Klasse außer mir noch weitere 3 Mitschüler, die diesen Umzug mitmachen durften. Einer von jenen war wegen seiner guten Leistungen in dieser Schule, trotz seines geringeren Alters, vorzeitig in die 4. Klasse versetzt werden. So etwas war damals möglich, aber es galt meines Wissens als unbedingte Ausnahme.

Die neuen „Sextaner“ der Humboldtschule wurden auf zwei Klassen verteilt, von denen die eine, - Klasse a - von Studienrat Kornitzke - genannt KO - als Klassenlehrer betreut, während die andere - Klasse b - von dem Studienrat Franz-Hinrich Hesse - einem anerkannten Heimatforscher - geleitet wurde. Für Franz-Hinrich Hesse fanden wir während unserer Schulzeit keinen auf ihn passenden Spitznamen, wenn man einmal von der einfachen Nennung seines Vornamens absieht. Die ihm anhaftenden allgemeinen Gewohnheiten wurden uns aber sehr bald vertraut. Forsch und lebendig betrat er pünktlich den Klassenraum. Als erstes flog sein Hut durch die Luft dem - je nach Jahreszeit - Mantel, Schal, evtl. auch die Handschuhe folgten. Das Schlüsselbund bildete dann den Abschluß dieser sportlichen Betätigung. Alle fliegenden Gegenstände mußten von den Schülern aufgefangen und an den dafür vorgesehenen Plätzen - Schlüsselbund auf dem Tisch bzw. Pult - deponiert werden.

Im Englischunterricht war es die Aufgabe eines Schülers zu fragen: „How many points have you, Mr. Hess?“. Die einzelnen Unterrichtsabschnitte waren nämlich streng nach „Punkten“ geordnet. Waren es mehr als 2, konnte man erst einmal wieder aufatmen. Bei nur einem Punkt stand eine Klassenarbeit auf der Tagesordnung und ein Schüler rannte dann zum Klassenschrank, um die für die Arbeit vorgesehenen Hefte zu verteilen.

Mußte der Herr Studienrat während des Unterrichts einmal niesen, so war der Schüler Rolf Wogatzki dazu verdonnert, dieses mit einem lauten „Gatzki Herr Studienrat“ zu quittieren und dadurch gleichzeitig den sonst üblichen Gesundheitswunsch zu vermelden.

Rolf hat sich daher oft über seinen Familiennamen geärgert.

Unsere Mitschüler kamen aber nicht nur aus Linden, sondern auch aus dem umliegenden "Calenberger Land", weshalb die Humboldtschule auch als „Humus-Gymnasium“ bekannt. Dadurch bestand für alle „Freiwilligen“ die Freizeitaufgabe die über der „Groten Dör“ der vielen Fachwerkhäuser des Umlandes angebrachten Inschriften aufzuschreiben, zu sammeln und bei nächster

Gelegenheit dem Klassenlehrer zur Verfügung zu stellen. Bei Bedarf wurden diese Sätze dann in das 1941 erschiene

Werk "Rund um Hannover" eingefügt. Vor diesem Buch hatte aber Franz-Hinrich schon 1929 ein ähnliches über die "Hannoverschen Wahrzeichen" herausgegeben, das so aktuell war, daß es 1953 eine 2. Auflage erlebte, die - heute längst vergriffen - bei vielen Heimatfreunden einen ständigen Begleiter darstellt.

So gingen die ersten 3 Schuljahre an der Humboldtschule gleichmäßig, nur durch bestimmte zeitaktuelle Riten unterbrochen, dahin. selbst der 1 Jahr später ausgebrochene Krieg konnte daran nur wenig ändern, wenn auch die - Gott sei Dank - meist schadenslosen nächtlichen Fliegeralarme manche 1. oder 2. Stunde ausfallen ließen. In der Zwischenzeit hatten wir aber die schülerüblichen Spitznamen der Lehrer erlernt und man sprach nur noch von: "Kalle Muff" Dr. Hartung; "Aute Biewald" - Herr Biewald; "Schaute" - Dr. Engel; "Daucher" Dr. Hentschel; "Pöttchen" - Studienrat Steinhoff; "Papa Lücke" ; "Mozart" - Herr Krebs; "Sabbei" - Dr. Kerl. Ohne akzentuierten Spitznamen waren "Otto Zülke" und "BB" - Studienrat Birnbaum. Am Ende unserer Schulzeit unterrichtete uns ein junger Assessor, nur wenig älter als wir, den wir wegen dieses Alters nur "Hänschen" nannten. Zu Anfang des Krieges war besonders geheimnisumwittert Dr. Berlage - genannt "Motje" - Mathematik. Er sollte eine wesentliche Verbesserung an Flugzeugen initiiert haben. Da niemand etwas genaueres wußte, haben wir uns darauf geeinigt, daß er wohl die Kunststoffknöpfe an den Schalthebeln erfunden haben mußte.

Eine Zusammenlegung der bis dahin getrennten Klassen erfolgte am 3. Mai 1941. An diesem Tage fuhren die meisten Schüler beider Klassen gemeinsam in ein sogenanntes KLV-Lager im damaligen Protektorat Böhmen und Mähren. Zusätzlich kamen noch die Schüler aus den nächst niederen Klassen mit uns in die Kinder-Land-Verschickung. Die Fahrt dorthin hatte für mich persönlich den Vorteil, daß mir meine Mitschüler - Fahrschüler, die darin sehr geübt waren - zwischen Göttingen und Eger das Skatspielen beigebracht haben. Ein Schulgebäude in der Stadt Friedberg bei Mährisch-Ostrau diente uns als Unterkunft und die Volksschule in der Stadt war Unterrichtsschule, zu der wir jeden Morgen in geschlossener Formation marschierten und des Mittags dann zurück ins Lager. Ausnahmen bildeten nur die Tage, an denen wir wegen Scharlacherkrankungen mehrerer Mitschüler in Quarantäne gehalten wurden. Vor einigen Jahren sprach mich ein Bekannter an, der als Schüler im Nachbarlager Fridek die KLV-Zeit verbracht hatte. Er erzählte mir, daß die Tschechen dieses Lager einmal überfallen hätten. Ich habe dazu nichts gesagt und die "Tschechen" werden wissen, was in dieser fraglichen Nacht passiert ist.

Als die räumlichen und schulischen Bedingungen in Friedberg unhaltbar geworden waren, wurden wir in ein kleines Hotel an der tschechisch-slowakischen Grenze in Praschmo an der Moravka umquartiert. Der Lagerleiter war Studienrat Horstmann und das Krankenrevier wurde von Frl. Besseck betreut. Allerdings mußten wir auch erfahren, daß wir bei der Bevölkerung nicht sonderlich beliebt waren. Der Satz "Deutsche Schweine auf slowakischem Boden" fiel auch in der Öffentlichkeit, aber die Riesenportionen Erdbeeren mit Schlagsahne ließen uns solches leicht überhören. Am 24. September 1941

war für uns das Kapitel KLV beendet und der kriegsbedingte normale Schulunterricht in Hannover begann erneut.

Knapp 2 Jahre später - am 15. Juli 1943 - erlebten wir die wohl folgenschwerste Trennung der Klassengemeinschaften. Die Schüler des Jahrgangs 1927 wurden als Luftwaffenhelfer eingezogen. Sie mußten nun die Geschützstellungen der Flak am Schützenplatz, am Kronsberg, in Wettbergen und am Heideschlößchen besetzen. Ihnen folgte am 5. Januar 1944 der Rest der Schüler beider Klassen. Diese - die meisten erst 15 Jahre alt - wurden durch Soldaten der Flak vom Schulhof abgeholt und fanden sich in den Kassen - und Geschäftsräumen des Maschsee-Strandbades wieder. Während der nächsten 6 Wochen besangen wir täglich "die finstere Nacht und die Wirkung von Chlorodont auf die Zähne" ja, einige wagten sogar wegen einer Wette im Januar ein erfrischendes Bad in den Fluten des Hannoverschen Stadtsees. Nach Abschluß der "Maschseezeit" begann der Dienst am Malsy-Gerät und später wurden wir auf die verschiedenen Leitstellen bzw. Flakscheinwerferstellungen um Hannover eingeteilt. Am 29. Dezember 1944 ging auch dieser Einsatz zu Ende und man bescheinigte uns, daß wir an 144 Tagen mit Gefechtstätigkeit und darunter an 22 Tagen mit Gefechtstätigkeit unter Feindeinwirkung unseren Dienst versehen hatten.

Einige haben anschließend noch ihren Dienst beim damaligen Reichsarbeitsdienst angetreten, aber das Gros der ehemaligen Luftwaffenhelfer tauchte irgendwie unter, so daß die Klassengemeinschaft praktisch aufgehört hatte zu bestehen.

Als im November 1945 der Schulunterricht wieder begann, hatte sich die personelle Zusammensetzung der Klassen vollständig verändert. Viele neue Mitschüler waren aus anderen Schulen und aus den Ostgebieten des damaligen Reiches hinzugekommen und viele der Ehemaligen hatten die Schule auch ganz verlassen.

Der folgende Winter brachte einschneidende Behinderungen. Der allgemeine Mangel an Heizmaterial führte zu einer Verlängerung der Weihnachtsferien und während der sich anschließenden "Kohleferien" mußten wir uns zwei- bis dreimal in der Woche für jeweils eine Stunde in ungeheizten Klassenzimmern aufhalten, damit wir neue

Hausaufgaben erhalten konnten bzw. die früher gestellten abliefern. Erst im Laufe des Sommers konnte man von einem langsamen Wiederanlaufen des Unterrichts sprechen und es wurde nun mit aller Kraft auf das im nächsten Jahr abzulegende Abitur hingearbeitet. Die eigentlichen persönlichen Vorbereitungen hierzu erfolgten während des Winters 1946/47.

Ich erinnere mich, daß ich mich Zuhause im Mantel und teilweise mit Handschuhen auf die bevorstehende Prüfung präparierte, während das Zimmerthermometer +8 C anzeigte.

Am 14. März 1947 endete mit der Aushändigung der Reifezeugnisse dieser wirklich turbulente Abschnitt unseres bisherigen Lebens. Trotz aller Widrigkeiten hielten aber kleinere Gruppen auch anschließend ihre früheren Kontakte aufrecht, die ja immerhin schon seit 1938 Bestand hatten.

Über die Folgezeit läßt sich nicht mehr im Allgemeinen, sondern nur noch subjektiv berichten. Ich persönlich ging auf die Arbeitsuche in Kleefeld. Ein Haus nach dem anderen in diesem Stadtteil wurde abgeklappert, denn Kleefeld war hauptsächlich von britischen Truppen besetzt. Schon relativ früh - am 12. Mai 1947 - waren die Bemühungen erfolgreich und ich konnte als Dolmetscher bei einer Einheit der britischen Rheinarmee anfangen. Nach wenigen Wochen wurde ich zum „Transport-superintendent" (Oberaufseher) "befördert" und war damit Herr über die ca. 200 Transportfahrzeuge dieser Einheit und wöchentlich über Bezugsscheine in der Größenordnung von ca. 30000 - 35000 l Benzin sowie einen Anspruch auf Dienstwagen mit Fahrer. Dadurch konnte das nächste Klassenfest nach dem Abitur außerhalb Hannovers - genauer gesagt am Steinkrug - gefeiert werden. Vielleicht erinnern sich die Teilnehmer noch daran, daß der für die Rückfahrt vorgesehene LKW am Steinkrug partout nicht anspringen wollte. Deshalb mußten die Mädchen auf die „Ladefläche" verbannt werden und wir Jungen haben während der Nacht den 2-3-Tonner mit Fracht vom Steinkrug bis Weetzen geschoben. Bei dieser Aktion ist wohl der alte uns stets verbindende Gemeinschaftsgeist noch einmal überdeutlich zum Ausdruck gekommen.

Marius Arndt, Jeannette Asbeck, Christiane Müller, Christoph Walther
*Vergessene Bewohner: Das "Lager 55"
in der Humboldtschule*

Von 1942 bis 1945 bestand die Mehrheit der Bewohner der Beethovenstraße aus Zwangsarbeitern - die Erinnerung daran ist verblaßt, ihre Namen sind bis heute nicht bekannt, und auch wir konnten nur wenig Licht ins Dunkel bringen. Sicher ist: Diese Menschen haben sich nie heimisch fühlen können in der Beethovenstraße. Von den Nachbarn waren sie getrennt, isoliert und kaserniert im Hinterhaus, seit 1944 auch im Hauptgebäude der Schule. Aus den distanzierten Betrachtungen des damaligen Schulleiters zu diesem Thema läßt sich schließen, daß den deutschen Nachbarn in Schule und Straße allein schon der Gedanke an Kontaktaufnahme und gute Nachbarschaft fernlag.

Eine Chronistin merkt aus heutiger Sicht an: "Gern hätte man doch noch erfahren, wie denn damals Wand an Wand mit Kriegsgefangenen und Wehrmachtbewachern Aufsatzthemen wie "Der innere Kampf Iphigeniens" oder "Kann das Kino Theater ersetzen?" behandelt wurden." (Annette Wienecke: "Besondere Vorkommnisse nicht bekannt". Zwangsarbeit in unterirdischen Rüstungsbetrieben. Bonn 1996, Seite 183)

Bewohner einer Straße, waren Einheimische und "Fremdarbeiter" doch durch Welten getrennt. Eine einzige deutliche Erinnerung ist geblieben: Anwohner berichteten, daß jeden Morgen eine Kolonne von Insassen des Schulgebäudes unter Bewachung von Soldaten aus dem Schultor trat und auf dem Weg über Beethovenstraße, Lindener Markt und Posthornstraße zu ihrem Arbeitseinsatz in der Hanomag geführt wurde. Die Tatsache selbst, daß mitten in einem Wohngebiet eine Schule weitgehend zu einem Lager für Zwangsarbeiter umfunktioniert worden war, erschien den Menschen offenbar so selbstverständlich, daß sie ihre Wahrnehmung nicht herausforderte und auch in der Erinnerung keine Rolle mehr spielt.

Unsere Nachforschungen blieben lückenhaft, viele Fragen konnten nicht beantwortet werden.

Vermutlich zogen 1940 die ersten Hanomag-Arbeiter in das Hinterhaus der damaligen Humboldtschule ein, ein Zeitzeuge meint sich an Italiener erinnern zu können. Wenn dies zutrifft, hat es sich um Freiwillige gehandelt, die "erst als Gastarbeiter begrüßt, dann" - seit dem Sturz Mussolinis und dem Wechsel der Fronten durch die italienische Regierung im Jahre 1943 - "als Verräter drangsaliert" wurden. (Wienecke, Seite 27).

Die Hanomag war ein Betrieb von höchster Kriegswichtigkeit - sie produzierte Flugabwehrkanonen, Mannschaftstransportwagen und in den ersten Kriegsjahren sogar Bomben. Steigender Bedarf an Rüstungsgütern auf der einen Seite, Reduzierung der deutschen Belegschaft durch Einberufung zum Militär auf der anderen Seite erzeugten einen ständigen Arbeitskräftemangel, der auch durch die verstärkte Einstellung von Frauen nicht ausgeglichen werden konnte.

"Die Lücken, die sich... besonders nach Beginn des "Unternehmens Barbarossa" (Überfall auf die UdSSR am 22. Juni 1942) auftaten, wurden verstärkt mit ausländischen Arbeitskräften geschlossen... "Hübsch der Reihe nach", so wie die Wehrmacht durch Europa zog, tauchten nun aus Polen, Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen und der Sowjetunion verschleppte Arbeiter in den Belegschaftslisten hannoverscher Industriebetriebe auf." (Peter Schulz, Hg.: Nicht die Zeit, um auszuruhen.

Dokumente und Bilder zur Geschichte der hannoverschen Arbeiterbewegung. Hannover 1990, Seite 515).

Dem entspricht, daß 1941 ca. 150 Franzosen und Belgier das B-Haus der Humboldtschule bewohnten. 1942 waren schon 295 Franzosen und 45 Belgier in der Schule untergebracht. Wahrscheinlich handelte es sich aber nicht um verschleppte Zivilarbeiter, sondern um Kriegsgefangene des Arbeitskommandos 1774 des Stalag 11 B Fallingb. Jedenfalls existiert ein Bericht des französischen Vertrauensmannes Georges Pierre aus dem Jahre 1942 über den Besuch von Arbeitskommandos in Hannover, der sich auf das Lager in der Humboldtschule bezieht. Solche Vertrauensleute waren von der französischen Kollaborationsregierung in Vichy eingesetzt, um in Zusammenarbeit mit den deutschen Behörden die Lager mit französischer Belegschaft zu inspizieren und für "geordnete Verhältnisse" zu sorgen. Der Vertrauensmann kritisiert, daß die Gefangenen nun schon seit 8 Monaten über keine funktionierenden Duschen verfügen. Sie seien zwar montiert worden, aber zersprungen und niemals repariert worden. Er habe über all das mit dem Kommando sprechen können (= Der Bericht befindet sich im Besitz der Landeszentrale für politische Bildung)

Einen weiteren Hinweis auf die Existenz eines Lagers Humboldtschule finden wir im Stadtarchiv. Dort wird in einer Liste von Arbeitslagern unter Nummer 55 der Standort Humboldtschule aufgeführt, ohne daß allerdings erläutert würde, um welche Art von Lager es sich handelte. Die Liste wurde nach Kriegsende von der Stadtverwaltung erstellt und nennt als Belegung 350 Franzosen und 89 Belgier.

Für Anfang 1944 belegt eine auch in anderer Hinsicht aufschlußreiche Quelle - deutschen "Frauen und Mädel" sollte das Turnen in der räumlichen Nähe zu ausländischen Zwangsarbeitern nicht zugemutet werden - die Anwesenheit von italienischen Gefangenen und anderen "Werksangehörigen" der Hanomag:

Brief des Direktors der Humboldtschule, Dr. True, vom 24.3.1944 an die Schulverwaltung der Stadt Hannover: "Die Turnhalle der Humboldtschule kann während der erbetenen Zeit: Mittwochs von 15.00 - 20.00 Uhr, Sonnabends von 15.00 bis 17.00 Uhr zur Verfügung gestellt werden, falls vorher die Verdunkelungseinrichtungen in Ordnung gebracht sind.

Doch trage ich folgende Bedenken vor, die sich auf eine Benutzung der Turnhalle durch Frauen und Mädel bei der augenblicklichen Belegung der Humboldtschule beziehen.

Im Hauptgebäude sind u.a. etwa 120 Werksangehörige der Hanomag sowie eine Wehrmachtswache untergebracht. Das hintere Gebäude ist die Unterkunft von 143 italienischen Gefangenen. Schon dieser Umstand läßt es unerwünscht erscheinen, Frauen und Mädeln die Turnhalle zur Verfügung zu stellen. Hinzu kommt, daß die Toilettenräume doch kaum gleichzeitig Männern und Frauen zur Benutzung offenstehen dürften." (Wienecke, Seite 185).

Über Status und Nationalität der "anderen" Werksangehörigen erfahren wir auch aus einem Schreiben der Stadt Hannover an den Oberpräsidenten vom 24.2.1945 nichts Genaueres - außer daß die Arbeiter unter dem Vorzeichen eines geordneten Schulbetriebes mitten im Chaos der letzten Kriegstage als lästig angesehen wurden. Die

Bezeichnung "Fremdarbeiter" darf nicht zu dem Schluß verleiten, es handele sich hier um Freiwillige: Der Berichtersteller ist ersichtlich nicht an der Situation dieser Menschen interessiert und verwendet für sie einen damals üblichen Sammelbegriff, und de facto gab es für Ausländer gleich welcher Herkunft und welchem Status 1944 keine Möglichkeit mehr, sich dem mindestens 11-stündigen Arbeitseinsatz pro Tag zu entziehen: "Leicht beschädigt ist das Schulgebäude Beethovenstraße 5, das jedoch bis auf einige Sonderräume für Physik und Chemie, in denen der Unterricht für die Restklassen der Humboldtschule notdürftig durchgeführt wird, durch ausländische Arbeitskräfte (Hanomag) belegt wurde. Es ist unter diesen Umständen außerordentlich erwünscht, wenn das Schulgebäude der Humboldtschule, das als einziges fast unbeschädigt erhalten geblieben ist, für den Unterricht der höheren Schüler wieder freigemacht wird. Ich habe mich deshalb an die Hanomag, die ihre 300 Arbeitskräfte, überwiegend Ausländer, in diesem Schulgebäude untergebracht hat, gewandt mit der Bitte, für eine anderweitige Unterbringung dieser Arbeitskräfte zu sorgen, damit das Schulgebäude wieder für den Unterricht frei wird."

Dieser Bitte wurde nicht entsprochen. Vielmehr war das Gebäude, das bis Kriegsende auch eine kleine Wehrmachtseinheit unter Führung eines Hauptmannes zur Bewachung der Gefangenen beherbergte, auch nach dem Einmarsch der Amerikaner noch Quartier für die ausländischen Arbeitskräfte.

Die letzten Hinweise auf die unfreiwilligen Bewohner der Beethovenstraße liefert wiederum Dr. True, der damalige Direktor der Humboldtschule, rückblickend in der Festschrift des Gymnasiums 1949:

"Als ich kurz nach dem Einmarsch der Amerikaner... in die Humboldtschule zurückkam... beherrschten die Fremdarbeiter völlig die Gebäude der Humboldtschule... Schließlich waren nur noch die Sammlungsräume und das Direktorzimmer nicht besetzt. Durch unsachgemäße Behandlung des Inventars, durch regelrechte Einbrüche ging viel von dem verloren, was durch die Luftangriffe glücklich hindurchgerettet worden war. Versuche, die Sammlungen wieder zu ordnen, mußten aufgegeben werden, weil so unnötig die Aufmerksamkeit auf noch vorhandene brauchbare Apparate von Wert gelenkt wurde und neue Einbrüche und Zerstörungen als Folge eintraten. In der Schule konstituierte sich ein ausländisches Konsulat. In Hannover neu eintreffende Angehörige dieses Landes richteten sich irgendwo im Schulgebäude ein. Bei Regenwetter wurde auf dem unteren Flur des Hauptgebäudes Fußball gespielt. Im Hintergebäude war eine Küche eingerichtet und gleichzeitig eine Lebensmittel- Ausgabestelle für die Insassen der Humboldtschule. Als gegen Herbst der Unterricht wieder beginnen sollte, gelang es nur mit großer Mühe, die Fremdarbeiter zum Verlassen der Gebäudeteile zu bewegen. Sie quartierten sich anderweitig ein." (Festschrift der Humboldtschule 1949, Seite 43).

Nach Lage der Dinge dürfte es sich bei dem ausländischen Konsulat um eine französische Dienststelle gehandelt haben - es sei denn, es träfen vage Erinnerungen von Zeitzeugen zu, daß sich Polen nach Kriegsende in der Schule aufgehalten hätten.

Zur Art und Weise der Berichterstattung des Schulleiters merkt die Schulchronistin Annette Wienecke an: "Der Krieg wird nur insoweit wahrgenommen, als er die Unterrichtsversorgung von damals nachhaltig veränderte. So ergeben sich Hinweise auf Zwangsarbeiter

fast beiläufig, erscheinen unspektakulär und ohne politische Brisanz. Der Verfasser registriert diese einquartierten "Fremdarbeiter" als eine von mehreren kriegsbedingten Beschwerlichkeiten des Schulalltags, wie z.B. Fliegeralarm und Arbeitsdienst." (Seite 183)

So erstaunt es denn auch nicht, daß für den Schulleiter die Welt zu Weihnachten 1945 wieder halbwegs in Ordnung ist: "Bei der Weihnachtsfeier 1945 - und seitdem bis heute jedesmal zu Weihnachten - stand der Tannenbaum mit seinen brennenden Kerzen im Treppenhause und versammelte um sich auf den Fluren und Treppenaufgängen die Schülerschaft zu eindrucksvoller Feier." (Festschrift Seite 44).

Wie hätte man dort zu Weihnachten denn auch harmonisch mit einer gemiedenen und unliebsamen fremdländischen Belegschaft gemeinsam feiern sollen ?

Der Bericht läßt die Vermutung zu, daß die Hanomag-Arbeiter der Humboldtschule auf Weisung der Besatzungsmacht nach Kriegsende noch für Arbeiten in der Hanomag zur Verfügung stehen mußten - dann allerdings unter verbesserten materiellen Bedingungen (Einrichtung der Küche im B-Gebäude).

Wie aber sahen die Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter im Kriege aus?

Gemessen am Schicksal der KZ-Häftlinge aus Neuengamme, die bei völliger Unterversorgung durch ihre Sklavensarbeit die Produktion und den Profit der Hanomag sicherstellten und sich zu Tode arbeiten mußten, gemessen auch an der rassistisch motivierten schikanösen und diskriminierenden Behandlung der "Ostarbeiter" - Kriegsgefangene und Zivilarbeiter aus Polen und der UdSSR - ging es den Zwangsarbeitern aus den westlichen Ländern vergleichsweise gut. Für ihre Arbeit wurden sie entlohnt und verfügten über eine Geldsumme, die als Taschengeld bezeichnet werden kann; das geht auch aus Meldungen in der Gefangenenzeitschrift "Unir" hervor, die über Tombolas auf Solidaritätsveranstaltungen berichteten, mit denen französische Gefangene notleidende Angehörige in der Heimat unterstützten (Ein Exemplar ist im Besitz der "Landeszentrale"). Franzosen profitierten auch von dem eingeschränkten Schutz, der ihnen von den Kommissaren des Vichy-Regimes gewährt werden konnte und der die schlimmsten Übergriffe verhindert haben dürfte.

Aber auch für die westlichen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter, besonders für die Italiener nach 1943, blieb die Situation geprägt durch die Entrechtung, durch die Drohung mit Bestrafung und KZ bei Verstößen gegen die "Betriebsgemeinschaft" der Hanomag, durch Isolierung, Diskriminierung, Verachtung und Nichtachtung. Bedenkt man, daß in der Hanomag im letzten Kriegsjahr der Anteil deutscher Beschäftigter und ausländischer Zwangsarbeiter im Werk beinahe gleich war - er belief sich damals auf 14467 Menschen (Peter Schulz: Nicht die Zeit..., Seite 601), so wird an der Ausgrenzung all dieser Menschen deutlich, welche allgemeine Verrohung die NS-Diktatur in den Köpfen und im Handeln der deutschen "Volksgenossen" angerichtet hatte. Es gibt keine Hinweise darauf, daß die deutschen Bewohner der Beethovenstraße und die Mitglieder der Schulgemeinschaft sich in der Distanzierung und Abwendung vom Schicksal der "Fremdarbeiter" anders verhalten hätten als die übergroße Mehrheit der "Volksgemeinschaft".

Es bleibt die Lehre, daß wir alles tun müssen, damit Verhältnisse nicht wiederkehren, die uns - als Täter oder Opfer - in eine ähnliche Situation bringen könnten.

Zwei Briefe aus Zürich

Zwei Freundinnen aus Hannover haben mir unabhängig voneinander den Artikel in der HAZ über die Beethovenstraße geschickt. Seit 1958 lebe ich nicht mehr in Deutschland, habe aber meine Jugend bis zu diesem Zeitpunkt in der Beethovenstraße verbracht. Etwa 1960 verzog meine Familie in die Südstadt. Die Idee, die Beethovenstraße zu dokumentieren, finde ich großartig und wünsche allen Beteiligten viel Glück und Erfolg dabei.

1932 zogen meine Eltern mit mir als Baby in die Beethovenstraße Nr. 6, Parterre.

Bis 1940 wurden in die Familie Reinecke noch 4 weitere Kinder geboren. In den damals sehr großen Wohnungen war genug Platz für eine so große Familie plus "Dienstmädchen". In den 30er Jahren gab es in der Beethovenstraße nicht viele Kinder. Ich erinnere mich, daß im Haus Nr. 4 die etwa gleichaltrigen drei Schinkel-Söhne (die mit dem berühmten Architekten Schinkel verwandt waren) lebten und mit uns spielten. Gemeinsam mußten wir uns gegen die Bandenkriege mit den Nieschlagstraße-Kindern wehren, die uns natürlich zahlen- und kräftemäßig überlegen waren. Wir waren sehr stolz, als wir die Nieschlagstraße einmal am Lindener Berg mit der Hilfe eines Schäferhundes schlagen konnten!

Der Schulvogt der Humboldtschule war zu unserer Zeit der gefürchtete Herr Münze mit seinem von uns noch mehr gefürchteten Schäferhund Axel. In den ersten Nachkriegsjahren kamen vielfach meine Freundinnen sehr gerne zu mir zum Schularbeiten machen, da wir im Erker am runden Tisch mit auf die Seite gezogenen Gardinen sitzen konnten und von den Jungen der Humboldt-Schule in den Pausen gesehen wurden!

Ich habe zum Teil sehr starke Erinnerungen aus den dreißiger Jahren. Eine, die ich nicht vergessen kann, ist, daß ich als kleines Mädchen vor Nr. 10 stand und die Polizei zwei Leichen aus dem Hause transportierte. Wie meine Mutter mir dann sagte, waren das zwei alte Damen, die sich vergast hatten. Jüdinnen.

Das Haus Nr. 7 war aus unserer Kindersicht besonders vornehm. Vielleicht, weil dort nur Erwachsene wohnten, später aber ins Parterre unser Freund Rolfchen Hennies zog. Im Haus Nr. 2 wohnte bis zu seiner Pensionierung Pastor Renner. Das Haus oberhalb der Beethovenstraße (direkt auf der anderen Straßenseite der Davenstedter Straße) war in meiner Kleinkinderzeit die Dörienschule. Ob dort wirklich Unterricht gegeben wurde, weiß ich nicht. Das Haus hat mich wegen seiner Architektur immer fasziniert. Später hatte Dr. Christlieb dort seine Praxis.

Die Straße, die vor dem Kriege eine gewisse Wohlhabenheit ausstrahlte, veränderte sich während des Krieges. Die Wohnungen wurden noch mehr unterteilt, Ausgebombte und später Flüchtlinge zogen ein.

[Die folgende Stelle handelt von der Zeit nach Kriegsende, wird deshalb hier ausgeschnitten und den Fortsetzungsbrief eingefügt, der sich mit dieser Epoche beschäftigt]

Im ersten Stock im Haus Beethovenstraße 6 (also über uns) wohnte Herr Laporte, der offensichtlich mit den Egestorf-Werken verwandt war. Während der ganzen Kindheit war Herr Laporte ein Phantom: er wohnte wohl sehr selten in der Wohnung und wenn, dann ließ er sein

elektrisches Klavier laufen, das wir im Treppenhaus hören konnten, wenn wir vor seine Tür schlichen. Meine Eltern waren froh, daß die Wohnung über uns fast nicht bewohnt wurde, denn so konnten wir fünf Kinder toben., ohne Anstoß zu erregen.

In den Nachkriegsjahren war die Bevölkerung der Beethovenstraße sehr gemischt. Aber es gab auch mehr Kinder. Für meine kleinen Geschwister war das besonders schön.

In meinem Besitz sind Fotos von Kindergruppen aus der frühen Nachkriegszeit und solche von uns Reinecke-Kindern vor dem Haus während der 30er Jahre. Falls das für Sie von Interesse ist, lassen Sie es mich wissen.

Dass Herr Rademacher in Nr. 8 ein berühmter Mann wurde, konnten wir damals noch nicht wissen. Wir durften unter seinem Fenster nicht spielen, da er arbeitete und von Kinderlärm gestört wurde. Da mochten wir ihn nicht mehr. Aber ich bedaure, daß ich nicht dabei war, als er mit Kurt Schwitters befreundet war, denn dann hätte ich den Mann doch kennengelernt, der in Zürich an der Dada-Bewegung aktiv teilgenommen hat. Ich fahre Ende Juni/Anfang Juli nach Norden an die Nordsee. Ist während dieser Zeit Ihre Ausstellung zugänglich? Ich würde gerne in Hannover Station machen.

Mit freundlichen Grüßen

Tilde Hunsperger

Ihr Brief¹ hat mich sehr betroffen gemacht und starke Kindheitserinnerungen hervorgerufen. Ich werde Pfingsten mit meinem Bruder Udo Reinecke (*1935), der Humboldtschüler war und jetzt in Dortmund lebt, gemeinsam mit seiner Familie in der Provence sein. Er bringt seinen lap top mit, und wir werden uns gemeinsam erinnern. Er hat mit unserer Mutter die letzte Kriegszeit in Hannover verlebt, wir größeren Geschwister waren in KLV-Lagern und kamen erst im April 1945 wieder nach Hause. Falls Ihnen unser Text etwa Mitte Juni noch hilfreich sein kann, werde ich ihm gern schicken.

Jetzt noch zu meiner Person: Ich wurde als ältestes Kind im Mai 1932 in Kiel geboren und kam mit meinen Eltern noch 1932 nach Hannover. Besuch der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Schule, die spätere Helene-Lange-Schule, Mittlere Reife. Höhere Handelsschule. Literatur- und sprachinteressiert. Bei Telefunken in der Auslandsabteilung. 1958 bei Telefunken-Vertretung in London. University College London, Department of German. Meinen Mann, den Schweizer Physiologen Robert Hunsperger, kennengelernt. Mit ihm 1960 nach Zürich. 1964 Sohn Peter, Pilot. Mein Mann starb im Juli 1997.

In London bin ich für das jüdische Problem sensibilisiert worden. Ich lernte vor allem österreichische Juden kennen, deren Schicksale mich tief getroffen haben. Das führte dazu, dass mich die deutsche Kollektivschuld nicht mehr losließ und ich mich in meiner Berufstätigkeit in Zürich (Diogenes Verlag, Literatur-Agentur, Urheberrechtsgesellschaft Pro Litteris, 20 Jahre Vorstandsmitglied und teilweise Leiter Literarischer Club Zürich) mit Texten jüdischer Schriftsteller auseinandersetzte. Mein

¹ Ich hatte Frau Hunsperger von unseren Nachforschungen zum Tod der Schwestern Lenzberg berichtet, auch über die Vergessenheit, in die dieses Schicksal geraten ist, HA.

Mann und ich hatten einen großen Freundes- und Bekanntenkreis jüdischer Intellektueller, der leider jetzt fast ganz aufgelöst ist.

Meine Mutter war 1938, als sich die jüdischen Damen vergasteten, eine sehr junge Frau von 29 Jahren mit 4 Kindern die, ich vermute, Angst vor den Folgen hatte, wenn sie mit ihren Kindern über Hitlers Praktiken sprach und uns dazu anhielt, leise zu sprechen, wenn wir in der Stube im Erker saßen, denn "der Führer hört alles". Unsere Eltern sprachen nie mit uns über die Judenproblematik, auch war uns diese nicht bekannt. Und doch muss tief in mir eine Unsicherheit gewesen sein, denn als Jenny Goldschmidt aus der Wittkindstraße, ein Mädchen aus meiner Bürgerschule 48 (ich weiß nicht mehr, ob sie in meiner Klasse war) nicht mehr in die Schule kam und es hieß, sie sei weggezogen, hat mich das beunruhigt. Auch erinnere ich mich sehr deutlich an den Schock, als ich zum ersten Mal oben vor der Badenstedter Straße (vor der damaligen Dörienschule) eine Mutter mit Kinderwagen und Judenstern auf der Kinderwagendecke sah. Das hat mich sehr verfolgt.

Ein anderes Erlebnis hat mich auch geprägt: als kleines Mädchen durfte ich hin und wieder bei den großen Mädchen vor der Tür stehen und zuhören, was sie sich erzählten. (siehe beigelegtes Foto²). Ich war ungeheuer stolz, dass sie mich nicht wegschickten. Einmal hörte ich, wie sie zueinander sagten, daß der Führer junge, blonde, blauäugige Mädchen brauche, um sie in Süddeutschland in einem Heim mit jungen Männern zusammenzubringen, damit eine gute, deutsche Rasse gezüchtet würde. Ich habe das als Hirngespinnste und Angebereien abgetan.

Über die Veränderungen während und nach dem Krieg möchte ich gerne mit meinem Bruder in unseren Pflingstferien sprechen und aufschreiben. Eines ist mir nur ganz deutlich: in Nr. 10, Parterre, wohnte Familie Wetkowski. Sie kamen aus dem Osten, hatten immer Konflikte mit der Polizei. Meine jüngeren Geschwister spielten mit den Kindern, obwohl unsere Eltern fanden, die Familie sei nicht ganz "standesgemäß". (So sagte man ja früher.) Lothar Wetkowski, der 18jährige Sohn, hatte wieder "Lempe" mit der Polizei (wie der Zürcher sagen würde), floh in die Fremdenlegion und fiel bei Dien Bien Phu. Wir waren tief betroffen.

Von dem "Ersten Geiger" in Ihrer Wohnung und von der chinesischen Einrichtung weiß ich nichts. Werde meinen

Bruder fragen. Aber in unseren Kinderaugen war die Wohnung "sehr vornehm", und wir konnten nie "zu den Leuten" gehen, was wir sonst gerne taten. Im Nebenhaus, in Nr. 10, wohnte nach dem Krieg ein Cellist vom Opernhaus mit Familie, der einen Sohn im Alter meiner Brüder hatte, der Name ist mir im Moment entfallen.

Fotos von Inneneinrichtungen habe ich leider nicht - es wurde damals ja auch noch nicht so viel fotografiert. Ich lege drei Strassenbilder bei.

Heinz Könemann ist mir dem Namen nach noch bekannt. Er ist aber um 7 Jahre älter als ich, und für ein Kind ist das eine lange Spanne. Man spielte nicht miteinander. Ich finde Ihre Arbeit so unendlich spannend, daß ich Sie sehr darum beneide.

Hier kommt noch ein Nachtrag zu meinen Ausführungen. Ich habe die Briefe durchgesehen, die meine Mutter mir ins KLV-Lager (Kinderlandverschickung) schrieb. Die Karte vom 28.10.44 sagte mir, daß der Bombenangriff das Haus verschont hatte³. Das war eine unendliche Erleichterung für mich als Kind. Der andere Brief ist interessant, weil man damals kein Papier hatte und die Umschläge umdrehen mußte, um sie wieder zu verwenden⁴. Es gibt auch ein wenig die Stimmung meiner Mutter gegen Ende des Krieges wieder. Zur Erklärung: Heinz: mein Bruder, *1933, im KLV-Lager in Duderstadt; Udo: mein Bruder, *1935, da Puttchen (Schwester Theda) in Hannover blieb, 1938, Bodo, *1940.

Ich habe mit meinem jüngsten Bruder telefoniert, der mir sagte, dass der erste Cellist vom Opernhaus im Haus Nr. 10 Kropolla⁵ hieß, der Sohn Jan, und daß seines Wissens die Wohnung mit vielen Asiatica eingerichtet gewesen sei, da der Musiker früher sehr viel unterwegs gewesen sei. Mein Bruder weiß das nur vom Hörensagen, war nie in der Wohnung.

Dann fällt mir noch ein: im Haus Nr. 2 wohnte nach dem Krieg ein sehr dicker, unförmiger Mann namens Rotter. Er behauptete immer, der berühmte Filmregisseur zu sein⁶. Das wurde immer bezweifelt, aber nie das Gegenteil bewiesen.

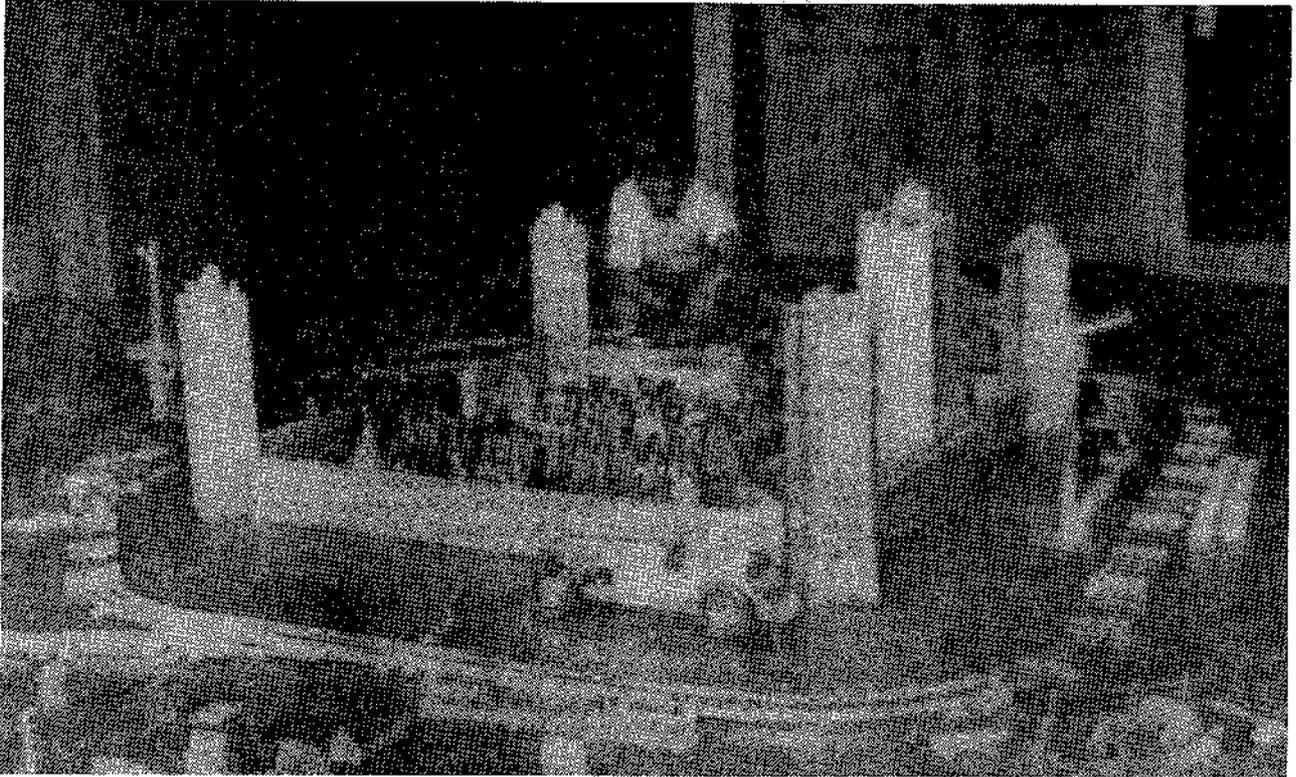
² siehe Abb. 39

³ siehe Abb. 45

⁴ siehe Abb. 46 und 47

⁵ richtig: Kropholler

⁶ Dieser Sache sind wir noch nicht nachgegangen.



Hier seht Ihr unseren Freund Heinz Berneburg, der versucht hat, das Tannenberg-Denkmal nachzubauen

Abb. 37

1935: Der reiche Junge spielt immer noch mit seiner Eisenbahn und kommt damit in die Zeitung (Sonderbeilage "H. A. Jugendfreund" der HAZ vom 24. März). Die national-revanchistischen Tendenzen der Humboldtschul-Erziehung (vgl. Lehmann und Wolf im letzten Kapitel, die Auszüge aus damaligen Schülertexten in den beiden vorigen Kapiteln; speziell auch zur Bedeutung von "Tannenberg" im Leben der Schule) haben Früchte getragen; besonders aktuell war Tannenberg, hier ein Jahr zuvor Paul von Hindenburg (vgl. wieder Lehmann), der "Sieger von Tannenberg" und Steigbügelhalter Hitlers, mit mit großem "nationalem" Pomp bestattet worden war.



Abb. 38

Tilde Reinecke vor Haus Nr. 6



Abb. 39

Vor dem Haus Nr. 7, in dem der Junge mit der Eisenbahn wohnt. In diesen Wochen hat Tilde (ganz links) das verstörende Erlebnis mit den beiden jüdischen Damen, die sich genau gegenüber das Leben nehmen. Die andern Mädchen wohnen zum Teil ebenfalls in der Beethovenstraße.

Herrn
Frau
Fräulein

Str. 87/40 d.

Sie haben sich während der feindlichen Fliegerangriffe in den letzten Wochen hervorragend ausgezeichnet und werden deshalb für Ihr umsichtiges und mutiges Verhalten mit dem heutigen Tage zum

Truppenhauswasserreinigerkontrollinspektor ernannt. Bei weiterer guter Bewährung ist Ihnen ein Auf-
rücken in höhere Posten möglich und haben jetzt haben wir Sie als

Überbrückenbauuntersuchungsbediensteter in der
Metallüberwachungsstelle

vorgemerkt, falls statutenmäßige Stellen frei werden. Als Zeichen Ihrer Würde dürfen Sie mit Stolz ab heute und ohne besondere Genehmigung der Metallüberwachungsstelle einen leeren Wassereimer ungestülpt auf dem Kopfe tragen.

Eine Extrauszeichnung, und zwar der Orden "Gevoller
Sandack 1. Klasse" ist für Sie in Aussicht genommen.

Wir haben die Absicht, Sie der breiten Öffentlichkeit
vorzustellen und bitten Sie daher, sich am Freitag, dem
32.5.1941 in voller Ausrüstung der H.F.Z. zur Verfügung zu stellen

Das Luftschutzausschusskomitee
Auf Anordnung:
ges. Dr. Dr. Brandt.

Abb. 40

Dieser Brief, den Frau von der Heyde aufbewahrt hat, stellt eine der satirischen Fälschungen dar, wie sie damals in Linden zirkulierten - von Widerstandsgruppen hergestellt und verteilt, deren Mitglieder damit ihr Leben aufs Spiel setzten.

Hannover den 15. 9 1945.

Sehr geehrter Volksgenosse!

Da infolge des Krieges ein grosser Teil der Männer der deutschen Nation im Felde steht, tritt an die dahergebliebenen die Pflicht heran, sich der Frauen und Mädchen anzunehmen, damit der Geburtennachwuchs auf der Höhe bleibt und wenn irgend möglich noch gesteigert wird. Sie werden uns als besonders leistungsfähig empfohlen und wir bestimmen Sie daher, die Ihnen angedachte Ehrenpflicht zu übernehmen. Bemerk sei noch, dass falls Sie verheiratet sind eine Ehescheidung von Ihrer Frau nicht in Betracht kommen kann. Es wird der Bezirk Jacobstr. Gruppe Mutterliebe Strasse zugewiesen. Zu betreuen haben Sie 10 Frauen und 17 junge Mädchen (bei den Frauen wird auf erstklassige Facharbeit Wert gelegt.) Sie werden bei Ihrer körperlichen Konstitution für die Betreuung dieser weiblichen Personen für tüchtig gehalten. Sollten Sie sich der Ihnen angedachten Leistungen nicht für geeignet halten, so haben Sie dies innerhalb von 4 Wochen hier zu melden. Ein von 3 Fachärzten anerkanntes Attest mit genauer Angabe der Gründe Ihres Ablehnens ist beizufügen. Ausserdem haben Sie in Ihrem Bekanntenkreis einen vollwertigen Ersatzmann hierfür namhaft zu machen. Sollten Sie jedoch in der Lage sein, ausser Ihrem Bereich noch einen weiteren zur Betreuung zu übernehmen, werden Sie zum Deckoffizier befördert und erhalten eine Zuchtprämie und den Begegnungsorden am Rosenband. Eine Aufstellung der von Ihnen zu betreuenden Frauen wird Ihnen noch überreicht. Wir bemerken noch, dass Sie sich auch einen Bezirk wählen können. Falls Sie einen dritten Bezirk übernehmen wollen, sind Sie stenerfrei und pensionsberechtigt. Sie wollen bitte bei Ihrer Kartenstelle einen Antrag auf Zuteilung der dreifachen Fleisch- und Fett ration einreichen. Ausserdem erhalten Sie wöchentlich 1 Pfund Bohnenkaffee zur Anreizung Ihrer Nerven. -Vor Missbrauch wird gewarnt.- Mit der Ausübung Ihrer segensreichen Tätigkeit haben Sie sofort nach Erhalt dieses Schreibens zu beginnen. Den Erfolg haben Sie erstmalig nach 9 Monaten unter Anfüllung des beiliegenden Formulare hierher zu melden. Es wird erwartet, Ihrem Beruf Ehre anzutun und sich trotz der umfangreichen Arbeit die Ihnen bevorsteht, sich nicht zur Brückebergerei verleiten zu lassen. In diesem Falle haben Sie mit der ganzen Strenge der uns zustehenden Massnahmen zu rechnen.

Der bevölkerungspolitische Rat für die Sicherung des
völkischen Nachwuchses
ges. Dr. Kinderlich, Geheimer Vermessungsminister

Abb. 41

Dieser von den gleichen Kreisen gefälschte Brief zielt auf die Kampfmoral der deutschen Soldaten, deren Lage aussichtslos zu werden beginnt.

Werner Gosewisch

Dish-Agentur

Beethovenstr. 10
Hannover, den 16. September 1944

Hannover, den 16. September 1944

2-Zt. (20) Nienburg a.d. Weser,
Hannoversche Str. 4.

Herrn
Fritz v.d. Heyde,
z.Zt. bei Herrn I. Zettel,
(20) H a n n o v e r,
Nikolaistr. 18 B

Lieber Fritz!

Ich komme zurück auf das von Dir mit Ilse geführte Ferngespräch. Selbstverständlich werden wir Dir die erforderlichen Räume in unserer Wohnung Beethovenstr. 10 I bis auf weiteres zur Verfügung stellen.

Wegen der z.Zt. herrschenden Luftgefahr möchte ich Ilse schon wieder eine Reise nach dort ersparen. Ich glaube auch, daß die zu treffenden erforderlichen Abmachungen schriftlich erfolgen können, sodaß sich eine Reise nach dort im Augenblick erübrigen dürfte.

Du bekommst also in unserer Wohnung bis auf weiteres 2 Räume, nämlich unser früheres Wohnzimmer und unser früheres Schlafzimmer, ferner die Mitbenutzung unseres Abstellraumes für diejenigen Deiner Möbel, die Du nicht in Gebrauch nimmst. Außerdem steht Dir die Mitbenutzung der Küche zu, wegen der Du Dich mit Herrn Kreßmann freundschaftlich verständigen mußt. Ich habe Herrn Kreßmann heute lt. anliegender Abschrift geschrieben.

Der Preis für die Dir überlassenen Räume beträgt monatlich RM 40.-- und ist jeweils monatlich im voraus zu entrichten. Das Vertragsverhältnis hat am 15. Sept. 1944 begonnen.

Da Herr Kreßmann jeweils zum Monatsersten die von Herrn Wehde und ihm selbst fälligen Beträge auf mein Konto bei der Volksbank e.G. m.b.H., Hannover, Konto-Nr. 1924, überweist, wäre es zweckmäßig, wenn auch Du ihm jeweils rechtzeitig Deinen Betrag zur "berweisung aushändigen würdest. Das ist für alle Teile der einfachste Weg.

Hast Du nun viel von Deiner Habe retten können? Hoffentlich wirst Du nun in der Beethovenstr. 10 vor weiteren Schäden bewahrt bleiben.

Mit vielen herzlichen Grüßen von uns allen an Dich, Deine Ilse und sämtliche Zettels verbleibe ich

1 Anlage

NE. Dein Einverständnis mit obigen
--- bitte ich mir kurz anzuzeigen.

heim
Werner

Abb. 42

Alltag in der Beethovenstraße gegen Kriegsende: die Zerstörungen aus der Luft zwingen zum Zusammenrücken, in die großen Wohnungen ziehen immer mehr (größtenteils ausgebombte) Familien ein.

Friedr. v.d. Heyde
Hannover - Linden
Beethovenstraße 10

Hannover, den 22.9.44

Die Bombe ist hinter das Haus auf dem Hof in den Fußboden eingeechlagen und hat die schweren Heizkessel bis in die gegenüberliegenden Kesselwände gedrückt und nach der anderen Seite beim Luftschuttkeller den Gang mit der Kellertreppe verschüttet, von Haus selbst ist das Treppenhaus, sämtliche Badezimmer der ganzen Wohnungen mit den Korridoren und an seiner Seite sämtliche Schlafzimmer, auf der anderen Seite sämtliche Küchen, zerstört. Es stehen nur die vorderen Zimmer nach der Jacob- und Münster-Stüve-Str. und wir haben sämtliche Sachen mit Feuerwehrlatern und Stricken aus den Wohnungen herausholen müssen. Du wirst vielleicht schon gehört haben, daß in dem Haus 7 Tote sind. Auch der Vater war ja bis zum Leibe verschüttet im Luftschuttkeller. Dem Angriff zum Opfer gefallen sind die beiden kleinen Kinderkrohen von Schwarz, Frau Eutner, Frä. Borchardt und 2 Hausangestellte von Hützel, und eine zu Besuch weilende Dame der Familie Schulz, die noch 8 Tage lang gesucht werden mußte, weil sie im Treppenhaus beim Fall der Bombe war. Frau Schwarz liegt schwer verletzt im Krankenhaus, Frau Heitdhiller, die parterre links wohnt, ebenfalls, und der Vater und Frau Schulz konnten dem Krankenhaus fern bleiben, weil die Verwundungen nicht so stark waren, daß sie liegen mußten. Der Vater klagt über Rippen- und Brustquetschungen, an der linken Hand hat er eine große Fleischwunde, an Kopf 2 Höcker und sämtliche Körperstellen sind blutunterlaufen, sodaß er bestimmt längere Zeit damit zu tun hat, um wieder vollständig auf die Beine zu kommen. Herr Eutner, der im Augenblick schwer krank war, lag auf dem Chaiselongue in dem Wohnzimmer nach der Jacobstraße zu und ist am Leben geblieben, während Frau Eutner, die sich in Luftschuttkeller befand, dem Angriff zum Opfer fiel. Die beiden Mittern Hützel leben natürlich und die jungen Hausangestellten mußten ihr Leben lassen. Man sieht wieder, daß mit den Zufälligkeiten der Bombenschlägen über Leben und Tod nicht zu rechnen ist.

Ich hoffe, daß Du Dir so ein Bild machen kannst, wie es aussieht. Nicht alle 11 Münster-Stüve-Str. 9 ist betroffen, sondern auf Min. Stüve-Str. 7 ist eine Bombe gefallen und bis zur I. Etage zerstört, auf Min. Stüve-Str. 5 ist eine Bombe ebenfalls in den Hof gefallen, das Treppenhaus ist weg, 2 Tote - alte Leute - und weiterhin hat die Wäscherei bei Saul nebenan eine Bombe bekommen und ist vollständig zerstört. Bei Münkemeyer hinten im Hof eine Bombe, bei der Vereinsbank 2 Bomben, von denen eine als Blindgänger abtransportiert werden konnte. Die Häuser sind genau so wie unsere, fast restlos zerstört. Ich selbst habe dem Angriff auf der Hanomag im Luftschuttkeller mitgemacht und bin Gott-sei-Dank gesund, weil zufällig die Bomben nur rundherum um das Gebäude fielen, in dem wir uns aufhielten. Die Zerstörungen sind groß, aufgeräumt wird fleißig, damit der Betrieb wieder so schnell wie möglich weitergehen kann.

Bitte, bestelle an alle schönen Grüße, auch an Grote und Kelli, Tochter und Grotkind und sage bitte der Brate, ich wäre ihr immer noch Dank schuldig dafür, daß sie unsere Besuche im Sommer dort betreut haben. Aber durch die viele Arbeit und den Alarm und jetzt durch den Bombenangriff komme ich nicht zum Schreiben, deshalb auch dieser Brief mit der Maschine geschrieben. Die beigefügten Bilder gib bitte Grote hin, da wird sie sich schon drüber freuen. Meine Braut und Zettels danken für die Grüße und erwidern dieselben. Nochmals herzliche Grüße an Ilse, die Dicks und alle anderen, herzlichst Dein

Abb. 43

Herrn
Werner Gosewisch
Nienburg / Weser
Hannoversche Str. 4

Lieber Werner!

Dein Schreiben v. 16. d. Mts. habe ich erhalten. Herzlichen Dank für die Zurverfügungstellung Deiner Räume. Ich kann mir vorstellen, daß Ilse selbst kein Interesse daran hat, nach hier zu kommen wegen der dauernden Luftangriffe. Wir werden auch so klar kommen.

Ich habe das große Wohnzimmer auch als Wohnzimmer benutzt und werde Deine Bücher und Bucherschänke, sowie die große Stehlampe, die sich noch in dem Wohnzimmer befinden, mit da die Einrichtung einfügen und pfleglich behandeln. Das Schlafzimmer habe ich ausgemietet und das in diesem Raum befindliche Bett, Chaiselongue und Nachtschränke, sowie Nähmaschine, mit meinen Sachen, die in dem Abstellraum sollten, in dem kleinen Raum abgestellt. Den im Abstellraum befindlichen großen Waschtisch von Dir habe ich auf Wunsch Herrn Wehde zur teilweise Benützung überlassen. Ich hoffe Dich hiermit einverstanden.

Das in dem Abstellraum befindliche weiße Bett, das mir gehört, habe ich wieder an mich genommen und werde damit das Schlafzimmer einrichten, allerdings sind die Matrasen aus dem Bett herausgenommen und von Herrn Kreßmann in Benutzung genommen. Das Fehlen der Matrasen habe ich bereits bei der Haushalterin meldet und angedeutet, daß ich diese selbst wieder in Benutzung nehmen muß, wenn ich, wie vorgesehen, am 14. Oktober heiraten will. Es hat wohl keinen Zweck, nun noch solange zu warten, bis ich wieder eine andere Wohnung habe. Unter Umständen wird bei einem weiteren Angriff der häßliche Rest, der mir verblieben ist, vollends zerstört und aus der Heimat wird überhaupt nichts.

Einen Wohnungsschlüssel konnte ich leider nicht erhalten, da nur 3 Stück, die unbedingt von den anderen benötigt werden, vorhanden sind. Ich habe mir natürlich selbst geholfen. Mit dem Mietpreis bin ich einverstanden und werde dafür sorgen, daß die Miete pünktlich auf das Konto der Volksbank überwiesen wird.

Was ich aus von mir habe gerettet, steht bei Dir in dem Zimmer. Das Wohnzimmer mit Schreibstisch, Couch und dem alten Bücherschrank mit dem bleiverklebten Fenster hat am wenigsten gelitten, weil es am weitesten von der Bombenstelle entfernt war. Auch das Kinderschlafzimmer und die Küche sind bis auf einige größere Kleinigkeiten noch zu verwenden. Allerdings ist sämtliches Geschirr und Porzellan der Zerstörung zum Opfer gefallen. Das Schlafzimmer hat am meisten gelitten. Die Schränke sind in Splittern aus der Wohnung gekommen, die Betten in mehrere Teile zerlegt, Ober- und Unterbett zerstört, ein Stuhl verschunden, das Vertiko vom Flur liegt unter dem Trümmerrhaufen, die meisten Bilder, die auf dem Flur standen und auf das Aufhängen warteten, sind nicht mehr wiederzufinden, die große Uhr, die an der Wand zum Speisezimmer hing, ist mitten ins Zimmer gefallen und vollständig zerstört.



Abb. 44

Luftbild der Amerikaner vom bombardierten Linden. Sehr gut sieht man die Trichter im Von-Alten-Garten (die Bomben müssen der Hanomag gegolten haben), die gut erkennbare Beethovenstraße erscheint (noch) unbeschädigt.

Reinische
Absender:
Hannover
Beethovenstr. 6
Seite: Messnummer (Gebäude), Stockwerk oder Postfachnummer

Postkarte



Schülerin

Mutter Tilde Reinische
K. L. V. Lager Nie/44

(20) Wiltmann/Platz
Stadtgerben
Seite: Messnummer (Gebäude), Stockwerk oder Postfachnummer

Meine liebe Tilde
Wir sind alle gerührt und
hoffen, daß mich Du das bist.
Du wirst gut davon abgekom-
men. So wie uns recht halt.
Frühe Grüße von uns allen
28/10.44 Mutter

Abb. 45
Post für Tilde im Lager der "Kinderlandverschickung", einer Schutzmaßnahme in den bombardierten Großstädten. Daß die Mutter sich so unbestimmt, ja verquer ausdrückt ("Wir sind gut davon abgekommen") erklärt sich daraus, daß sie den direkten Hinweis auf das soeben mit knapper Not überstandene erneute, schwere Bombardement Hannovers vermeiden will: dafür hätte sie eingesperrt werden können.

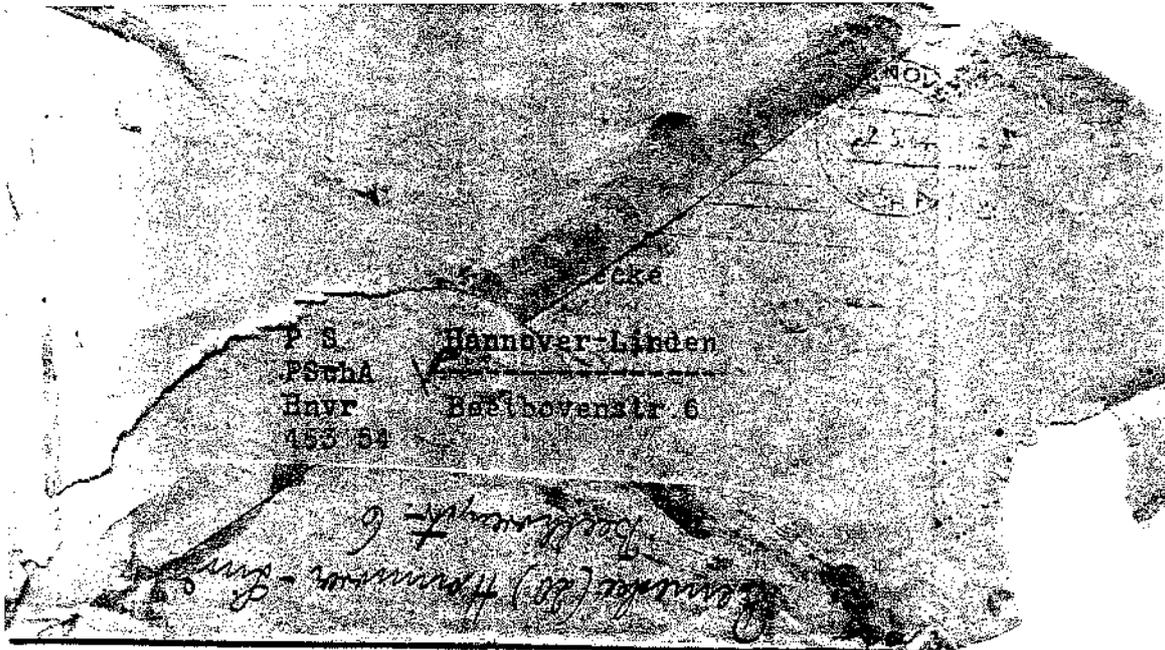
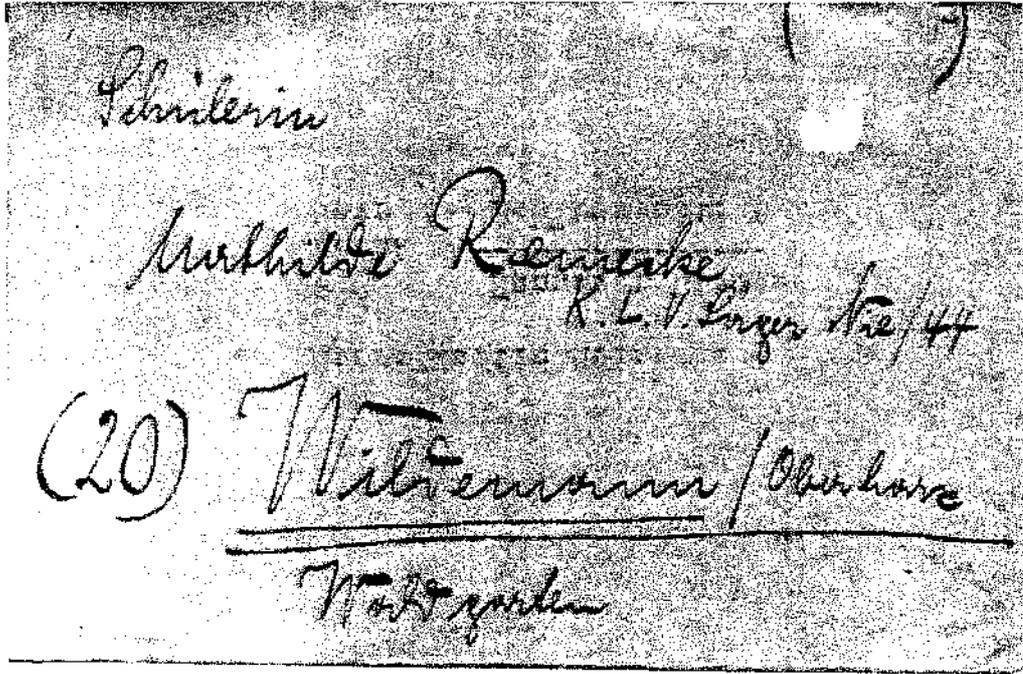


Abb. 46

Diesen Briefumschlag ist "gewendt" worden: es gab keine mehr zu kaufen, also verwendete man gebrauchte ein weiteres Mal.

Hannover den 23/I. 45

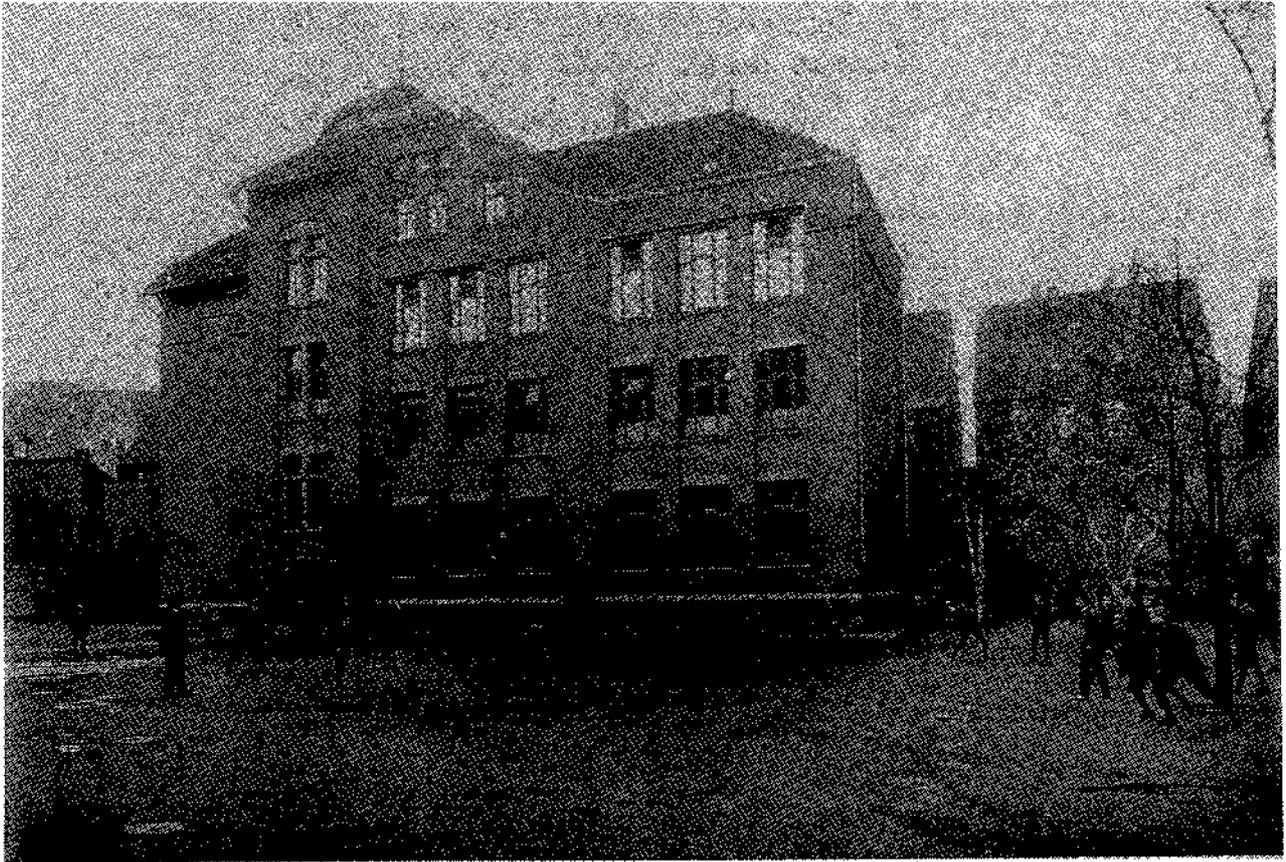
Unsere liebe Tilly!

Deinen lieben Brief haben wir dankend erhalten und freuen uns sehr, daß es dir geht geht. Es hat mir ja so von dem hier auch nicht berichten zu können. Wir haben in der letzten Woche auch nicht sehr viel davon gehabt. Wir waren können eine halbe Stunde im Hause dann wieder im Bunker gemacht. So auch nicht das macht. Dabei bleibt man aber kein Mensch. Ich habe mich dann noch eine schlimme Konkussion, die nicht fort gehen will. Wir müssen dir wohl in so einer schrecklichen Zeit leben. Mein hat immer noch nicht gekriecht ich weiß gar nicht was ich dir schreiben soll. Doch dir ihn hingeschrieben? Hässlich wurde vom Gefechtsstand (Drahtfunk), auch Feindjäger über die man geschaut. Du habe ich vielleicht einen Streik bekommen. Hast du etwas gemacht? Hieres kein ist genau auch wieder angegriffen worden. Wir wissen noch nichts Besseres. Die ist denn bei dir. Hoffentlich kommt der auch noch hier. Das ist mein sehr lieber Mann. Tilly hat sich gerade auf über Tisch. Dabei ist sie müde zum umfallen. Die letzte Nacht haben wir 3 Stunden geschlafen und schon beide morgen in aller Frühe in den Bunker. Dort er freut eben ab Schokolade Freude ist. Aber er kennt keine Schokolade. Kannst du uns bitte recht bald wieder schreiben. Einige Grüße von uns allen und herzliche Grüße

Mutter

Abb. 47

Im verschlossenen Umschlag sind freiere Mitteilungen möglich. Doch auch hier wird chiffriert: der Wunsch, das Kind zu Hause (im nach wie vor schwer bombardierten Hannover!) zu haben, transportiert das Verlangen nach dem nun sehr nahe bevorstehenden Ende des Krieges. Wer dieses Verlangen offen äußerte, hatte mit der Todesstrafe zu rechnen.



Das heutige Haus B auf dem Hof

Von 1945 bis heute



1980: WG-Kinder im Eingang des Hauses, in dem bis 1938 die Damen Lenzberg gelebt haben (vgl. S. 117). Die beiden besuchen heute die IGS-Oberstufe im Gebäude der Humboldtschule, das sich in der Verglasung spiegelt. Die junge Frau hat in Sachen Lenzberg recherchiert und den letzten Beitrag zum folgenden Kapitel geschrieben.

Wir beginnen dieses Kapitel mit den Erinnerungen von Frau Heyde, mit Schultüte zu sehen auf Abb. 52, der wir auch die wichtigen als Abb. 40 bis 43 wiedergegebenen Dokumente verdanken. Sie berichtet vom Zusammenrücken der Familien in den vom Krieg nicht beschädigten Wohnungen und vom Alltag der Nachkriegsjahre.

Anschließend setzen wir den Abdruck der Erinnerungen von Frau Hunsperger aus Zürich fort, dem kleinen Mädchen der Abbildungen 38 und 39. Frau Hunsperger hat uns inzwischen besucht und auf unser Drängen in letzter Minute zu ihren drei bis dahin zugesandten Briefen (darunter ein bei einem eigens anberaumten Treffen zusammen mit ihrem Bruder verfaßten) noch einen vierten geschrieben - über eine Episode, über die sie aus Gründen des Taktes ursprünglich hatte schweigen wollen.

Als erstes erzählt sie von den letzten Kriegs- und ersten Friedenstagen in der Beethovenstraße, vom Plündern der Speicher am Lindener Hafen, vom Einmarsch der Amerikaner, dem Sich-Ergeben eines versteckten SS-Offiziers, von der besonderen Kinderfreundlichkeit "schwarzer" Soldaten. Besonders denkwürdig dann ihre Erinnerungen an die in der Schule untergebrachten Gefangenen, die nun zu den Siegern gehörten, ihren Sieg auch genossen, aber nichts wirklich Schlimmes taten, im Gegenteil: ein tage- und nächtelanges rauschendes Fest auf dem Schulhof feierten, vielleicht das schönste und wichtigste in der ganzen Geschichte der Straße, an dem sie die Kinder ihrer besiegten Feinde wie selbstverständlich teilnehmen ließen - praktizierte Humanität in den Kulissen eines bürgerlichen Humanismus, der hier ein halbes Jahrhundert lang hochtönend verkündet worden war und in dieser seiner deutsch-nationalen Fassung versagt hatte.

Sie erzählt auch, was man aus aufgesammelten Geschoßhülsen friedlich-erfinderisch für den Schwarzmarkt herzustellen lernte, und vom Gedenken an umgekommene Humboldtschüler; schließlich jene immer noch ein wenig Scham in ihr erregende Geschichte: wie man einer gutmütigen jungen Frau begegnete, die sich mit Besatzern "eingelassen" hatte.

Es folgen die Memoiren von Dietmar Storch aus der Humboldtschule der 50er Jahre, die auch als Versuch, die eigene in den größeren Zusammenhang der Zeitgeschichte zu stellen, außerordentlich lesenswert sind. Vor allem macht Storch deutlich, wie problematisch sich an einer solchen Schule das Verhältnis zur nationalsozialistischen Vergangenheit gestaltete, wieviel von dieser schlimmen Tradition noch ungebrochen in die dem Anspruch nach neue Zeit hineingeschwemmt worden ist, wie zögerlich und widerspruchsvoll Erziehung und Bildung ein anderes Gesicht bekamen. Wir erfahren aber auch, über den schulischen Rahmen hinaus, Interessantes über Jugendkultur und Straßenverkehr, Wirtschaftswunder und Reiselust. Am Ende stehen philosophierende Überlegungen zur Eigenart der Beethovenstraße - auch ein Antwort auf die zum Auftakt dieses Buches gestellte Frage! - und ein Ausblick in die Zukunft der jetzt hier angesiedelten Schule. Die restlichen Beiträge handeln von den Wohngemeinschaften und damit davon, wie der Geist der Studentenbewegung und der siebziger Jahre sich mit der jetzt schon altherwürdigen, doch heruntergekommenen Bürgerstraße verband. Bei Götz Buchholz entstehen launige Erinnerungsbilder einer WG, die sich (mit starkem Akzent zu sprechen) "politisch" verstand, während Petra Metsch und Viera Nesporova die sozialen und "Familien"-Erfahrungen in den Vordergrund stellen. Deutlich wird, wieviel Leben damals wieder in die Beethovenstraße eingezogen ist - erneut kommt es zu einem wiederum ganz "unbürgerlichen" Fest - und daß hier für kurze Zeit ein neuer, inzwischen schon wieder vergangener Geist zwar nicht geherrscht, aber doch geweht hat.

Daß er sich nicht einfach aufgelöst hat, dieser Geist, dafür steht Anna Metsch mit dem letzten Beitrag dieses Kapitels. Anna ist eines der WG-Kinder, von denen zuvor erzählt wurde, zu suchen auf den Abb. 57 bis 60 wie auch auf der vorigen Seite. Weder daß sie heute wie der kleine Junge mit der Schultüte die Oberstufe der IGS gegenüber von Nr. 10 besucht, ist einfach ein Zufall, noch daß sie sich während der Projektwoche für ihr Kindheits-Haus interessiert hat und mit besonderem Eifer dem fast vergessenen jüdischen Schicksal nachgeforscht hat, das sich dort über vierzig Jahre vor ihrer Geburt ereignete. HA

Irmela Heyde, geb. von der Heyde

Erinnerungen

Am 26. September 1945 wurde ich im Keller der Landesfrauenklinik in der Nordstadt geboren. Mein Vater wohnte als junger Mann in Linden in der Stephanusstraße und auch am Bethlehemplatz, anschließend in der Minister-Stüve-Straße. Dort ging bei Luftangriffen 1945 eine Luftbombe im Treppenhaus herunter und zerstörte die Außenwand des Schlafzimmers. Seine erste Frau starb Anfang des Krieges. Sie hatten zusammen eine Tochter, 1938 geboren. Die Kusine der Ehefrau hieß Ilse Gosewisch, ihr Mann Werner Gosewisch und die Mutter Fingerhuth. Sie lebten in der Beethovenstraße Nr. 10, waren aber vorübergehend 1944/45 nach Nienburg evakuiert worden. Der Kusine war Viehhändler, die Mutter Klavierlehrerin. Am 12. 10. 1944 heiratete mein Vater zum 2. Mal, und es existiert noch ein Brief, in dem mein Vater den Kusine um Überlassen einiger Zimmer in der großen Wohnung bat¹. Meine Mutter war in der Nicolaistr. ausgebombt. Die Wohnung Beethovenstraße hatte 7 Zimmer, Toilette, Bad, 2 Balkone, Küche, Speisekammer und eine sehr langen und breiten Flur, davon ging ein kleiner Flur mit Garderobe zur Toilette und zum einen Balkon ab. Mein Vater arbeitete als Maschinenschlosser bei der Hanomag in den kaputten Fabrikhallen, die alle ohne Glas waren. Er fuhr im 1. Weltkrieg auf einem Kriegsschiff und war im 2. Weltkrieg schon Mitte 40, angeblich unabhkömmlich und als letzter Volkssturm einzusetzen. In den Hallen holte er sich eine Lungenentzündung und starb am 22. 3. 1945, ein halbes Jahr vor meiner Geburt.

Meine Mutter, meine Großmutter, meine Tante und ich bewohnten in dieser hochherrschaftlichen Wohnung 3 Zimmer, einschließlich Küchenbenutzung. Sie hatten vorne links 1 Zimmer, dann den Flur entlang rechts hinten 2 Zimmer hintereinander. Der Kinderwagen mit mir wurde auf den Balkon geschoben, und als ich größer

war, erfreuten sich wohl die Nachbarn an meinem Winken.

Diese feste Adresse wurde für die Familie meiner Mutter in den Zeiten der Nachkriegswirren als Anlaufadresse genommen. Die Familienmitglieder übernachteten z.T. dort, auch meine Schwester und Kusine; es galt als Postadresse. Erste Erinnerungen habe ich an das EBzimmer vorne links mit dunklen Möbeln, einem Eßzimmertisch in der Mitte, einem Schreibtisch in der Ecke mit einem schwarzen Telefon. Meine Großmutter und meine Tante waren auch in der Nicolaistraße ausgebombt. Ein Onkel von mir kam mit der Firma "Prakla" in der Aktentasche aus Falkensee bei Berlin. In der Beethovenstraße hatte er eine Art Büro.

An das Fahrrad meiner Mutter und den Weg zum Kindergarten der Martinskirche erinnere ich mich. Wir Kinder spielten selbstverständlich auf der Straße. Es existieren auch davon noch Fotos². Ging man rechts aus dem Haus die Straße entlang, war an der Ecke ein Milchgeschäft, jedenfalls durfte ich dort Milch holen geben. Vor dem Keller habe ich mich gefürchtet. Die Treppe war völlig ausgetreten.

Auch als älteres Kind und als Erwachsene habe ich nach unserem Wegzug gute Erinnerungen an die Wohnung, da ich diese Tante 2. Grades meiner Halbschwester und die Familie besucht habe und dort auch meine Schwester traf. In dem 2. Zimmer links, das mit zwei weiteren Zimmern vorne durch Schiebetüren verbunden war, standen ein Flügel in der Mitte des Zimmers und an der linken Wand ein großes Büfett mit Aufsatz, gedrechselten Säulen und bunten Gläsern.

1950 zogen wir in die Südstadt, da meine Mutter dort eine Wohnung bekommen konnte.

¹ vgl. Abb. 42 und 43

² vgl. Abb. 51 und 52

Erinnerungen an die letzten Kriegstage und die Besatzungszeit

Die Tage des Kriegsendes haben unsere Mutter und wir Kinder in der Beethovenstraße erlebt, (nachdem meine beiden Brüder und ich kurz vorher aus den KLV-Lagern nach Hause geschickt worden waren). Eine nie wieder erlebte Solidarität herrschte unter den Bewohnern, die sich später, als wieder normale Zeiten eintraten, leider verflüchtigte. Im Mai 1945 hatten die amerikanischen Besatzungssoldaten und auch die in der Schule einquartierten Ostarbeiter Feuerstellen errichtet und kochten. Wir waren sehr ausgehungert. Mit meinem jüngsten Bruder auf dem Arm und der kleinen Schwester an der Hand schauten wir zu. Uns wurde Essen angeboten, aber wir nahmen es trotz Hungers nicht, da uns während des Krieges immer wieder gesagt worden war, kein Essen von Fremden anzunehmen, da die Engländer, Amerikaner, Russen die deutschen Kinder vergiften wollten!

Wie versprochen, haben mein Bruder Udo und ich uns in der Provence zusammengesetzt und über unsere gemeinsame Kindheit während und nach dem Krieg nachgedacht. Viele Ereignisse aus dieser Zeit haben sich uns tief eingepägt' viel tiefer, als das bei Erlebnissen späterer Jahre der Fall war. Mein Bruder, ein Humboldtschüler (Abitur 1954), war bei Kriegsende 10 Jahre alt, ich 13.

Im April 1945 wurde Hannover durch die Amerikaner ohne große Verteidigung eingenommen. Deutsches Militär war fast nirgends zu sehen. Zwei Tage vor der Besetzung wurden die Speicher am Lindener Hafen zur Plünderung freigegeben. Zwei deutsche ältere Polizisten versuchten vergebens, die Fremdarbeiter daran zu hindern, sich mit Lebensmitteln einzudecken. Müttern und Kindern wurde der Zugang gestattet. Unsere Mutter erwartete uns mit einem Handwagen vor dem Speicher, und wir Kinder konnten einen Ballen Tabak, 2 Säcke Kartoffelmehl, 1 Karton Trockenpflaumen und 1 Karton Dosenwurst "ergattern", ein Teil davon wurde uns von den nachdrängenden Erwachsenen wieder abgenommen, so dass uns zum Schluß von allem nur wenig übrigblieb. Der ganze Vorrat wurde bei uns im Keller verstaut. Eine Frau aus der Beethovenstraße 8 hatte das beobachtet und verlangte ihren Anteil, sonst würde sie uns bei der Partei anzeigen. Unsere Mutter ließ sich von dieser Erpressung aber nicht beeindrucken. Die Vorräte dienten uns in der kommenden mageren Zeit zum Überleben. Das Kartoffelmehl machte uns dick und rund, der Tabak wurde auf dem Küchentisch fein geschnitten, in 50g-Päckchen abgewogen und gegen Naturalien eingetauscht.

Der Tag vor der Besetzung verging in großer Anspannung. Polizei und Militär waren nicht zu sehen. Die Fremdarbeiter in der Schule zeigten offen ihre Freude, sangen, sahen zum Fenster hinaus, winkten, die eine oder andere selbstgefertigte Fahne wurde geschwenkt. Zur Arbeit gingen sie nicht. Am Abend setzte die Beschießung Hannovers aus Richtung Delster ein. Entgegen unserer sonstigen Angewohnheit gingen wir nicht in den Bunker der Rampenstrasse, sondern in den sogenannten "Eiskeller" (Stollen im Lindener Berg). Die Beschießung war schwach, nur alle 10 bis 20 Sekunden ein Schuß. In Hannover war nichts mehr zu zerstören. Als gegen Mitternacht die Beschießung immer

schwächer wurde, gingen wir nach Hause. Auf der Badenstedter Straße fuhr ein deutscher Kübelwagen mit 2 Soldaten, sonst war kein Militär zu sehen. Am nächsten Vormittag kamen die Amerikaner. Einige Fenster in der Beethovenstraße waren mit weißen Fahnen beflaggt, die Fremdarbeiter hatten teilweise selbstgefertigte landeseigene Fahnen herausgehängt, schienen sich nicht auf die Straße zu wagen, sondern jubelten aus den Fenstern. Wir Kinder hatten uns herausgewagt, die Amerikaner schlichen, Gewehr im Anschlag, in der Davenstedter Straße der Gosse entlang. Nach der amerikanischen Vorhut, die uns nicht beachtete, kamen marschierende Soldaten, die uns in die Häuser trieben. Es war Ausgangssperre. Dunkelhäutige amerikanische Soldaten durchstreiften unsere Keller und Wohnungen und suchten nach geflüchteten Männern, Waffen, "Mein Kampf". Aus dem Haus Nr. 8 wurde ein deutscher SS-Offizier in Ausgehuniform mit erhobenen Händen von zwei Amerikanern mit Gewehr im Anschlag Richtung Davenstedter Strasse abgeführt. Man gewann den Eindruck, dass er sich versteckt und dann bewußt ergeben hatte.

Am nächsten Tag lagen im Eingang an der Ecke Beethovenstraße / Wittekindstraße, bei Bäcker Schünemann, zwei schwarze Amerikaner hinter einem aufgebauten Maschinengewehr, dösten, schliefen, schenkten uns Kindern niegekanntes Kaugummi, alberten mit uns herum und waren nach zwei Tagen wieder weg.

Einige Tage nach der Besetzung wurde die Plünderung für die Fremdarbeiter freigegeben. Ich sehe noch sehr lebhaft vor mir, wie ein amerikanischer Soldat, umringt von jungen Polinnen oder Ukrainerinnen vergeblich versuchte, die Tür zum Lebensmittelladen von Buschbeck in der Davenstedter Strasse gewaltsam mit dem Gewehrkolben einzuschlagen.

Die Fremdarbeiter aus der Humboldtschule genossen die Plünderung. Wir beobachteten sie, wie sie hastig mit immer neuen Sachen im Gebäude verschwanden: Großen; Fleischstücken von Ahrberg, die schwer über der Schulter hingen, Kleidern aus Nachbarhäusern, Fahrrädern. Alles wurde zuerst auf den Schulhof ausgestellt und dann in das Gebäude gebracht. Ich erinnere mich an einen kleinen, lustigen Franzosen, der pfeifend oder singend ein Fahrrad nach dem anderen in die Schule brachte. Offiziell durften die Fremdarbeiter die Häuser der Deutschen "plündern". Sie versuchten es auch bei uns im Haus Nr. 6. Die Frauen hatten die schwere Holztür verriegelt, standen dahinter mit Besen bewaffnet und versuchten, die Männer zu beschwichtigen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Tür aufzubrechen, verschwanden sie. Wir Mädchen hatten entsetzliche Angst. Ich erinnere mich, dass meine Brüder mit der Situation viel lockerer umgingen.

Mit der Besetzung begann eine viele Tage andauernde Feier der Fremdarbeiter in der Humboldtschule. Auf dem Schulhof wurde ständig gekocht, getrunken und gesungen. Besonders die Italiener fielen uns auf mit ihren schön gesungenen Liedern. Meine Brüder, die keine Angst hatten, waren ständig auf dem Schulhof, durften auf den Rädern fahren und probierten kleine Kunststücke aus. Die Fremdarbeiter hatten nichts dagegen, wenn die Kinder durch die Räume rannten. Die einzelnen Zimmer waren voller Feldbetten, sehr unordentlich, die Wände mit Wanzenlöchern übersät. Von dort haben

meine Brüder Flöhe und Wanzen mit nach Hause gebracht. Durch das ständige Jucken und Kratzen wurde Krätze ausgelöst (wir haben uns sehr geschämt), die erst nach längerer Zeit behoben werden konnte.

Für uns Kinder und auch für die Erwachsenen ging von den vielen Fremdarbeitern in der Beethovenstraße nach der Besetzung keine Bedrohung aus. Soweit wir uns erinnern, gab es keine Übergriffe.

Eine Episode bleibt uns noch immer in Erinnerung: Im Haus Nr. 8 wohnte eine Familie, die in den USA gelebt hatte und gut englisch sprach. Kurz nach der Besetzung hatte die Familie Besuch von amerikanischen Soldaten, die mit einem Rad-Flakpanzer vor der Tür parkten. Plötzlich flog ein deutscher Aufklärer über Hannover, wir Kinder erkannten sofort die Me 109, die offensichtlich die Position der Amerikaner ermitteln sollte. Aus allen Richtungen hörte man die Flak schießen und sah Leuchtspurgeschosse. Meine Brüder standen auf Strasse und sahen sich den leichten Flakpanzer an. Da stürzten die Amerikaner ans Fenster und rannten die Treppe hinunter. Inzwischen war das deutsche Flugzeug in Höhe der Konkordiastraße zu sehen. Die Amerikaner schossen wie wild mit ihrer 2-cm-Flak auf das deutsche (absolut nicht erreichbare) Flugzeug, die Fremdarbeiter in der Schule hingen in den Fenstern und jubelten. Das Flugzeug konnte nicht getroffen werden, die Amerikaner wollten ihr Gesicht nicht verlieren und wohl auch der Gastfamilie imponieren und schossen erneut drauflos, begleitet vom Johlen und Beifall der Fremdarbeiter. Erreicht wurde nichts. Wir Kinder aber sammelten die Geschößhülsen auf (ca. 20 Stück) und brachten sie in den Keller. Später machte unser Onkel, ein Drehermeister, Feuerzeuge daraus, die wir auf dem Schwarzmarkt verkauften.

Es gibt noch viele Geschichten, die wir erzählen könnten. Es ist auch für uns eine Aufarbeitung unserer Kindheit und Jugend. Bei den Gesprächen unter uns Geschwistern haben wir festgestellt, dass die Jungen die Zeit während der Besetzung und danach als Abenteuer empfanden, daß wir Mädchen aber von panischer Angst gepackt waren, uns in der Wohnung versteckten, unter die Betten krochen, wenn ein amerikanischer schwarzer Soldat sich Einlaß in die Wohnung verschaffte.

Im Herbst 1945 begann der Schulunterricht wieder. Die Schüler versammelten sich auf dem Schulhof und gedachten der drei Mitschüler, die noch im April 1945 im KLV-Lager in Duderstadt durch Kriegswirren ums Leben gekommen waren. Mein Bruder Udo, Jahrgang 1935, wurde in die Humboldtschule eingeschult und probeweise aufgenommen. Da er kriegsbedingt nur 2 Jahre die Schule besucht hatte, versetzte man ihn nach ein paar Tagen wieder in die Volksschule 47, und erst ein Jahr später wieder konnte er erneut aufgenommen werden.

Es war im Frühsommer 1947...

Vor dem Hause Beethovenstraße 6 stand ein Leierkastenmann und dudelte: "Wenn bei Capri die rote Sonne ins Meer versinkt...".

Ich lag seit Wochen mit einer schweren und langwierigen Gelenkentzündung im Bett, die man nur mit Ameisensalbe und kühlenden Umschlägen behandeln konnte, da Antibiotika fehlten.

Die Knie waren dick angeschwollen und taten fürchterlich weh. Nach sechs Wochen hatte ich das Laufen verlernt und mußte mich auf meinen kleinen Geschwistern abstützen, die mir als Stöcke dienten. Freunde und Verwandte nahmen großen Anteil an dem Leiden des 15-jährigen Mädchens.

Es war in der Zeit, als in Hannover die Menschen hungerten - es gab keine Früchte, kein Gemüse, wenig Fleisch und Brot; Schokolade kannten viele kleine Kinder nur aus Erzählungen.

Da brachte eine Nachbarin, deren etwa 20-jährige Tochter einen englischen Besatzungssoldat als Freund hatte, ein Körbchen mit lange entbehrten Leckereien: Keksen, Schokoladenriegeln, Trockenfrüchten und englischen Zigaretten für die Mutter. Die junge Frau hatte dem kranken Mädchen etwas bringen lassen, das sie sicher selber gerne gegessen hätte.

Aber, obwohl uns der Verzicht sehr schwer viel, konnten wir das Geschenk nicht annehmen, zu sehr waren wir noch von den Kriegereignissen geprägt: man nahm nichts von einem deutschen Mädchen an, das durch die Freundschaft mit einem englischen Besatzungssoldaten zu für uns unerreichbaren Köstlichkeiten gekommen war.

Die alte Schule in der Beethovenstraße

Streiflichter aus den fünfziger Jahren

Die beiden Inschriften, angebracht rechts und links hoch oben an der Fassade des gleichermaßen soliden wie achtungsgebietenden Schulgebäudes mit seinen hell und freundlich wirkenden Sandsteinelementen, habe ich erst sehr viel später wahrgenommen, als sich mit den fünfziger Jahren auch meine Schulzeit in dem mächtigen Neorenaissancebau in der Beethovenstraße 5 allmählich ihrem Ende zuneigte. Die eine mit dem Wortlaut "Des Herrn Furcht ist Anfang des Lernens" mutete mich eher vertraut an, denn schon das Eingangstor der Dorfschule, die ich zuvor für kurze Zeit besucht hatte, schmückte die Devise: "Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang". Furcht war es in der Tat, was mich damals beschlich, als ich, von meinem Vater begleitet, erstmals in die Beethovenstraße einbog, galt es doch einen zweiwöchigen Probeunterricht erfolgreich zu absolvieren, über den allein damals der Zugang zum Gymnasium möglich war. Bekommen dachte ich an meine - kriegsbedingt eher fragmentarische - Vorbildung und daran, daß mir, zumal ich bereits die fünfte Volksschulklasse hinter mir hatte, nur ein einziger Prüfungsversuch gewährt wurde.

Nicht durch das große Portal betrat ich damals die Schule, sondern seitlich über den Hof, wo mich alsbald das sehr viel weniger ansehnliche Hintergebäude mit seinen dunklen Klassenzimmern voll ebenso bejahrter wie unbequemer Holzbänke aufnahm. Hier war denn auch unser "Lernort" bis einschließlich Klasse 9, den nach und nach einsetzenden Fachunterricht in Musik, Chemie und Physik ausgenommen, der in der Beletage des Haupthauses stattfand. Auch Zeichensaal und Aula, die im Seitenflügel lagen, ließen sich nur über das Vordergebäude erreichen.

Welche Erinnerungen sind mir an diese Zeit geblieben? Dazu möchte ich zunächst auf die zweite Inschrift zurückkommen, in der es heißt: "Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an". Hätte ich sie schon anfangs wahrgenommen, sie hätte mir wohl recht befremdlich geklungen. Auch was der erste Bundespräsident, Theodor Heuss, damit meinte, wenn er sagte, "die Geschichtsmelodie Deutschlands" sei zerbrochen, hätte ich damals nicht zu erklären vermocht. Eher hätte mir wohl Martin Broszats Feststellung eingeleuchtet, wonach wir damals in einer Periode des Außerordentlichen lebten. Zu diesem Außerordentlichen gehörte für mich, daß ich die Aufnahmeprüfung glücklich bestanden hatte und zu den Privilegierten gehörte, die, nachdem sie die Stufenleiter zur Bildung und Ausbildung hatten betreten dürfen, nach vorne blicken und hoffen durften. Den Anforderungen der Schule zu genügen, hatte für uns etwas Pflichtmäßiges. Leistungsdefizite oder gar individuelles Versagen wogen vermutlich schwerer als es heute der Fall ist.

Das Vaterland, das teure, an das wir uns anschließen sollten, war nicht lange zuvor als Bundesrepublik Deutschland aus der Taufe gehoben worden, gefolgt alsbald von der Gründung eines zweiten deutschen Teilstaates, der kommunistisch gelenkten DDR. Welche gravierenden Folgen die deutsche Teilung für die Menschen nach sich zog, stand beinahe täglich in den Zeitungen zu lesen. Mehr noch als in der Schule hörten wir darüber im Kreise von Familie und Verwandtschaft, denn groß war die Zahl der mittel- und unmittelbar Betroffenen.

Ich selber hatte bereits in den ersten Nachkriegsjahren am eigenen Leibe erfahren, welche bedrohlichen

Auswirkungen die sich mitten in Deutschland zwischen West und Ost mehr und mehr verfestigende Grenze haben konnte. Bei einer unserer nächtlichen illegalen Grenzüberquerungen im Raume Helmstedt waren wir, meine Mutter, meine Schwester und ich als Elfjähriger, von "den Russen" aufgegriffen worden. Ein Kopfverband, den ich damals trug, und die Notlüge meiner Mutter, daß ich eine äußerst gefährliche Ansteckungskrankheit hätte, bewahrten uns vor schlimmerem Ungemach.

Demgegenüber spielte sich unser Geschichtsunterricht in den Klassen 7 und 9 fern von solchen Unbilden vorzugsweise im sonnigen Mittelmeerraum der klassischen Antike ab, an den Ufern von Euphrat und Tigris (sogar die Regierungsdaten des Babylonierkönigs Hammurabi fallen mir heute nach mehr als vierzig Jahren noch auf Antrieb ein) und natürlich am Nil, um sich später den Italienzügen der mittelalterlichen deutschen Kaiser zuzuwenden. Von der unmittelbaren Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit war weniger die Rede, und eigentlich erst in Klasse 10, wo wir im Geschichtspensum mit Mühe und Not noch bis zum Zweiten Weltkrieg kamen.

Gewiß wurden wir auf das schreckliche Geschehen in Auschwitz hingewiesen, das etwa zu leugnen niemand versuchte. Auch erfuhren wir vom bewegenden Schicksal einer Anne Frank. Dennoch: Von einer gründlichen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit konnte dabei nicht die Rede sein. Sie begann erst später, sehr spät, wie ich heute sagen möchte.

Präsent war die jüngste Vergangenheit indessen auch darin, daß dem Lehrerkollegium - wenigstens zeitweise - mehrere Oberstudiendirektoren angehörten, ohne ihre eigentliche Funktion auszuüben. Daß sich ein ehemaliger Kriegsteilnehmer unter den Lehrern gerne auf seinen "Freund Rommel" berief, während ein anderer seine fliegerischen Abenteuer als Luftwaffenpilot gelegentlich wieder aufleben ließ, blieb indessen eher die Ausnahme. Andere wiederum, vom Kriege sichtbar gezeichnet, ließen erkennen, wie schwer sie daran trugen, was in den zwölf Hitlerjahren unter deutscher Verantwortung geschehen war. Auch blieb uns nicht verborgen, daß es hinter den für Schüler hermetisch verschlossenen Türen des Lehrerzimmers deswegen bisweilen zu Spannungen kam.

Zweifellos gab es im Unterricht mancherlei Bestrebungen zur Grundlegung eigenständigen politischen Denkens und verantwortlichen Handelns bei den Heranwachsenden. Wichtiger jedoch erschien zunächst die Ausrichtung der geistigen und moralischen Orientierung an der "einfachen Sittlichkeit", wie sie damals Otto Friedrich Bollnow vertrat. Erst allmählich begann der christlich grundierte Humanismus der ersten Nachkriegsjahre, dem es vor allem um die Vermittlung ethischer Werte gegangen war, als Leitstern des Bildungswesens zu verblassen. Dafür wanderten amerikanische, englische und französische Autoren in die Curricula ein wie Arthur Miller, Samuel Beckett, J. D. Salinger, Ernest Hemingway, Jean Anouilh, P. Sartre und andere mehr. Selbstverständlich kamen auch deutsche Autoren mit dazu wie etwa Thomas und - seltener - Heinrich Mann, Bertolt Brecht, Alfred Döblin und Heinrich Böll, dessen kritische Auseinandersetzung mit dem vielfach vorherrschenden restaurativen Denken der fünfziger Jahre (die Bundestagswahl von 1957 stand unter dem Slogan: "Keine Experimente") nicht ohne Wirkung blieb.

Inzwischen hatten wir unser "Fenster zum Hof" mit der sehr viel angenehmeren Aussicht in die Beethovenstraße vertauscht, die begonnen hatte, sich zu verändern. Anfangs war sie mir als "heile Welt" erschienen, wie man heute wohl sagen würde, denn sie war - Welch' glückliches Schicksal - unzerstört, war intakt geblieben. Ihre ruhig und vornehm, ja fast ein wenig verspielt wirkenden gründerzeitlichen Häuser vermittelten mir, dem die Trümmerwüsten Berlins noch deutlich genug in Erinnerung waren, tatsächlich so etwas wie Geborgenheit, ganz im Widerstreit zu ihrem Gegenüber, dem mächtigen Schulgebäude, das keine rechte Behaglichkeit aufkommen lassen wollte.

Zeit hatte ich genug, um mir die Zeugen einer soliden Bürgerlichkeit immer wieder anzusehen, war ich doch als Fahrschüler stets gut Dreiviertelstunden vor Unterrichtsbeginn "vor Ort", und das hieß damals: auf der Straße warten. Erst später erwirkten wir "frühen" Fahrschüler die seltene Erlaubnis, wenigstens in der kalten Jahreszeit im Vorflur hinter dem Rundbogenportal uns aufhalten zu dürfen. Damals betrat ich die Humboldtschule erstmals durch den Haupteingang.

Wäre da nicht die seit Mitte der fünfziger Jahre rasch voranschreitende Motorisierung der Nachkriegsgesellschaft gewesen, so wäre das Erscheinungsbild der Beethovenstraße wohl recht statisch geblieben. Anfangs parkte vor der Schule und damit zugleich in der ganzen Straße nur ein einziges Auto, ein Vorkriegsmodell der Marke DKW. Es gehörte unserem schon ein wenig angegrauten Mathematiklehrer, der sich als Junggeselle solchen für damalige Verhältnisse unerhörten Luxus offenbar leisten konnte. Wie sehr bewunderten, wie sehr beneideten wir ihn, wie oft umstanden wir das so sichtbarlich gepflegte Fahrzeug und blickten ihm nach, wenn der Zweitakter, eine schwärzlich-graue Abgaswolke ausstoßend, über das so dauerhafte Kopfsteinpflaster davonholperte, nicht selten begleitet von unserem Gesang (nach der Melodie des Liedes 'In einer kleinen Konditorei'...:

*"Auf einer langen, langen Chaussee,
da stand ein DKW in lauter Eis und Schnee.
Und der Besitzer fing an zu weinen
um seinen kleinen, kleinen DKW ..."*

Dann, eines Tages, parkte hinter, nein, zumeist vor dem DKW ein weiteres Motorgefährte, kleiner als ersterer, aber um so lauter. Es gehörte dem neuen Direktor Dr. Schwind. Dessen Vorgänger, Dr. True, hatte eines Transportmittels nicht bedurft, wohnte er doch mit seiner Familie in der Schule. Damit war es nun vorbei, vorbei auch mit dem eher leisen und unaufdringlichen Regiment des alten Herrn, der uns Schülern, traf er uns etwa im Sekretariat an, mit natürlicher Freundlichkeit die Hand gab, jedem einzelnen. Er propagierte kein Pflichtbewußtsein; es ging von ihm wie selbstverständlich aus, dessen Erziehungsmaxime auf bürgerliche Verantwortung und Achtung gegenüber dem Mitmenschen ausgerichtet war. Mit seinem Nachfolger veränderte sich nicht nur das Atmosphärische. Ein vergleichsweise strenges Regiment hob an, das in den alten Schulmauern bald die Verse umlaufen ließ:

*Damals True, Heute Schwind,
Damals Ruhe, Heute Wind.*

Ja, der Wind wehte nun anders und heftiger als bisher. Mit der Belebung der Wirtschaft erschienen immer mehr Schüler morgens mit dem Fahrrad zum Unterricht. Den Zweirädern folgten die Vierräder, unter denen der VW-Käfer an Zahl bald alle anderen übertraf. Einer beweglichen Möblierung gleich, reiheten sich die Attribute

eines neuen Wohlstands dicht an dicht in der stillen Beethovenstraße auf, auch vor der Humboldtschule, die nach dem Auszug ihres letzten "Untermieters", des KWG, endlich keinen "Schichtunterricht" mehr hatte. Daß unsere Städte als Antwort auf die neue Entwicklung und nicht immer zu ihrem Vorteil immer autogerechter entwickelt wurden, fiel uns erst später auf. Der Führerschein jedenfalls wurde unter Primanern zum höchst erstrebenswerten Ziel, obgleich ein motorisierter Abiturient eher eine seltene Ausnahme blieb.

Inzwischen versammelte sich, weitaus häufiger als früher, die Schulgemeinde in der Aula unter den neugeschaffenen großformatigen Öbildern ihrer Patrone Alexander und Wilhelm von Humboldt. Gemalt hatte sie Ernst Datan, der auch mein Kunsterzieher war. Würdig und fast ein wenig distanziert blickten sie auf uns nieder, der eine, Wilhelm - wenn ich nicht irre -, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, der andere, Alexander, mit der Friedensklasse des Pour-le-mérite, beide gleichsam Zeugen eines neu erwachten Selbstbewußtseins. Natürlich entsann man sich ihrer, vor allem in offiziellen Ansprachen und wenn vom wiederherzustellenden deutschen Ansehen in der Welt die Rede war. Im Unterricht hingegen kamen sie seltener vor. Wer sie wirklich waren, was sie bewegt und geleistet hatten, wurde mir erst später deutlich. Ob sie indessen gutgeheißen hätten, daß zweimal jährlich und sozusagen unter ihren Augen Schüler coram publico durch den neuen Direktor nicht nur belobigt, sondern auch getadelt wurden, möchte ich allerdings bezweifeln.

Von Ernst Datan ging übrigens die Fama, er habe zur Weimarer Zeit ein Staatsporträt des Reichspräsidenten Hindenburg gemalt, was ihm eine besondere Aura verlieh. Wir hingegen schätzten an dem stets korrekt und gepflegt gekleideten älteren Herrn, den der Hauch eines äußerst dezenten Herrenparfüms umwehte, seine künstlerische Kompetenz und verständnisvolle Liberalität. Er führte uns nicht nur in die Kunst des Zeichnens ein, sondern brachte uns auch die großen europäischen Kunststile nahe. Er war, was man unter einem Grandseigneur versteht, in dessen Gegenwart sich Unziemlichkeiten wie von selbst verboten. Unsere kleineren und größeren Schulnöte erfaßte er mit raschem Blick und sah zumeist gelassen darüber hinweg, wenn der eine oder andere, mehr schlecht als recht unter dem Zeichenblock verborgen, rasch noch seine Mathematikaufgaben aus dem Heft des Nachbarn vervollständigte. Was er über den Stil der fünfziger Jahre dachte, über die Nierentischen, Cocktailsesselchen oder Kunststoffschalen, in denen man angeblich so bequem sitzen sollte, verschwieg er uns. Doch genug davon.

Wer wüßte nicht aus eigener Schulzeit über seine Lehrer so manches zu sagen, das vor allem dann an Unterhaltungswert gewinnt, wenn es in die Nähe zum Anekdotischen gerät oder sich gar ins Karikatureske wenden läßt. Meinerseits möchte ich es bei dieser einen, flüchtigen Skizze bewenden lassen, von der ich durchaus nicht sicher bin, ob sie dem prüfenden Blick des also Porträtierten standhalten würde.

Um 1955 erschien plötzlich, von Amerika kommend, auf der Kinoleinwand ein James Dean und mit ihm so etwas wie ein Leitbild für die jüngere Generation. Gleichwohl dauerte es noch einige Zeit, ehe man in der Beethovenstraße die ersten Jeansträger sah, war doch das rasch zum Kultgegenstand avancierte Beinkleid in der Schule anfangs gänzlich verpönt. Abgesehen davon trug, was dort allmorgendlich zum Unterricht erschien, weder Marken- noch Designerkleidung und kaum etwas, das wirklich teuer gewesen wäre. Dergleichen kam erst,

nachdem aus den "Kellerkindern" die "Wunderkinder" geworden waren.

Könnten die alten Häuser wiedergeben, was die Jugend damals untereinander sprach, wenn sie mittags dem Zwang der Schule glücklich entronnen war, so wäre darunter sicherlich manches von dem, was wohl jeder Generation entsprechenden Alters mitteilenswert erscheint. Noch kaum von Fernsehen, aber viel von den neuen Theaterstücken und vom Kino war da die Rede, dem neben dem Radio, das wir fleißig hörten, wichtigsten Medium der Unterhaltung. Indessen beherrschten nicht Filme wie "Canaris", "Die letzte Brücke", "Des Teufels Genera!" oder "Wir Wunderkinder" die Leinwand, sondern die schier unübersehbare Zahl sogenannter "Heimatfilme", mit denen sich eine "zu Bruch gegangene Zivilisation" über die jüngste Katastrophe unserer Geschichte hinwegzurennen suchte.

Aber auch das Reisen war zum Thema geworden, vor allem vor und nach den Großen Ferien. Ferne Weltentgegenden kamen darin noch nicht vor. Mit Italien, Österreich oder gar der Schweiz ließ sich schon Staat machen, während die See, der Schwarzwald und Oberbayern manchem bald schon nicht mehr genügten.

Wirtschaftlich ging es spürbar aufwärts. Löhne und Gehälter stiegen; ja die kaum zehn Jahre alte Bundesrepublik näherte sich der Vollbeschäftigung. Währenddessen nahm unsere "Westorientierung" in dem Maße zu, in dem sich der "Eiserne Vorhang" als immer undurchlässiger erwies. Auch begannen wir nach dem allmählichen Umzug aus den Katakomben in die Beletage, wie der Kulturhistoriker Hermann Glaser einmal schrieb, in die sich allmählich herauschälende Arbeits- und Freizeitgesellschaft hineinzuwachsen. Ob aber auch in eine neue Kulturgesellschaft? Das freilich ist, Fontanesch gesprochen, ein weiters Feld.

Als ich im Februar 1959 an einem sonnigen Wintertag nach bestandenerm Abitur der Beethovenstraße Lebewohl sagte, diesmal ganz ohne Furcht, war der kleine DKW längst Geschichte. Die Häuserfassaden leuchteten blitzsauber, während die selbst im Winter so wohlbestellt wirkenden kleinen Vorgärten dem nahen Frühling entgegenräumten. Bewußter als je zuvor nahm ich die Formenvielfalt der gepflegten Straße wahr gleichsam als steingewordenes Plädoyer für eine kultivierte bürgerliche Lebensweise in Wohlstand und Sicherheit. Mutete sie nicht an wie eine Insel inmitten des düsteren Ziegelrots der nahen Konkordiastraße mit ihrer um soviel bescheideneren Architektur, die auch das Erscheinungsbild der benachbarten Dieckborn- und Nieschlagstraße prägt, und war sie nicht am Ende das Abbild einer Gesellschaft, die aus ihren Gegensätzen, Widersprüchen und Verwerfungen noch immer nicht herausgefunden hat?

Nicht mehr die Humboldtschule befindet sich in der Beethovenstraße 5. Heute beherbergt das bald hundertjährige Gebäude die Jahrgangsstufen 11 - 13 der IGS Linden. Ihr freundlicher Leiter, Walther Engel, hat mich zusammen mit meinem Schulfreund, dem Mediziner Dr. Freyenberg, als Ehemalige vor einiger Zeit sachkundig durch unsere alte Schule geführt, wobei wir, was nie zuvor geschehen war, sogar den mächtigen Dachboden kennenlernten. Selbst hier und auch sonst in dem weiträumigen Haus bereiten sich immer wieder neue Aktivitäten vor, orientiert an den Bedürfnissen einer neuen Generation in einer Gesellschaft im Wandel. Mir kommt dabei die Inschrift am Gymnasium zu Neuruppin in den Sinn, das einst Theodor Fontane zu seinen Schülern zählte: "Civibus aevi futuri" - Den Bürgern des künftigen Zeitalters. Ja, so sollte es sein.

Wohngemeinschaft

Nein, mit Sicherheit kann ich nicht sagen, ob wir die einzigen waren, aber eine andere Wohngemeinschaft haben wir damals nicht kennengelernt, im Herbst 1970, als wir in die Beethovenstraße 4, zweiter Stock, einzogen. Von einer zweiten Wohngemeinschaft hätten wir sicher gewußt. Man kannte sich. Wir kannten ja auch die WG in der List mit dem Musikstudenten, der heute Lehrer an der IGS Linden ist. Wohngemeinschaften waren damals noch alles andere als normal. In den Illustrierten konnte man lesen, wie es dort zugeht: Rauschgift, Gruppensex, Klos ohne Tür davor und Kommunismus. Und was in den Zeitungen stand, das stimmte, da konnte ich meiner Mutter noch soviel erzählen, es blieb dabei: Mein kleiner Bruder, der damals immerhin schon 13 war, durfte mich nicht besuchen in Hannover. Jedenfalls nicht, solange ich in einer Wohngemeinschaft wohnte.

Die Hausbesitzer glaubten den Zeitungen auch. Den Zusatz "keine WG" brauchten sie damals in den Wohnungsannoncen noch gar nicht. Das verstand sich von selbst. Was hatte ich mir für eine Mühe gegeben in der Zeit davor, hatte mir extra Briefpapier für ein fingiertes Uni-Institut gebastelt, um mich mit einer abenteuerlichen Konstruktion ("Forschungsprojekt mit Wohnmöglichkeit für einige Mitarbeiter") für eine riesenhafte Traumwohnung in der List zu bewerben. Das Gespräch beim Makler bestand dann im wesentlichen aus zwei Sätzen: "Also sollen da Damen *und* Herren einziehen? - Nein, das kommt nicht in Frage."

Hannovers erste "politische" Wohngemeinschaft, die "Parvus Kommune", hatte die Wohnung über dem Fischladen an Vier Grenzen nur bekommen, weil Professor Peter Brückner quasi als Bürge auftrat. In der Beethovenstraße mußte Reinhard's Vater herhalten. Der war Bauunternehmer und somit vertrauenswürdig.

Aber für eine Wohngemeinschaft bekam selbst ein Bauunternehmer keine Wohnung. Also lautete die offizielle Version: Reinhard und die schwangere Geli ziehen dort mit einem weiteren Ehepaar ein. Zwei Ehepaare (entscheidend waren die ersten drei Buchstaben) waren in Ordnung, denn solche Riesen-Wohnungen waren damals nur schwer zu vermieten. Im ersten Stock der Beethovenstraße 4 wohnten auch zwei Ehepaare in einer Wohnung; dort hatte man gleich nach dem Krieg den langen Flur in der Mitte mit einer Tür unterteilt, so daß es fast zwei Wohnungen waren. Nur daß die hinteren Mieter bei jedem Kommen und Gehen den vorderen durch den Flur latschen mußten.

Mit welcher Ausrede das avisierte zweite Paar dann doch nicht mit einzog, das weiß ich nicht mehr. Für uns war entscheidend, daß im Mietvertrag stand: "Untervermietung erlaubt", und so hatten wir eine Riesen-Wohnung, sieben Zimmer, zweihundert Quadratmeter, zwei Balkone, 400 Mark Miete, und zogen ein, Reinhard und Geli und noch zwei Pärchen und ich, und schon die Zimmerverteilungsdiskussion überzeugte mich endgültig von den Vorteilen einer Wohngemeinschaft: Ich wollte natürlich das schönste Zimmer, das größte, hinten links mit dem Erker, aber das hätte ich nie zu verlangen oder auch nur zu sagen gewagt. Am Ende bekam ich es trotzdem, weil die anderen es alle nicht wollten (oder vielleicht auch nur es nicht zu sagen wagten).

Die Wohnung für 400 Mark war ziemlich karg. Die Badewanne haben wir selbst eingebaut, Gerd konnte mauern und verputzen, für die Öfen haben wir eine Kleinanzeige aufgegeben, weil wir wenigstens solche

"modernen" Dauerbrenneröfen wollten, die mit der Glasscheibe, die die ganze Nacht durch brennen. Also haben wir irgendwo in der Stadt sieben gebrauchte Öfen abgeholt, in die Wohnung gewuchtet und im Winter jeden Tag sechs Kohlenschütten aus dem Keller hochgeholt. Den Flur legten wir mit grauem Sisal-Teppich aus, von der Messe, nur eine Woche gebraucht, und oben strichen wir den hohen Raum ganz schwarz, so daß man die Decke gar nicht mehr sehen konnte, das war damals gerade der Hit. Mein Zimmer wurde ocker, und über das Bett malte ich mir den berühmten Kopf von Che Guevara, sorgfältig von einem Plakat auf 1,60 x 1,90 Meter vergrößert. Klar waren wir eine politische WG, fanden wir jedenfalls.

Vier Studenten und eine Studentin waren wir und gehörten alle zu einer der "Arbeiterparteien", von denen es damals mehr als ein halbes Dutzend gab. Die beiden anderen Frauen gehörten nicht dazu, die gingen ganz normal arbeiten. Dafür mußten wir manchmal schon um vier aufstehen, Flugblätter verteilen vor der Hanomag.

Aber wir hatten Glück mit unserer WG. Vorher hatten wir WGs in einer politischen Gruppe als politisches Projekt diskutiert, hatten versucht, per Gruppendiskussion zu bestimmen, wer korrekterweise mit wem zusammenziehen muß. Als wir dann die erste Wohnung fanden, eine Fabriketage in der Velberstraße 5, wo im Erdgeschoß jetzt das Café ist, da war ich nicht dabei und war ziemlich froh darüber. Unsere WG kam dann ganz konventionell zusammen, einfach weil wir uns mochten. Irgendwann hatten die andern mich einfach gefragt.

Wer damals im Erdgeschoß wohnte, weiß ich nicht mehr. Über uns war eine Familie mit Kindern, Karsten zum Beispiel, der immer auf dem Flur Fußball spielte, so daß der nörgelige Mann unter uns sich über den Krach beschwerte. Gesundheitslatschen durften wir seinetwegen in der Wohnung auch nicht anziehen, weil das so klapperte. Gegenüber, wo heute die Sek II der IGS ist, war damals noch eine Berufsschule, in der Straße fand man noch Parkplätze, Fußgängerbereiche gab es im ganzen Viertel noch nicht und auch keine Graffiti. Die Kneipe an der Ecke Brauhofstraße hieß "Brauhof" und war so etwas wie unser zweites Wohnzimmer, und die Straßenlampen in der Beethovenstraße waren noch Gaslaternen. (Aber das ist mir damals gar nicht aufgefallen, das habe ich erst später gelesen. Sie wurden erst 1983 durch elektrische ersetzt.)

Es waren die Jahre der Aufbruchstimmung in Hannover. Die Studentenbewegung war noch nicht ganz vorbei, 1969 hatten wir mit dem Roten Punkt den Einheitstarif bei der ÜStra erzwungen, 50 Pfennig von Uetze bis zum Steinhuder Meer, das war der einzige erfolgreiche Massenprotest der ganzen Studentenbewegung gewesen. 1970 fand das erste Altstadtfest statt, das damals noch keine Sauforgie, sondern ein riesiges Kunsthappening war und zum Vorbild für alle anderen Stadtfeste in Deutschland wurde; der Flohmarkt wurde gegründet (auch er der erste in Deutschland), das Straßenkunstprogramm begann, und am Kröpcke fuhr die Straßenbahn noch über der Erde.

Unsere Wohngemeinschaft, die so ideal angefangen hatte, wurde leider bald vom Alltag eingeholt. Vor allem als Meike geboren wurde, die wir natürlich alle abwechselnd versorgen wollten, schließlich ging die Mutter ja arbeiten, während wir anderen Architektur studierten, und das hieß damals: Wir hatten den ganzen Tag Zeit.

Ich war ganz hin und weg. Morgens mit Meike auf dem Arm zum Bäcker unten an der Ecke Wittekindstraße gehen, beim Samstagsgroßeinkauf bei Real besonders guten Babybrei aussuchen, nachts mit ihr über den Flur wandern, bis sie endlich eingeschlafen war. Bis die Anfangsbegeisterung abflaute und Geli irgendwann den Eindruck hatte, wir würden uns um Meike auf ähnliche Weise kümmern wie um unseren Küchendienst. Und wenn es etwas gibt in dieser Zeit, das mir in der Erinnerung richtig unangenehm ist, dann, daß sie damit Recht

hatte. Da war es dann ganz schnell aus. Aus mit dem guten Verhältnis untereinander und aus mit der Wohngemeinschaft. Schade. Anfang 1972 sind wir ausgezogen. Später war ich dann noch einmal in dieser Wohnung. Als ich etwas mit Stole besprechen wollte, dem Fotografen und Betriebsrat von der Neuen Presse, da wohnte der plötzlich in unserer Wohnung. Ich hätte ihn häufiger besuchen sollen. Jetzt lebt er nicht mehr.

Beethovenstr. 10

Leben mit Parkett und Blockwart

Im Frühjahr 1978 begannen wir mit dem Projekt Beethovenstr. 10, 2. Obergeschoß. Ein arbeitsintensives Projekt, wie sich innerhalb kürzester Zeit herausstellte. Es ging darum, eine heruntergekommene, ursprünglich prächtige, großbürgerliche Siebeneinhalb-Zimmer-Wohnung für eine Wohngemeinschaft herzurichten. Eine "neue" Wohngemeinschaft, bestehend aus 3 StudentInnen, zwei Menschen mit gerade abgeschlossenem Studium, mit dem Einstieg ins Berufsleben beschäftigt, und einer Berufsaussteigerin, vor der Hannover-Kolleg und dann noch Studium lagen.

Die Wohnungsmarktsituation war zu diesem Zeitpunkt günstig für uns, zumindest was stark renovierungsbedürftige, über 200 qm große Wohnungen betraf. Für die Beethovenstr. 10 kam hinzu, daß die alte Hausbesitzerin und das mit der Verwaltung ihrer Immobilie beauftragte Büro, deren Mitarbeiter inzwischen genauso betagt waren wie sie selbst, sich nur äußerst sparsam um die anfallenden Entscheidungen und Arbeiten in der Wohnung kümmern mochten. Allerdings wollten sie bei Abschluß des Mietvertrages wissen, "wer zu wem" gehörte, was bei 6 Personen, 3 männlich, 3 weiblich, viele Möglichkeiten bot.

In der Wohnung im 2. Obergeschoß hatte in den letzten Jahren ein "verkrachter" Fotograf gelebt. Der vordere Teil der Wohnung trug unübersehbare Spuren, wie schwarze Türen, Fensterrahmen, Wände, diese teilweise auch in einem dunklen Lila. Deutlich wahrnehmbar war noch die nach dem Krieg erfolgte Teilung der Wohnung in zwei Wohneinheiten. Im hinteren Bereich waren in einem Raum Reste der Kücheninstallation sichtbar, in der vorderen großen Küche war eine Ecke als Bad abgemauert worden. Da zum Zeitpunkt unseres Einzuges eine Gasetagenheizung in der Wohnung installiert wurde, waren diese Abtrennungen und Installationen herausgerissen worden, nur die Schuttberge waren noch vorhanden.

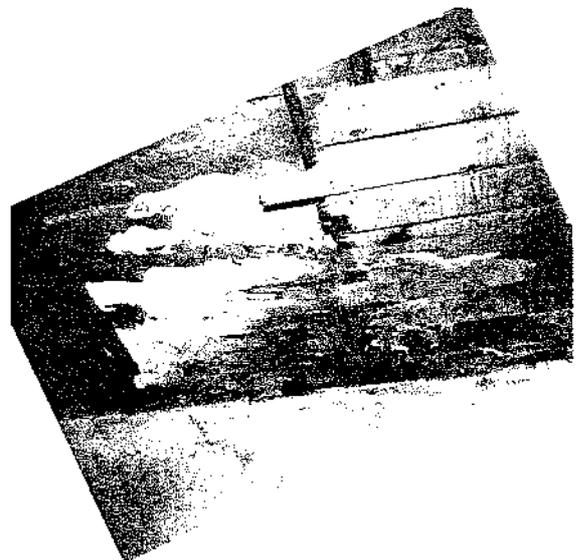
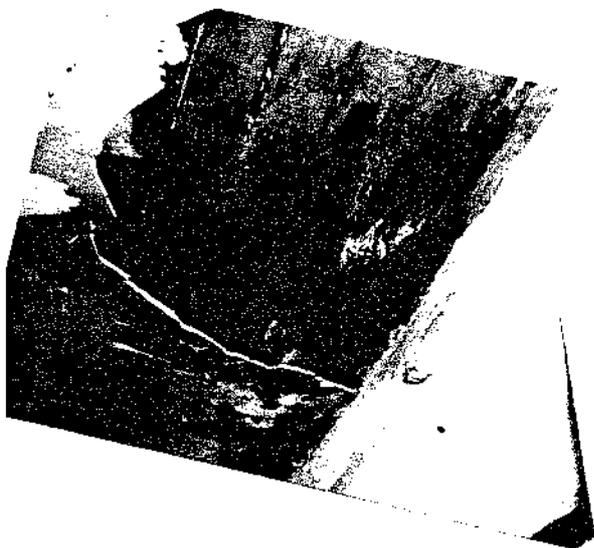
Die Wohnung wirkte selbst in diesem Zustand auf uns faszinierend, durch Raumgröße und Zuschnitt, durch repräsentative Erker, Balkons und stuckverzierte Decken auf der straßenzugewandten Seite, durch ruhige, verwunschen und romantisch mit wildem Wein zugewachsene Räume und großen Balkon auf der straßenabgewandten

Seite. Der völlig zugewachsene Balkon war über zwei Räume erreichbar, ein Rundgang, der in der ersten Phase unserer Inbesitznahme der Wohnung sogar zu Verirrungen führte. Ansonsten, wie erwähnt, die Wohnung eine Baustelle, wir erhielten einen größeren Geldbetrag, um die Renovierung in die eigenen Hände zu nehmen.

Zwei bis drei der vorderen großen Räume ließen sich relativ schnell instandsetzen, obwohl auch diese neu tapeziert werden mußten, was heißt, alte Tapeten runter, unter denen Zeitungen aus den 30er Jahren zum Vorschein kamen. Die Renovierung der restlichen Wohnung zog sich hin und wir erst im Lauf des Sommers nach und nach ein. Auch die Wohnung über uns wurde zu diesem Zeitpunkt (Sommer/Herbst 78) renoviert und von einer kleineren Wohngemeinschaft bezogen (vier berufstätige Personen). Das hatte Auswirkungen auf den Standard der Wohnung, die "über uns" waren immer etwas besser und perfekter, wir verstanden uns aber gut, und es gab gemeinsame Feten.

Eine Tradition, eine gemeinsame Aktivität war mit in unsere Wohnung gekommen, über die sich die WG-Mitglieder teilweise sogar kennengelernt hatten. Ursprünglich wurde im Gartenhaus am Judenkirchhof Sonntag abends gemeinsam gekocht. Dieses Kochen verlagerte sich im Laufe des Sommers in unsere Wohnung, da wir uns durch das Renovieren und Basteln immer so schlecht losreißen konnten. Also wurde halt bei uns gekocht, der Platz reichte. Die Entwicklung ging dann allerdings dahin, daß immer häufiger "wir" kochten, und die Gäste nur noch nach Absprache kamen.

Von Anfang an hatten wir alle ein angespanntes Verhältnis zum "Hausmeister" Herrn Kiel, der im letzten Weltkrieg ein "effektiver" Blockwart gewesen war. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, besonders Besucherinnen und Besucher mußten sich Zurechtweisungen gefallen lassen, und wo nun eigentlich die Fahrräder hindurften, ist mir nie ganz klar gewesen. Zeitweilig hörten wir Herrn Kiel in einem extra abgetrennten und isolierten Keller seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen, es war sein Schießübungsraum. Angenehmer war eine andere "Lärmquelle", die im Hinterhof zu hören war, ein Musiker von "Hammer und Harfe" übte in einem der Häuser, deren Rückwände an unseren Hof stießen.



Sehr nett war die Bewohnerin im ersten Obergeschoß, Frau Gosewisch, die schon seit Ende der 30er Jahre dort wohnte. Eine alte Dame, die gerne aus der Geschichte des Hauses erzählte. Häufig war sie allerdings verreist, bis in andere Kontinente. Ein Zimmer ihrer ja ebenfalls über 200 qm großen Wohnung hatte sie an eine Studentin vermietet, damit sie, oder ihre Wohnung nicht ganz allein waren. Die Wohnung war sehr großzügig eingerichtet, sie hatte noch etwas vom Glanz der alten (herrschaftlichen) Zeiten behalten. Hohe lichtdurchflutete große Räume mit Parkett und Stuck an der Decke und wenigen, dafür aber um so exklusiveren, durch feine Holzarbeiten beeindruckenden Möbel aus ihrer Jugendzeit. Frau Gosewisch war den Wohngemeinschaften (jungen Leuten) gegenüber sehr aufgeschlossen, sie hielt sogar nach ihrem Wegzug den Kontakt aufrecht.

Die Parterre-Wohnung war geteilt, in der vorderen Wohnung wohnte eine Familie mit drei Kindern, die hintere Wohnung (der Eingang war über den Hof zu erreichen) wurde von Hausmeister Kiel und seiner Frau bewohnt. Das Dachgeschoß war zu diesem Zeitpunkt nicht bewohnt, später gab es dort eine "schnuckelige" schräge Wohnung, die für Feten den dahinterliegenden Dachboden nutzen konnte. Auch zur Familie im Erdgeschoß gab es Kontakte und gegenseitige Hilfestellung zu unterschiedlichen Anlässen. Es gab in diesen Jahren in der Beethovenstraße 10 sehr viel Austausch zwischen den BewohnerInnen, man wußte voneinander und konnte sich unterstützen. Einschneidende Veränderungen brachten für die WGs im Hause die Geburt unserer drei Kinder im Jahr 1979 und 1980. Auf einmal waren wir WGs mit Kindern, das Zusammenleben wurde einem Härtestest unterworfen, einige zogen aus. Die WG über uns kam damit besser klar, dort blieb die "Erstbesetzung" erstaunlich lange zusammen. Bei uns gab es Veränderungen, und es sollte auch weiterhin so bleiben.

Veränderungen brachte auch der Tod der Hausbesitzerin nach ca. 3 Jahren. Das Haus wurde von ihrem Sohn sehr schnell an den Immobilienhändler Wißkirchen verkauft. Mit ihm hatten wir in den nächsten Jahren ein sehr enges und gleichbleibendes Verhältnis. Er wollte was, wir

wollten nicht und so führten wir einen Prozeß nach dem anderen. Prozesse, die wir allesamt gewannen. Ein solch' gewonnener Prozeß führte zu einem größeren Hoffest, das ganze Haus war beteiligt, samt Rechtsbeistand.

Die Situation und die Zusammensetzung der WG's veränderten sich im Laufe der Jahre immer wieder, BewohnerInnen zogen aus und ein, nicht mehr der Kinder wegen. Arbeitsplätze in anderen Städten und neue feste Partnerschaften ließen die WG nicht zur Ruhe kommen.

Ende 1987 zog Frau Gosewisch zu ihrer Familie nach Süddeutschland nicht zuletzt wegen der Probleme mit dem neuen Hausbesitzer. Erst dann wurde auch in dieser Wohnung eine Heizung eingebaut, und die dritte WG zog in die "10" ein. Das war auch die Zeit, in der wohl die meisten jungen Leute, überwiegend auch in WG's, in der Beethovenstraße wohnten. Die Lindener Kneipenkultur hat das ihre dazu beigetragen, und so konnte im September '88 unter lebhafter Beteiligung von Groß und Klein das erste (und bislang letzte) Straßenfest stattfinden. Kaffeetische, Jonglage, Zauberer, Live-Musik, Dosenwerfen, Kinderflohmarkt und vieles andere mehr wurde geboten.

Die Gemeinschaft lebte nicht nur auf der Straße, auch im Haus wurde über die Etagen gemeinsam gefeiert. Sogar dauerhafte Beziehungen und neue Lebensgemeinschaften entstanden.

Feiern allein macht nicht glücklich, jedenfalls ein Jahr darauf wurden die Ärmel aufgekrempt. Etliche der unzähligen Betonplatten im Hof wurden beseitigt, neue Pflanzen gesetzt, Sitzgelegenheiten, eine Sandkiste und eine vom ganzen Haus angeschaffte und genutzte Tischtennisplatte aufgestellt.

Ab '92 begann der langsame Auflösungsprozeß. Aus der WG im 2. Obergeschoß entstanden 2 'normale' Familien. Die WG im 1. Obergeschoß zog 2 Jahre später nach, auch in 'geordnete' Verhältnisse. Die WG im 3. Obergeschoß wurde auch umgewandelt - die Wohnung hat jetzt wieder zwei Küchen.

Es war eine schöne Zeit in der Beethovenstraße, am schönsten wohl für die Kinder. Ob sie es uns inzwischen verziehen haben, daß sie da nicht alt werden können?



Beethovenstraße 10 nach 1945



Die Wohnungen im Haus Nr. 10 waren von ihrem Zuschnitt her für großbürgerliche Familien gedacht. Die über 210m großen Wohnungen wurden von je einer Familie bewohnt.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden einige der Wohnungen in zwei Wohnungen aufgeteilt bzw. es wurden Untermieter aufgenommen, Zimmer untervermietet.

Diese Aufteilung in zwei Wohnungen bestand lange, noch bis Ende der 70er Jahre war in einige Küchen des Hauses ein zweites Badezimmer eingebaut.

Für den Erhalt des Hauses Nr. 10 wurde wie bei vielen anderen Häusern der Straße nach 1945 nicht viel getan. Nur die Kriegsschäden waren noch behoben worden. Diese Vernachlässigung zeigte sich durch heruntergekommene Treppenhäuser, bröckelnde Fassaden und marode Balkone.

Für viele Mieter wurden die Wohnungen dadurch unattraktiv und die ganze Straße hatte einen zweifelhaften Ruf.

Ende der 70er war es daher möglich, daß Wohngemeinschaften in das Haus einzogen.



Zu diesem Zeitpunkt wurden in einige der Wohnungen Zentralheizungen eingebaut, größere Renovierungen waren notwendig. So waren z.B. im zweiten Stock unter den Tapeten noch Zeitungen aus den 30er Jahren geklebt.

Die Aufteilung in zwei Wohnungen wurden jetzt rückgängig gemacht.

Die WGs im zweiten und dritten Stock wiesen sehr wenig Fluktuation auf.

Im ersten Stock wohnte seit den 40er Jahren bis Ende der 80er Frau Gosewisch, von ihr war damals auch viel

über die Geschichte des Hauses zu erfahren, wie z.B. der Hinweis auf den Selbstmord der Schwestern Lenzberg.

1979 starb die damalige Besitzerin des Hauses, ihr Sohn verkaufte das Haus an den Immobilienmakler Wisskirchen. In den 90er starb auch er, seitdem wird das Haus von seinem Sohn verwaltet.

Im Laufe der 90er zogen die WGs nach und nach aus. Das Haus wurde als eines der letzten in der Straße renoviert, in einigen Wohnungen ist eine teilgewerbliche Nutzung zugelassen.

Nach der jetzt erfolgten "Edelsanierung" sind Wohngemeinschaften in diesem Hause nicht mehr erwünscht.





Abb.48

1948: Abiturienten der Herschelschule auf dem Hof der Humboldtschule, die als einziges Gymnasium in Hannover den Krieg nahezu unbeschädigt überstanden hat. Im Hintergrund aber die Ziegel der zerbombten Turnhalle!



Abb. 49

Herschel-Abiturienten im ungeheizten Humboldt-Klassenraum



Abb. 50
Straßenfotograf: Kinder der Beethovenstraße April 1948



Abb. 51
Straßenfotograf: Kinder der Beethovenstraße, Anfang 50er Jahre



Abb. 52
Erster Schultag in den frühen 50er Jahren



Abb. 53
WG-Leben: Fete in Nr. 10



Abb. 54



Abb. 55
WG-Leben in Nr. 10: Renovieren



Abb. 56
Gartengestaltung im Hinterhof



Abb. 57
WG-Kinder in Nr. 10



Abb. 58
Auf dem Balkon in Nr. 10



Abb. 59
Das erste und bisher einzige Beethovenstraßenfest, 80er Jahre

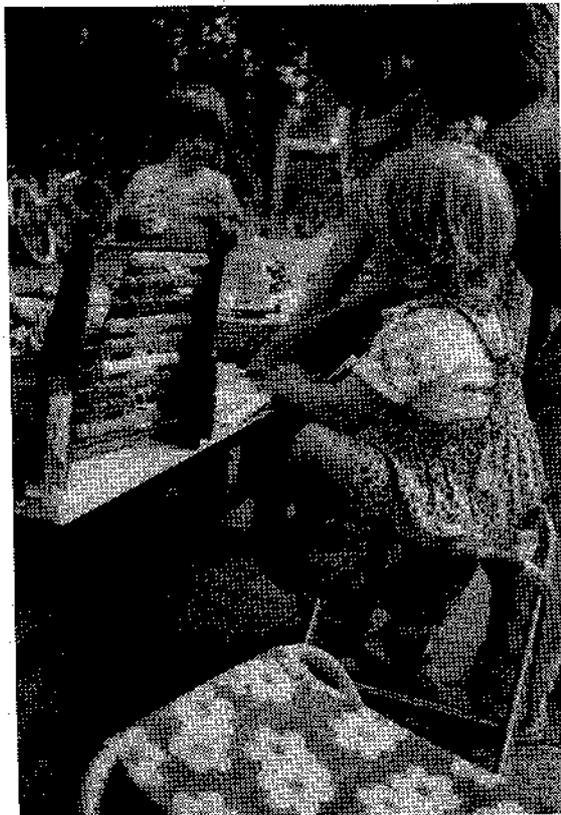


Abb. 60



Abb. 61

Kurz vor dem endgültigen Verfall: hier das Haus, in das die frischverheirateten Niemeyers eingezogen waren (Abb. 6). Der Balkon ist provisorisch unterstützt, die Brüstung geöffnet, so daß ein eigener Zugang in die zweite Hälfte der jetzt unterteilten Etage entstanden ist: Verfall und Pfusch am Bau, wohin man sieht.

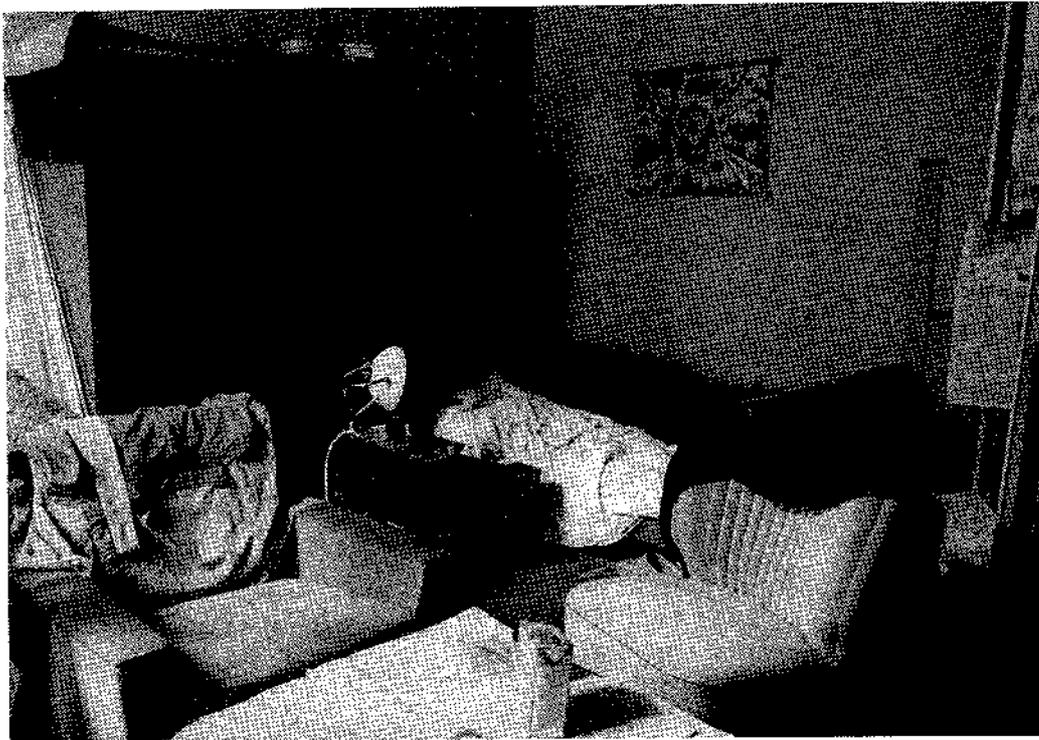


Abb. 62

Andere Teile der in dieser Weise heruntergekommenen Balkons sind schon heruntergestürzt: Lebensgefahr für Frau Schlaphoff, die in der oben gezeigten Wohnung zu Hause ist.



*Abb. 63
Regen- und Brandschäden haben Deckenbalken verrotten lassen.*



*Abb. 64
Eine der verlassenen Ein-Zimmer-Wohnungen in Nr. 8, wo die Stadt in einigen der riesigen Etagen sozial schwache Menschen untergebracht hat. Der Verbleib des Bewohners ist unbekannt, die Tür mußte aufgebrochen, das Zimmer "entrümpelt" werden.*

Längsschnitte, Überblick, Perspektiven

Dieses letzte Kapitel unseres Buches versammelt Beiträge, die von mehr als einer Zeitepoche handeln und zusammengenommen einen Überblick über die ganze Geschichte der Beethovenstraße, ihre Gegenwart und ihre Zukunftsperspektiven ermöglichen.

Wir beginnen mit zwei bildenden Künstlern, die der Straße in unterschiedlicher Weise verbunden sind und zwischen denen sich eine überraschende Verbindung auftun wird: Georg Herting und Paul Rademacher.

Georg Herting ist - was niemand in der Schule und wohl auch niemand in der Straße so recht zur Kenntnis genommen hatte, bevor wir es in der Projektwoche "entdeckten" - der Schöpfer des Figurenschmucks an der Schulfassade (vgl. den entsprechenden Aufsatz in Kapitel A). Er gehört zu den Bildhauern, die das Erscheinungsbild wichtiger Gebäude, ja das Stadtbild Hannovers prägen und sich mit der einen oder anderen Arbeit in die Kunstgeschichte eingeschrieben haben. Wenn wir ihn durch zwei Schüler des jetzigen Abiturjahrgangs in Bild und Text vorstellen lassen, so zunächst aus folgenden Gründen:

- Das Wissen, daß es sich beim Schöpfer des Figurenprogramms unserer Schulfassade um einen beachtlichen Künstler handelt, wertet dieses Gebäude zusätzlich zu seiner architektonischen Bedeutung auf und bekräftigt das Ansinnen, sich das hier Gestaltete genauer anzusehen und seiner tieferen Bedeutung nachzugehen.

- Es schafft die Möglichkeit, die Geschichte von Schule und Straße zur Entwicklung eines damals noch ganz jungen (in Linden geborenen) Künstlers parallel zu setzen und im wechselseitigen Vergleich etwas mehr über die Geschichte von Bürgerlichkeit, speziell in Hannover und Linden, herauszufinden. Was uns zunächst stolz

gemacht hat: daß "unser" Georg Herting auch der Schöpfer einer überregional bekannten Hannoverschen Plastik ist: des "Sämanns" auf dem Duve-Brunnen (auf der Höhe des Historischen Museums dem Landtag schräg gegenüber auf der anderen Leinenseite). Der Dämpfer folgte sogleich: von Herting ist auch der der faschistische "Arbeiter", der den Haupteingang der Lindener Hanomag bewacht. Herting schuf ihn 1941, als die erste Garde der Kunst - ein Barlach z. B. - mit Berufsverbot belegt war. Zur gleichen Zeit hingen Hakenkreuzfahnen über die Schulfassade, der er in seinen jungen Jahren mit solch "schönen", aussagekräftigen Figuren einen von Aufklärung und humanistischer Bildung kündenden Schmuck gegeben hatte, und waren hinter dieser Fassade wenig später Kriegsgefangene eingesperrt, die in der nämlichen Hanomag Rüstungsgüter produzieren mußten: vgl. Kapitel D.

Direkt "im Angesicht" des Hertingschen Figurenschmucks in der Beethovenstraße, in dem mittleren Haus mit dem Beethovenkopf überm Portal, in der Wohnung, in die dereinst der schneidige junge Niemeyer (vg. Kapitel B und Abb. 6) eingezogen war, lebte und arbeitete über vierzig Jahre lang der Grafiker Paul Rademacher, dem Hannover das Messe-Zeichen, den Hermeskopf, verdankt. Vergleicht man die figürliche Zeichnung, aus der die Abstraktion dieses Logos hervorging, mit dem "Sämann" des Duve-Brunnens, so wird deutlich (auch dies eine unserer Entdeckungen), daß Rademacher direkt bei Herting abgekupfert hat - doch hierzu später.

Rademacher wird zunächst durch seinen alten Freund und Nachbarn Dr. Oswin Heidrich vorgestellt, wobei dieses Gedenken nur einen besonders bunten Tupfer im Gemälde dieser "Erinnerungen" darstellt; von



Hertings "Sämann" 1914



Drei Arbeiter in Linden 1998, vor der Hanomag

besonderem Wert sind sie, weil sie wichtige Informationen über die Humboldtschule, die Straße, das Leben im alten Linden usw. enthalten, darunter eindrücklich Bildhaftes, Atmosphärisches.

Heidrich kann uns konkret von dem Tag und der Nacht erzählen, in dem das Messezeichen entstanden ist, und zwar in der Beethovenstraße! Und Heidrich hat noch etwas vor: Er will auf der Seitenwand seines (vom Architekten Krack erbauten: vgl. S. Kaczmarek in Kap. A) Hauses, das mit einer verblichenen Coca-Cola-Reklame schräg in die Beethovenstraße hineinblickt, Hermes-Bild und stilisierten Messekopf in Graffiti-Technik anbringen lassen!

Wir haben uns vorzustellen versucht, wie das aussehen und das "Jahrhundertensemble" Beethovenstraße verändern wird. Sieglinde Kaczmarek hat mit Material, das Herr Dr. Heidrich dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hat, eine Fotomontage erstellt (vgl. S.). Wenn wir mit dieser Aussicht, welche uns vor aller Augen mit der ganzen Welt verknüpfen würde, nicht glücklich sein können, so aus folgendem Grunde.

Der gute Wille, 1947 das darniederliegende Deutschland nach friedlichen Handelsbeziehungen mit aller Welt rufen zu lassen (zu "Deutschland ruft dich" hat Rademacher auch jeweils die französische und englische Version hinzuentworfen), hat hier eine Form gefunden, die durch die unmittelbar zurückliegende Vergangenheit zutiefst korrumpiert erscheint: er ist nicht so gemeint, dieser Hermes, aber für uns heute ist er ein "Arier", nicht weit entfernt vom "Faschisten" des Hanomag-Eingangs (wo man auch noch SS-Runen findet). Gewollt hat Rademacher das nicht, aber daß er zu den vielen gehört hat, die nach 1945 erst einmal nicht anders gekonnt haben als "weiterzumachen", wie sie es gewohnt waren, sollte vielleicht nicht stolz und mißverständlich zur Schau gestellt werden.

Anschließend informiert der Artikel von Martina Neumann recht umfassend über Leben und Werk, bevor Hildegard Schlaphoff, die Dame, die seit dreißig Jahren auf der gleichen Etage wohnt, persönlich gehaltene Erinnerungen beisteuert.

Das Thema "Bildende Künstler in der Beethovenstraße", zu dem sich übrigens noch viel sagen ließe, da heute mehrere dieser Zunft hier leben, wird mit einer Entdeckung abgeschlossen. Mit Rademachers Hermes im Kopf hat Hans Asbeck für dieses Buch den Duve-Brunnen fotografiert und beim Blick durchs Teleobjektiv gemerkt, wo Rademacher den Hermeskopf hergenommen hat.

In den folgenden Beiträgen dieses Kapitels geht es um die Bewohner der Beethovenstraße im Lauf der Zeiten. Wir bringen etwas ziemlich Einmaliges: die Liste (nahezu) aller Bewohner, die die Straße jemals gehabt hat. Wer meint, daß hier für einen allzu trockenen Gegenstand allzu viel Papier verschwendet werde, kann sich durch den einleitenden Artikel von Gerd Busch, der in zäher Archivarbeit dieses Material zugänglich gemacht hat, eines Besseren belehren lassen. Nicht bloß, daß hier die Nachkommen früherer Bewohner oder hochspezialisierte Lokalhistoriker für sie wichtige Basisinformationen erhalten können - es werden auch allgemein interessierende, selbst dem Fachmann gar nicht so selbstverständliche Zusammenhänge deutlich, von denen wiederum Gert Busch in seinem "Bewohner"-Artikel einige wichtige deutlich macht.

Wagen wir, anknüpfend an Busch, an den Einleitungsartikel "Was ist die Beethovenstraße", an Buschs und Frankes Darstellung der Entstehung der Straße sowie an sowie an die Beiträge des vorigen Kapitels ein thesenhaftes Resümee:

Stand die Beethovenstraße schon immer auf wackligem Grund, so im Alter von siebzig Jahren unmittelbar davor, in Trümmer zu gehen. Die mit ihr herbeigerufene "gute" Bürgerlichkeit und auf Dauer eingeschworene "gute" alte Zeit haben die Erwartungen nicht erfüllt und ihre steinerne Verkörperung als beschädigte Hülle zurückgelassen. Als Hundertjährige dagegen scheint die Beethovenstraße konsolidiert. Man mag sie immer noch "bürgerlich" nennen, wird damit aber etwas anderes als die Gründer meinen: wer hier wohnt und / oder gar besitzt - und bei den meisten ist inzwischen beides der Fall, denn die Mehrzahl der Wohnungen sind Eigentumswohnungen - gehört sicher immer noch zu den Privilegierten, aber doch längst nicht mehr in jenem alten Sinne von Standes- und Klassenschranken; er ist überdurchschnittlich gebildet und kultiviert, aber ohne Dünkel den "Leuten" gegenüber, die in der Nachbarschaft wohnen und den Stadtteil denn doch nach wie vor stärker, wenn auch mehr im Wechselspiel mit "Beethovenstraßenbewohnern" prägen. Kaiser Wilhelm ist tot, Beethoven lebt.

In den dann folgenden Beiträgen geht es um die Humboldtschule bzw. das entsprechende, heute von der IGS Linden genutzte Gebäude. Gert Busch und der Schüler Marius Arndt liefern eine Geschichte des Schulgebäudes, die von der Beschaffung des Baulandes über die Gründung eines auch als Modell interessanten Reformgymnasiums der Kaiserzeit, seine Zweckentfremdungen um die Jahrhundertmitte bis zur heutigen IGS-Oberstufe reicht. Um ein Schlaglicht auf einen interessanten Neben aspekt werfen zu können, haben wir unseren Haustechniker Rainer Pistol um eine vergleichende Beurteilung der "alten", seinerzeit sehr fortschrittlichen Heizung gebeten.

Anschließend drucken wir ausgewählte Passagen aus umfangreicheren Darstellungen: aus dem Bericht über seine fast vierzigjährige Direktorzeit von Leo Wolf und, erstmalig in deutscher Übersetzung, aus der Lebensgeschichte von Hans J. Lehmann, einem aus Barsinghausen stammenden jüdischen Humboldtschüler.

Beide Texte sind schon für sich genommen von großem Interesse: erfahren wir bei Wolf sehr viel über den Geist, der in dieser höheren Lehranstalt in Kaiserzeit, Weimarer Republik, dem Dritten Reich und in der unmittelbaren Nachkriegszeit herrschte, so eröffnet uns Lehmann die Perspektive des Schülers - hier zunächst: die des Fahrschülers aus dem Deister; dann: die des jüdischen Schülers, der zunächst in jener deutsch-jüdischen Normalität heranwächst, die *es auch* gegeben hat und die auch - neben Judenfeindschaft und -verfolgung - der Erinnerung und Vergegenwärtigung wert ist, der sich dann dem Antisemitismus konfrontiert sieht und unter seinen Mitschülern und Lehrern auf sehr verschiedene Haltungen trifft; Lehmann eröffnet aber auch die Perspektive des Emigranten und Wahl-Amerikaners, der aus dem fernen Westen auf die alte Heimat zurückblickt, schließlich als Soldat der Befreiungsarmee zurückkehrt und die kritische, das Gewesene nicht übergehende, sondern die Lehre aus ihm ziehende Versöhnung sucht - und zwar konkret: in Barsinghausen, bei den alten Klassenkameraden, bei ehemaligen Lehrern.

Dabei gewinnen die Lehmann-Memoiren für unser Projekt eine besondere Bedeutung dadurch, daß sie sich wie ein Kommentar zum Wolfschen Tätigkeitsbericht lesen lassen, dessen Verfasser er hier einen beachtlichen, überaus ehrenvollen Platz einräumt, auf den Humboldtschule und Beethovenstraße heute noch stolz sein können, dem er aber auch etwas entgegengesetzt: den kritischen Blick des aufgeklärten West-"Europäers", der nüchtern bloßlegt, was bei Wolf auch 1949 noch, bei

Abfassung seiner Memoiren, in ein ideologisch verklärendes Licht getaucht ist: den zutiefst autoritären, undemokratischen, ja demokratiefeindlichen, nationalistischen Grundzug einer die ganze Jahrhunderthälfte überspannenden deutschen Kontinuität, welche die Gesellschaft und das höhere Schulwesen noch einmal ganz besonders geprägt hat - so auch die Humboldtschule mit ihren "Helden" verehrenden, das "Vaterland" beschwörenden Riten, mit ihrer Abweisung durchaus offenstehender demokratischer Möglichkeiten (Schülermitbestimmung, Beteiligung des Kollegiums an Leitungsbeschlüssen), der rigorosen Abweisung alles Pazifistischen, gar Sozialistischen, das hier an der Tagesordnung war.

Lehmann macht aber - mit der geradezu rührenden Würdigung seines über die Jahre bruchlos verehrten Direktors - auch noch etwas anderes, nicht weniger Wichtiges und für uns Wertvolles deutlich, das in anderen Beiträgen dieses Bandes bestätigt wird: Dieser bedenklichen Züge zum Trotz wurde in der Humboldtschule denn doch *ein freiheitlicher Geist von Toleranz und Solidarität mit dem Andersdenkenden* hochgehalten, von diesem bürgerlich-konservativen, von uns heute sehr weit "rechts" einzuordnenden Lehrkörper, von diesem autoritären Direktor, der aber eben doch auch ein souveräner, einfühlsamer Pädagoge und ein sehr fester, mutiger Mann war und als einer der wichtigen Zeugen dafür gelten kann, daß auch unterm Nationalsozialismus die Haltung des einzelnen sehr wohl etwas zählte und an Ort und Stelle erfolgreich Widerstand zu leisten war und rettende Schonräume geschaffen werden konnten.

Daß sie von einem Juden und ebenso imposanten wie lebenswürdigen Menschen stammen, darf die Lehmannschen Memoiren natürlich nicht davor schützen, auch ihrerseits kritisiert zu werden. Wenigstens an der Stelle, an der Lehmann erzählt, wie er nach 1945 den Mitschülern, die ihm bis 1936 die Treue gehalten hatten, spätestens danach aber Nazis wurden, zurück ins bürgerliche Leben und zur Fortsetzung ihrer beruflichen Karrieren verholten hat ("Nach dem zweiten Weltkrieg konnte ich mich dann sogar bei einigen meiner Klassenkameraden für die Unerschrockenheit im Jahre 1936 revanchieren. Als amerikanischer Offizier half ich mit, den Makel ihrer erzwungenen Nazi-Parteizugehörigkeit für ihre zukünftige berufliche Karriere zu beseitigen"), müssen kritische Fragen gestellt werden.

Wir kennen diese alten Kameraden nicht und wissen auch nichts darüber, was für das NS-Regime getan haben; wir wissen aber, daß es eine "erzwungene Nazi-Parteizugehörigkeit" nicht gegeben hat und daß, wenn schon bei allen erwachsenen Deutschen der damaligen Zeit, die nicht Widerstand leisteten oder sich zurückzogen, so besonders bei "Parteigenossen" mit einer mehr oder minder engen Verflechtung in den verbrecherischen Gesamtzusammenhang gerechnet werden muß. Und wir wissen auch, daß die Amerikaner mit der sogenannten "Entnazifizierung", die diesen Namen keineswegs verdient, mit der Ausstellung von "Persilscheinen", wie der Volksmund das schon treffender benannte, außerordentlich großzügig, aus heutiger Sicht: fahrlässig-opportunistisch, verfuhr: das Feindbild wechselte nämlich, man wollte nun die Deutschen zu Bundesgenossen gegen die Sowjetunion gewinnen. Schließlich wissen wir, daß dies dem bundesrepublikanischen höheren Schulwesen nicht gut bekommen ist - jedenfalls dann nicht, wenn man höhere Maßstäbe demokratischer Erziehung anlegt. Nicht zufällig konnten wir im vorigen Kapitel bei Dietmar Storch, einem Humboldtschüler der fünfziger Jahre, lesen:

Von der unmittelbaren Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit war weniger die Rede, und eigentlich erst in Klasse 10, wo wir im Geschichtspensum mit Mühe und Not noch bis zum Zweiten Weltkrieg kamen.

Gewiß wurden wir auf das schreckliche Geschehen in Auschwitz hingewiesen, das etwa zu leugnen niemand versuchte. Auch erfuhren wir vom bewegenden Schicksal einer Anne Frank. Dennoch: Von einer gründlichen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit konnte dabei nicht die Rede sein. Sie begann erst später, sehr spät, wie ich heute sagen möchte.

Präsent war die jüngste Vergangenheit indessen auch darin, daß dem Lehrerkollegium - wenigstens zeitweise - mehrere Oberstudiendirektoren angehörten, ohne ihre eigentliche Funktion auszuüben. Daß sich ein ehemaliger Kriegsteilnehmer unter den Lehrern gerne auf seinen "Freund Rommel" berief, während ein anderer seine fliegerischen Abenteuer als Luftwaffenpilot gelegentlich wieder aufleben ließ, blieb indessen eher die Ausnahme. Andere wiederum, vom Kriege sichtbar gezeichnet, ließen erkennen, wie schwer sie daran trugen, was in den zwölf Hitlerjahren unter deutscher Verantwortung geschehen war. Auch blieb uns nicht verborgen, daß es hinter den für Schüler hermetisch verschlossenen Türen des Lehrerzimmers deswegen bisweilen zu Spannungen kam.

Hart gesagt, hat die lasche Haltung der amerikanischen Befreier gegenüber den durch ihre Vergangenheit Belasteten dazu geführt, daß eine neue Generation von jungen Menschen, die sich nicht mehr selbst schuldig gemacht hatte, bei alten Nazis in die Schule ging (und u. a. Geschichtsunterricht bekam). An der Humboldtschule scheinen sie besonders stark vertreten und, wenn auch in der Funktion degradiert, weiterhin besonders titulierte und besonders gut bezahlt worden zu sein. Dieser Zusammenhang war für den sympathisch großzügigen und versöhnungsbereiten Hans Lehmann damals sicher nicht so wahrzunehmen, wie er heute zutage liegt.

Läßt sich diese Geschichte deuten oder doch als etwas in gewisser Weise Ganzes in den Blick nehmen, so wie wir das oben mit der Straße und ihren Bewohnern versucht haben?

Wie der Figurenschmuck der Fassade ausweist, atmet dieses Gebäude in seiner Konzeption den zugleich "aufgeklärten" und "humanen" Geist der deutschen Klassik, während die komunalpolitische Planung die Berücksichtigung von Bedürfnissen erkennen läßt, die der Industrialisierung entspringen: eine Reformschule sollte entstehen, die den Sproßlingen nicht nur der höheren, sondern auch der mittleren Kreise offenstand und nicht nur auf die Universität, sondern auch auf Fachschulen für Ingenieure usw. vorbereitete. Was wir dann aber anhand der Schulakten studieren können, ist, daß dieser "progressive bürgerliche Humanismus" Schlagseite bekommt, indem kaiserzeitlicher Antiliberalismus, Chauvinismus und Nationalismus das Klima bestimmen - und das über Krieg, erste Nachkriegszeit und Weimarer Republik hinaus und dem Nationalsozialismus den Weg bereitend - auch wenn sich ein bemerkenswerter Widerstand gegen die Nazis selbst, gegen Intoleranz, Rassismus und Menschenverachtung geltend macht: ein mit dem Namen Wolf verbundenes, aber sicher auch einem großen Teil seiner Kollegen zu verdankendes Ruhmesblatt, wie es nur die wenigsten höheren Lehranstalten in Deutschland vorweisen können.

Als der aggressive deutsche Nationalismus dann vor dem endgültigen Ruin steht und, im Weltkrieg, die letzten

Reserven mobilisiert werden, werden Schüler und Lehrer als Soldaten (schon zum zweiten Mal), das Gebäude zum Zwangsarbeiterlager für die Rüstungsindustrie mißbraucht: ein tieferer Fall läßt sich kaum denken.

Dank dieser Zwangsarbeiter partizipieren dann aber Schulgebäude und Beethovenstraße, besonders die Kinder der Beethovenstraße, unmittelbar und höchst eindrucksvoll an dem, was die Niederlage von 1945 für das durch die Fassade gewissermaßen hochgehaltene bessere Deutschland bedeutete: *Befreiung*. Ironie der Geschichte: vielleicht hat es in der Geschichte von Schule und Straße keine glücklicheren, lebendigeren, menschlicheren Tage gegeben als die, an denen die befreiten Zwangsarbeiter, nun für kurze Zeit Herren im Land, auf dem Schulhof überm offenen Feuer ihr geklautes Fleisch brieten, den Kindern zu essen gaben, ihnen Fahrradkunststück beibrachten, die Lieder ihrer Heimat sangen - und das alles ohne den mindesten Respekt weder gegenüber Wilhelm noch gegenüber Alexander von Humboldt. Diesen Respekt haben wahrscheinlich auch die von der 68er Bewegung angefachten jungen Lehrerinnen und Lehrer vermissen lassen, die schließlich, nachdem das Gebäude von Schule schrittweise entkernt und zur städtischen Verfügungsmasse geworden war, für dessen Übereignung an die Integrierte Gesamtschule demonstrierten. Ein Bild des Schulgebäudes, damals von dem heute hier noch unterrichtenden Biologie- und Geographielehrer Jens Roll genial gezeichnet (Abb. 69), zeigt die ehrwürdige Humboldtschule als eine Mischung aus Spuk- und Knusperhaus - es wurde sehr populär und ist heute noch ein Markenzeichen der IGS-Oberstufe, die hier dann auch tatsächlich einzog, nicht ohne, der Not gehorchend, so gewaltsame Veränderungen vorzunehmen wie das Verbauen ausgerechnet der Aula mit naturwissenschaftlichen Fachräumen (man lese in den Kapiteln B bis D nach, um welch weihevollen Ort es sich handelt, vergleiche auch Abb. 33). Diese Lehrer gehörten der Studentengeneration an, die ihren würdevoll geschmückten Professoren das berühmt-berüchtigte Schild "Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren" vorangetragen hatte; die eine andere, eine pädagogischere, antiautoritäre Schule wollte, eine, die Chancengleichheit für Arbeiterkinder herstellen und ein kritisches Bewußtsein ungerechter gesellschaftlicher Verhältnisse und ausbeuterischer Politik bilden - und mit all dem letztlich die Gesellschaft verändern wollte. Götz Buchholz hat in seinem Beitrag (voriges Kapitel) einiges vom Geist dieser Generation eingefangen, und es darf verraten werden, daß es sich bei dem Musikstudenten, den er erwähnt, um den heutigen Leiter der gymnasialen Oberstufe in der Beethovenstraße handelt. Hat diese Schule noch etwas mit der alten Humboldtschule und ihren Namenspatronen, mit Beethoven, mit dem Programm der Fassade, mit den Gründungsplänen der Lindener Stadtväter zu tun? Zunächst einmal: die Sekundarstufe II der IGS Linden ist eine ganz normale gymnasiale Oberstufe, in der nach den

gleichen Regeln und Vorschriften gearbeitet wird und in der die gleichen Leistungskriterien gelten wie in allen anderen auch. Die Eigentümlichkeiten auf den Ebenen von Organisation und Fächerangebot hat Marius Arndt dargestellt. Im übrigen gibt es viele Schulen, auch in Hannover, die stärker aus dem Rahmen des Üblichen fallen als die Oberstufe der IGS Linden. Was ist trotzdem anders?

Glaubt man den Schülerinnen und Schülern, dann ist es die "Atmosphäre": die sei lockerer, schülerfreundlicher, großzügiger als anderswo. Die Lehrerinnen und Lehrer betonen eher, daß diese ihre Schule eine ungewöhnlich "bunte" Schülerschaft aufweise: Kollegiaten, also schon berufstätig gewesene ältere Schülerinnen und Schüler mischen sich hier mit den Zöglingen der eigenen Mittelstufe, mit ehemaligen Real- und Hauptschülern, mit Absolventen des wie keine andere Schule den 68er Zeiten entsprungene Schulversuchs "Glocksee"; Kinder aus Flüchtlingsfamilien aller Weltgegenden mit den Kindern von generationenlang in Linden ansässigen "Spaniern", "Griechen", "Türken". Das schaffe Probleme, bedeute aber auch Anregung und beständig neue Herausforderungen. Einig sind sich Schüler und Lehrer in der Einschätzung, daß etliche aus dieser bunten Schar anderswo ihr Abitur nicht bekommen würden und daß es an der oben so genannten "Atmosphäre" liegt, wenn es hier, wo doch die Leistungsanforderungen nicht geringer sind, gelingt: daran, daß es unter Schülerinnen und Schülern entspannter zugeht, daß aufgeschlossenes Miteinander größer geschrieben wird als Konkurrenz und persönliche Notendurchschnitte; daß Regeln großzügig gehandhabt werden; daß Fördern vor Selektion geht; daß einem Schüler, der Probleme hat, nachgegangen wird, er viele Chancen erhält, bevor man ihn aufgibt.

Dies alles ist mit dem aufgeklärten deutschen Humanismus sehr wohl vereinbar, ja es steht in seiner direkten Tradition: wir erinnern an die in Kapitel A versuchte Auslegung der Schulfassade. Es paßt zur Weltläufigkeit der Humboldtbrüder, insbesondere zu Alexanders interessierten Respekt allem Fremden gegenüber, seinem tätigen Einschreiten gegen Rassismus und Sklaverei, wie es auch zum Weltbürgertum der Schiller, Beethoven usw. paßt. Es führt schließlich zu Ende, was ansatzweise schon den Lindener Stadtvätern vorschwebte, als sie eine Schule konzipierten, die verschiedene gegeneinander nicht abgeschottete Laufbahnen unter einem Dach vereinigen und Schülern unterschiedlicher Herkunft offenstehen sollte: was man rückblickend einen Gesamtschulansatz nennen könnte. Und indem es einen entscheidenden Mangel des alten Konzepts korrigiert: *für die Bürger-, aber nicht für die Arbeiterkinder dazusein*, kehrt es zu dem zurück, was Aufklärung und Humanismus eigentlich immer schon gewesen sind: eine Emanzipationsbewegung für alle Menschen. HA

Jens Kremkow und Dennis Wiese

Georg Herting



Arbeiter am Kanonenhaus (Deisterplatz) der Hanomag, 1916



Duve-Brunnen 1914

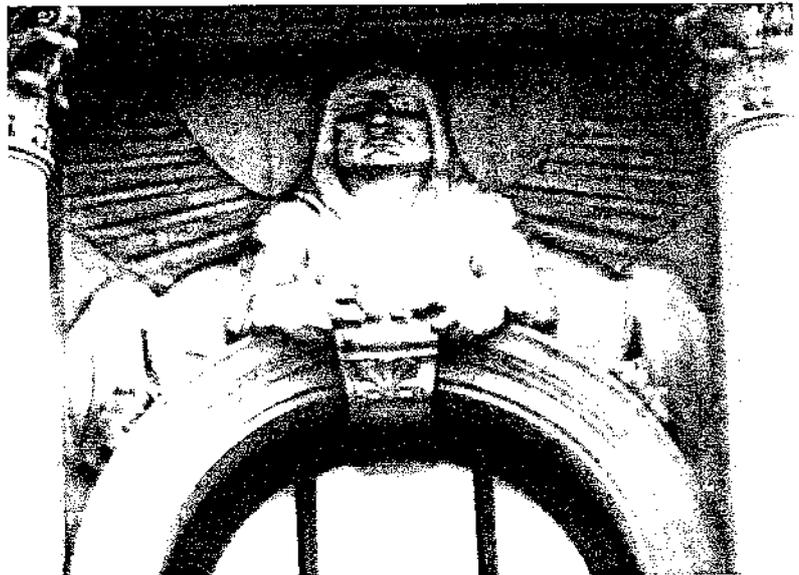
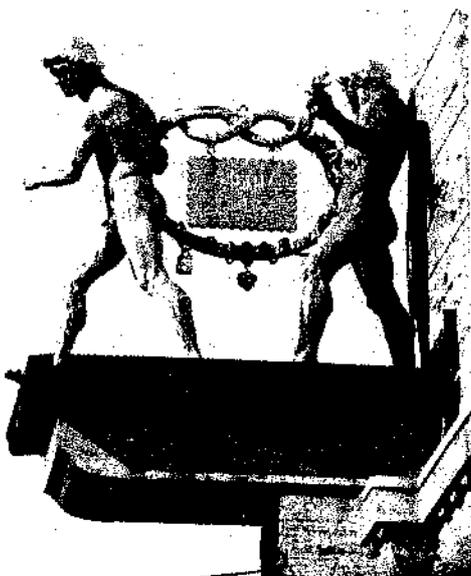


1941

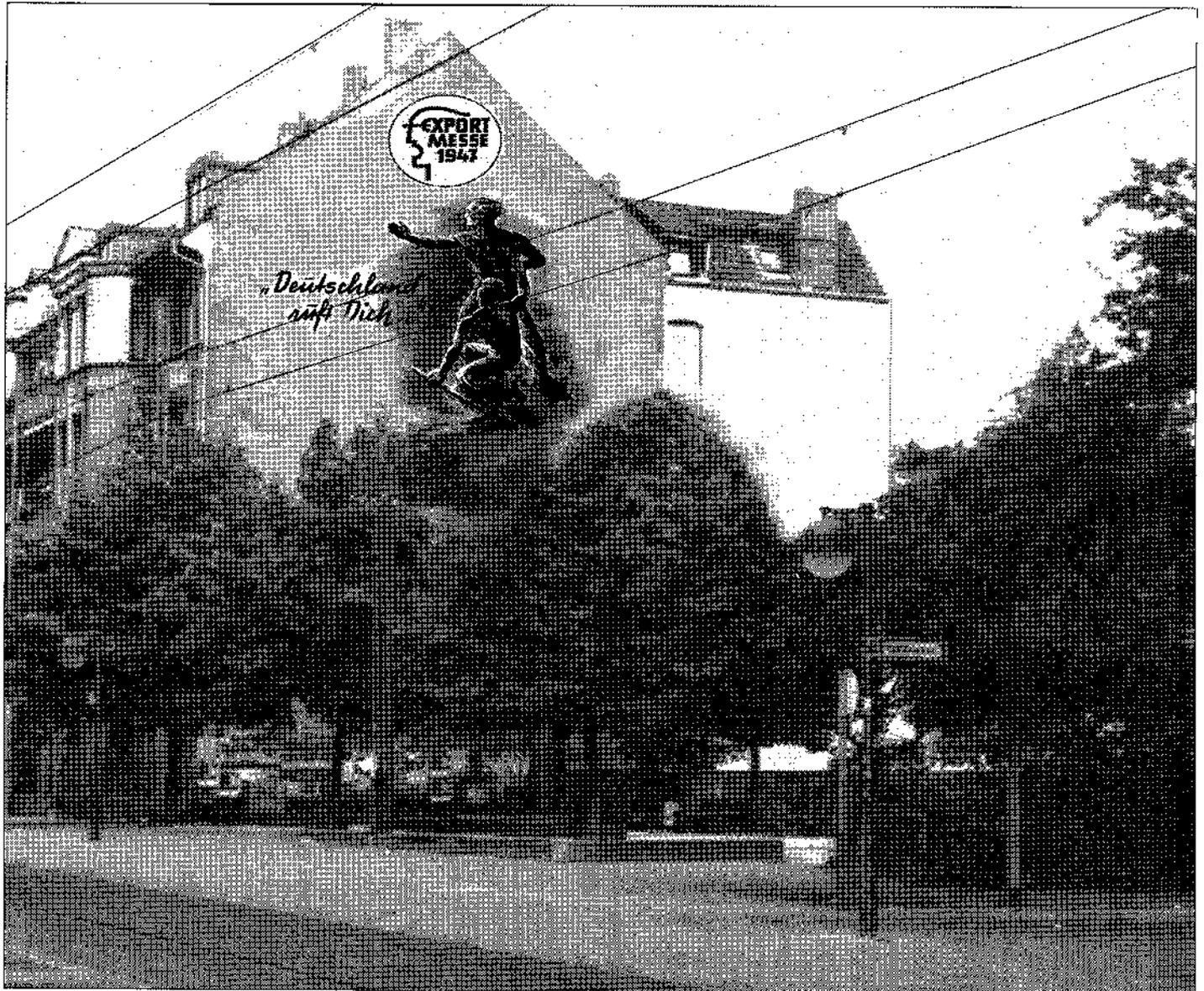


Georg Herting wurde am 28.09.1872 in Hannover-Linden geboren. Gestorben am 22. 1. 1951. Lebenslauf: Lernte an der Akademie in München. 1896-1951 Bildhauer in Hannover, Professor an der Technischen Universität. 1907 Trip-Denkmal (Maschpark) 1910 Trip-Brunnen am Maschpark, 1911 Hänsel- und Gretel-

Brunnen, 1914 Duve-Brunnen (1953 ans Leibnizufer versetzt), 1941 Arbeiterstandbild vor der Hanomag. Weitere Skulpturen am Niedersächsisches Landesmuseum, am Regierungsgebäude in der Archivstraße, am Verwaltungsgebäude von Bahlsen.



Am Landesmuseum



Fotomontage von Sieglinde Kaczmarek

Oswin Heidrich

Erinnerungen betreffend "Beethovenstraße"

1. Werbe-Grafiker Paul Rademacher (vorweg)

Herr Paul Rademacher hatte als Industrie-Werbe-Grafiker 1946/47 am Plakatwettbewerb für die 1. Export-Messe in Hannover - (von der engl. Besatzungsmacht begünstigt) - teilgenommen. Mehrere Grafiker stellten ihre Arbeiten dem damaligen Gremium vor. Kein Entwurf entsprach so recht den Vorstellungen. Da bat Herr Rademacher um Bedenkzeit bis zum nächsten Mittag:

"Dann komme ich wieder und bringe Ihnen das, was Sie brauchen, nämlich ein Zeichen!"

Und über Nacht stilisierte er den Hermeskopf seiner Grafik.

Dieselbe sollte nämlich die Bitte des sich anlehenden Arbeiters an den "Gott des Handels und Verkehrs" darstellen: **Sorge für den Export** - nach Übersee! Dafür die hinweisende, ausgestreckte Hand von Gott Hermes. Bei Betrachtung und Vergleich des veröffentlichten Bildes zum stilisierten Zeichen erkennt man auch die fliehenden Haare (noch mehr bei den Erstentwürfen, die ich kennenlernte) wieder.

Das Wort Export wie Jahreszahl unterblieb später. In seiner Schlichtheit wurde es so für die Export-Messe in Hannover - nun jährlich im April zum **weltbekanntesten Markenzeichen!**

Zur Erinnerung soll der Hermes-Entwurf mit dem Messezeichen von der freien Giebelwand Nr. 24, über dem heutigen Spielplatz, wo vor dem Krieg jene Persildame mit "Persil bleibt Persil" zu sehen war, künftig sichtbar sein und an den **Geburtsort des Zeichens: die Beethovenstr.** - erinnern! So meine Jahrzehnte-Vorstellung aus dem Gespräch mit P. Rademacher. Dazu eine Vorkopie.

Bemerkung: Paul Rademacher lebte mit seiner Frau in der Beethovenstr. 8 im Erdgeschoß seit ca. 1930. Als die Vielzimmerwohnungen geteilt wurden, verblieb er in der Südhälfte, hatte immer Blick auf unseren Giebel, wo er eigentlich zu seinen Lebzeiten schon seine Grafik sehen sollte.

Bankrat Müller, Landesbank, zog mit seiner Frau und Tochter Helga in die Südhälfte, über den Balkon zugänglich, gegenüber dem Eingang der Humboldtschule.

Als Werbe-Grafiker entwarf Paul Rademacher für die verschiedensten Industriezweige. Doch der Erfolg und die Bezahlung kannten keine Pünktlichkeit, so daß ihm oft lange Zeit das nötige Geld für sein Raucherquantum fehlte. In der "Erfrischungshalle" von Luise Heidrich an der Giebelseite Nr. 24, um die jahrzehntelange Gartenzaunecke, gab es für ihn (*als prompten Rückzahler bei Entwurfserfolg*) - über Jahrzehnte sich laufend wiederholend - oft ein ungewöhnlich hohes Zigarren-Schuldenkonto, dessen Höhe seine Frau nicht wissen durfte, denn sie rauchte auch, aber bei getrennter Hauskasse.

Die Geschichte der unglücklichen Noch-RM-Entlohnung für das Messezeichen - entsprach damals ungefähr dem Gegenwert von gut 2 Pfund Butter, auf dem Schwarzmarkt - will ich hier, als bekanntgewordene Sache, nicht vertiefen. Manche Bitte an die Messeleitung und auch gelegentliche Spenden von dieser und anderer Seite halfen ihm später über die Runden. Das war seine Bitterkeit wie Traurigkeit. Als Polizist hat er während des Krieges bzw. nach den Bobenangriffen manche Trümmerszene für sich mit Skizzen festgehalten, uns bewahrt.

Als ich Paul Rademacher vorschlug, seinen Messeplakatentwurf von 1947 an meine - für ihn vom Zimmer stets anschauliche - Giebelwand bringen zu wollen, nickte er schwerwiegend mehrmals mit seinem Kopf:

"Gut gedacht, lieber Oswin, doch wie willst Du das bezahlen? Das ist Graffiti-Arbeit! Weißt Du, was das heißt?"

Er hatte ja recht. Damals wußte man/ich als Normalbürger wenig darüber, er als Grafiker mehr. Auch war er Schwitters-Freund (Dadaismus-Kreis). Unsereiner erfuhr erst mit den späteren Hauswand'schmierereien' davon, wobei auch Kunstwerke zustande kamen. Manchmal kam der Gedanke auf, jenes Bild auch "über Nacht" entstehen zu lassen. Zugleich war aber die Befürchtung, es würde nicht farbgerecht, treffend ausfallen. Somit vergingen Jahrzehnte, denn zu "40 Jahre Messe" bzw. 75./88. Geburtstag wie zum 50. Messe-Jubiläum wurde es nichts. Letzte Jahre nahm mich nach der Wende - der Wiederaufbau im Osten zu sehr in Anspruch, um mich diesem Problem widmen zu können.

Nun steht die Expo 2000 heran, die mich erneut aufmerksam werden läßt. Aber welcher Weg läßt diese Angelegenheit zur Wirklichkeit werden? Irgendwo muß ein Anfang gefunden werden!

2. Zur Humboldtschule:

Mein Bruder Fridolin war früherer Humboldt-Schüler, so auch (vorhergeh. Jgg.) Stadtbaudirektor Hillebrecht. Ich hatte großen Respekt vor meines Bruders so ordentlich geführten Kladden und tollen Ausarbeitungen, Aufsätze. Las gern das Kleingedruckte seiner Geschichtsbücher, die

Sozialbemerkungen. Seine Lehrer waren Professor Habenicht, wohnhaft im kleinen Haus (Dav.Str.Nr.29) mit der Treppe, stirnseitig der Beethovenstr., Dr.Zieseniß, (Mathe), Dr. Steinhoff (Latein, Engl.) (Dav. Str. 24, III - mein Haus später). Mehr könnte Herr Eduard Kraul (Jgg. 1906) sagen, wohnhaft: Am Lindener Berge 24. Seine Familie hatte die große Holzsägerei zwischen Wittekindstr. und der Bahn zur Spinnerei, Weberei. Angrenzend war der "Feuergang" hinter den Häusern.

Im Hinterhaus der H.-Schule wohnte im obersten Stock der Heizer, Herr Könemann und im Hauptgebäude, Kellergeschoß Jahrzehnte Schulvogt, Herr Münte und Frau. Sie betrieb alle Jahre den Milchausschank, er hatte immer eine gute Zigarre im Mund (Marke "Leichte Ernte/Erntegold", bei uns gekauft).

Überall war es peinlichst pikobello sauber!! Ordnung! (Und heute!???)

Eine leichte Mine schlug just an der Turnhallenecke/Trockenplatz ein und riß ein entsprechendes Loch. Da mein Bruder Fridolin als Stadtbaumeister bei den vielseitigen Wiederaufbauarbeiten Gelegenheit fand, seine Schule unter seine Fittiche zu bekommen, hat er diesen und andere Schäden beseitigt. Dabei richtete er vor der Turnhalle eine Garage für Herrn Müntes DKW her. Im Südtrakt baute er Klassenzimmer zur Wohnung für den ausgebombten, wohnungslosen Direktor Dr. True um. - (((Dieser war vordem mein Prorektor an der Lutherschule, wo ich 1939 das Abitur machte. Als Direktor kam 1938 Dr. Lausterer dorthin, auch ein Humboldt-Schüler (Geb.-Jgg. 1906?), wie Herr Kraul.)))

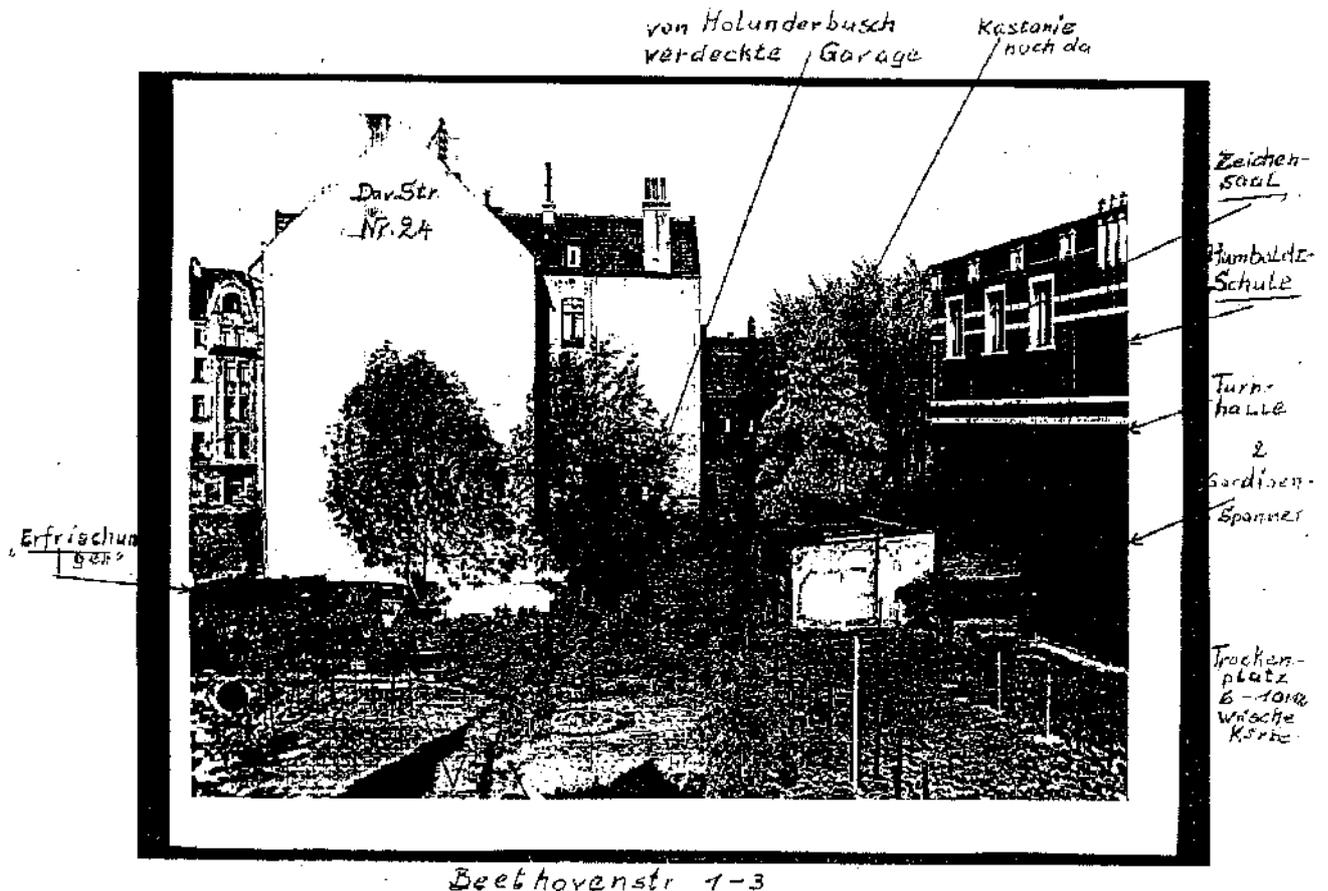
Heutzutage - hat der Hausmeister diese Wohnung.

Zur Wirkungszeit von Direktor Schwindt ca. 1970f. sorgte dieser für einen nahegelegenen Leichtsportplatz (Weitsprung, Korbball), damit man nicht immer zum Aschenplatz hinter dem Lindener Stadion laufen mußte. Das war das Ende unseres Gartens und des Trockenplatzes. Gut ein Jahrzehnt später, 1982, wurde auch das verbliebene Pachtstück gekündigt. Danach die Aufteilung: südlich, zur Dav. Str. hin, wurde der Spielplatz eingerichtet, zur Schule hin ein Parkplatz, für das Lehrpersonal und Schüler. Die Änderung der Schulverhältnisse, Fachschule, IGS-Stufe, dazu die Dickfelligkeit der Anwohner und (!!!) lassen diese Parkgelegenheit für die Berechtigten zumeist belegt erscheinen.

3. Straßenkinder, Spiele und Ereignisse zwischen 1927 - 1939.

Das zur Verfügung gestellte "Gartenfoto" (eine Aufnahme aus dem Jahre von 1940 von Pastor Renner aus dem 3. Stock von Nr. 2; [vgl. folgende Seite und Abb. 17]) zeigt - zur einen Hälfte links - unseren Garten und vor der Davenstedterstr.-24-Hauswand (hinter Efeu verdeckt) unsere zum kleinen Geschäft gewordene "Erfrischungshalle", Nr. 22.

Der Anfang war 1926. Da Vater arbeitslos, Invalide wurde, nahm meine Mutter die Familienversorgung in ihre Hände. Sie erlangte von der Stadt die Pacht für den dann hergerichteten Trockenplatz neben der Humboldtschule. Ferner die Erlaubnis zum Bau jenes Holzhäuschens zum Betrieb einer englisch-lizenzierten Kettendrehrolle aus der Eisengießerei Isernhagen, auch Kaltmangel genannt (noch im Hauskeller). Beschwerde kamen vom Lindener Berg, Kalkgrube, wo heute Schrebergärten sind. Als kleiner Junge (Geb. Jgg. 1920) habe ich sogar mancher Hausfrau beibringen können, wie



Beethovenstr 1-3

man die Wäsche richtig und fest um das Drehholz aufwickelt, damit kein Rutscher vorkommt.

Auf der rechten Fotohälfte sieht man den Trockenplatz mit seinen Pfählen. Dieselben hat mein Vater gut 1 m tief eingraben dürfen, nach dem Kriege hesorgte ich das allein. Wichtig war das Leineziehen zum Trocknen der Wäsche, denn bei höherer Anmeldezahl bzw. großen Schlachter-, Bäckerwäschen, mußte - je nach Wetterlage - in engeren Dreiecken gezogen werden. Es war immer ein herrlicher Wäscheduft über dem grünen Rasen und ich versenkte mich oft mit meinem Kopf in einen Wäschekorb!

Zum Thema Trockenplatz fällt mir ein, daß ich beim Pfählesetzen im hinteren Drittel auf flächenhaft liegende Rundsteine traf, wurde dadurch an den "Lampeschen Hof" erinnert [richtig: der Hartmannsche Hof; vgl. Abb. 1]. Herr Burmeister, der Gastwirt vom "Pariser Platz" (Extrapunkt) Ecke Kirchstraße, klärte mich über Lage der Stallungen und Zuwege auf. Siehe Ihr altes Lampehof-Foto [Abb. 1].

Längs der Schulgrenze, Mauer zur Straße, wo das Transformatorhaus heute steht, war ein großer Flieder-/Syringenbusch. Da es uns zu schade schien, die Blütenstengel nur verblühen zu lassen, habe ich Sträuße davon gepflückt, und sie u.a. in der Beethovenstraße wohnhaften Kunden gebracht, viele damit erfreuen können.

An den Turnhallengeräteraum hatte mein Bruder einen Schuppen angebaut, (siehe Foto) wo meine Mutter an 2 Gardinenspannern große Gardinen im Rechteck auf Nadeln spießte und dann auseinanderdehnte. Zum Legen, Falten, mußte ich meine Arme oft ganz schön auseinanderbreiten.

Ca. 1930 hatte Mutter eine Verkaufserlaubnis für alkoholfreie Getränke, Tabakwaren, Süßigkeiten, Obst - alles "zum sofortigen Verzehr" - erhalten, weshalb die

Straßenseite ein passenderes Verkaufsfenster erhielt. Zum Umbau besuchten uns 2 Brüder meiner Mutter, Zimmermänner, aus Danzig.

Von der "Bürgerschule 47 / Davenstedterstr. 14" rannte ich stets in Windeseile heim. Später kam ich von der "Mittelschule III" am Lindener Berge - heute IGS - auch fix zurück. Meine Schularbeiten verrichtete ich zumeist auf dem Wäscherolltisch, dabei seitlich auf der Wäscheablage sitzend, also im 90 °Winkel dazu. Morgens mußte ich zeitig genug zum Abkupfern erscheinen, bekam sonst Kameradenschelte, weil es andere gab, die ihre Hefte nicht zur Verfügung stellten.

Wir wohnten Dav. Str. 28, im Seeligschen Haus vor der Nieschlagstr.

Die Jahre vor der Machtergreifung waren nicht so einfach und sind in ihrer Armseligkeit und Unruhe mit heute nicht so vergleichbar, es sei denn die Chaoten-Krawalle. Damals veranstalteten die Parteien vor Wahlen ihre Werbeumzüge. Vom Schwarzen Bären oder Marktplatz kommend an der Beethovenstraße vorbei in die Nieschlagstraße einbiegend. Dort hingen vorwiegend die roten Fahnen: SPD, mit den 3 Pfeilen, KPD mit Hammer und Sichel, aber auch solche mit liakenkreuz. von den Umzügen habe ich noch die Schalmeienklänge in meinem Ohr, die Internationale, mit dem 3-maligen Ruf "Rot - front", dazu die im Ellbogen angewinkelte Faust schwenkend. Nachfolgend die SA-Kolonnen mit ihren mehrmaligen Rufen von "Deutschland - erwache", wie es auf ihren Standarten stand.

In der Beethovenstraße wohnte bürgerliche, teils beamtete Gesellschaft (Selbständige, Ärzte, Lehrer, Kirchenleute, weniger Angestellte). Ebenso im Klewergarten-Viertel.

In Bhvstr. Nr. 2 EG wohnte die Architektenfamilie Krack. Unter jenem Architekt wurden einige Häuser, so wie Davenstedterstr. 24 u. 26, errichtet, z.T. in

Eigenregie, in dem Gedanken, daß Angestellte der Hanomag dort einziehen würden.

Nach Auszug von Schulrat Peters, kam (ca.1935) Pastor Renner (MARTINSK.) mit s. Familie (5 Kinder) in den 3. Stock. 1940 hat er jene beigefügte Aufnahme über unser Pachtgelände gemacht [Abb. 17] und mich bei einem Kriegsurlaub damit überrascht. Mit seinen jüngeren Söhnen Gustav u. Martin (gef.) spielte ich vor dem Krieg in unserem Garten oft Fußball und erhitze mich als Jüngster dabei so sehr, daß Mutter mich wegen meines hochroten Kopfes tüchtig ausschimpfte, mich verwarnte (Herz). Übrigens war unser Pachtgelände bald eine "grüne gepflegte Insel". Habe leider keine Zeit, in H. weitere alte Fotografien hervorzusuchen.

Da fallen mir übrigens noch - gegenüber - die alte Niemannsche [muß heißen: Niemeyersche] Mauer, die "Schnapsbrennerei" und die Gasbeleuchtung ein. Alles verschwand ca. 1937 mit Errichtung der Bauunternehmer Köhler-Häuser - (von der Dörrienschule die Brauhofstraße hoch bis Anschluß Klinkerhaus Gaststätte "Rackebrandt") bis auf ein kleines Brenner-Gebäude im Hof [das übrigens heute noch existiert und als Architekten-Büro genutzt wird, HA].

Auch die Söhne des Hals-, Nasen- und Ohrenarztes Dr. Helbig (Nr. 4, II.), Hans und Erdmann, waren meine Spielfreunde. Dazu 3 Mädchen: Hanna Walz aus Nr.4, III, die sich mit Helma Borneman, Nr. 6, III (Vater war Eigentümer und pinseliger Rathausbeamter, "schwärzte" uns öfter an, wenn s. E. nach Unerlaubtes geschah) über die Erker die Hände zureichen konnte, ferner Helga, die Tochter von Bankrat Müller in Nr. 8, EG (neben P. Rademacher). Oftmals spielte ich mit ihnen Himmel und Hölle und andere Kreide-, Steinchen-, Hüpf- wie Ballspiele, zumeist vor Nr.8. Die Schule hatte - bis auf die Treppe - noch ihren Vorgartenzaun u. Mauer.

Nicht nur Jungensache waren die Wettrennen mit blechernen Radfelgen und Holzschlagstock. Blockrunde: Beethoven / Wittekind / Nieschlag / Davenstedterstr. zurück bzw. umgekehrt der (die) andere(n). Start jeweils vor der "Humboldtschule". Es war ein Höllenlärm, der nicht allen gefiel. Natürlich gab es auch Tretrollerrennen, diese mehr um den anderen Block der Dieckbornstraße. Warum, weiß ich nicht mehr genau.

In der Frühe eilten Arbeiterscharen über den Lindener Berg an der v. Altenschen Mauer entlang zur Hanomag. Sie kamen von jenseits der Fössestr., größtenteils über die "Nieschlagbrücke", zum Teil aber auch über die "Rampenbrücke" Dieckborn/Concordiastr., danach durch die Beethovenstraße und abends so zurück.

Als Kinder spielten wir gern auf der v. Altenschen Mauer und in der dortigen Strohscheune, am Straßen-Höhepunkt, gegenüber der vom Wasserbehälter herabkommenden Str. (- im Winter gern als Rodelbahn benutzt -), machten Mauerlauf zum Deisterplatz oder von dort zurück, nicht gerade ungefährlich!!! Es gäbe viele Schulereignisse Mittelschule III / Stadttöchterschule IV

(IGS heute) zu berichten, trifft aber nicht so die Humboldtschule / Beethovenstr.

Bhvstr. Nr. 7, im Haus Fa. Berneburg (Ihnen bereits bekannt) wohnte so ab 1936 im 1. Stock Familie Poulsen-Nautrup mit Söhnen Heinz-Dieter und Ernst. Ersterer fiel vor Stalingrad und Ernst (inzw. verstorben) baute die 2x ausgebombte Chemie-Praktikantenschule nach Rückkehr aus seiner Gefangenschaft erneut auf. Heinz-Dieters Spitzname war "Pulle Natron". Er war turnerisch nicht so geschickt. Da die Sportnote für das Abitur von Bedeutung war, nahm es Herr Münte (Schulvogt) auf sich, uns in die Turnhalle zu lassen. Dort übten wir zu viert an Ringen, Reck wie Barren und Bodenmatte. Leider passierte Ernst etwas, weshalb die Eltern ängstlich wurden, sodaß ich nur mit Günter Schier allein weitermachen konnte - zu unserem Notenvorteil in der Lutherschule.

Gegenüber, in Nr.12, wohnte im Parterre ein Kaplan der katholischen Kirche in der Posthornstr. Ebenfalls ein anderer Professor, stets in Schwarz.

Daneben, an der Ecke, war, bis 2 Jahrzehnte nach dem Krieg, die Bäckerei Schünemann. Sohn Helmut hat diesen Betrieb nicht fortgesetzt. Aber dort wurden zu allen Fest- wie Familientagen die großen Kuchen auf Blechen gebacken. Und im September gab es für mich von dort stets den von Butter hergerichteten Zwetschkuchen mit Eierschaumguß.

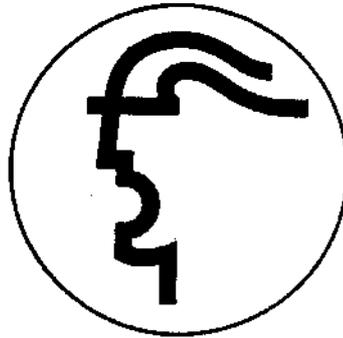
Auf den Namen des Lebensmittelkaufmanns an der Ecke neben Haus Berneburg muß ich noch kommen. Dazu fällt mir ein anderes Jugendereignis ein, so 1932. Es gab Straßengruppen und auch Kämpfe gegeneinander (von 6/7-12/13 J.). Bei solcher Gelegenheit war ich am Ausspionieren der angekündigten "Feindgruppe" Davenstedterstr. / Lindener Markt. Und dann entdeckte ich sie hinter dem Berneburggarten, in der Ecke vor dem Ladenfenster, mit allerlei "Kriegsgerät". Schnell lief ich zurück, an der H-Schule vorbei, die grölende Horde hinter mir her, um dann mit meinen Freund-en/-innen der Beethovenstr. unser Gartengelände zu verteidigen. Wer den Bretterzaun von der Mauerecke H-Schule, am Eingangstor entlang zur Dav.str.-Ecke übersteigen wollte, bekam etwas mit dem Gummischlauch ab (von Rollerreifen nachgemachte "Gummiknüppel" mit Schlaufe). Das war, nicht nur dieses Mal, stets ein tolles wie ängstliches Hallo und ging oft nicht nur mit blauen Flecken ab, auch nicht für die tapferen Mädchen.

Zum Punkt "Pariser Platz" [vom im Volksmund, nicht offiziell so genannten "Pariser Platz" aus ist das Foto auf S. 83 oben gemacht]. Am Ende der Dieckbornstraße stand früher eine Linde. Dort trafen sich jene Anwohner bei lauschigen Abenden, "**Sohn Lampe**" erzählte dann Geschichten von Frankreich und Paris, was er 1871 so miterlebte. Daher benannte Herr Burmeister seine Gaststätte Ecke Teichstr.: "**Zum Pariser Platz**". Wer weiß das heute?

Paul Rademacher

oder

Ein Zeichen für die Welt aus der Beethovenstraße 8



Wenn lange gehegte Wünsche und ein großes Versprechen in Erfüllung gehen sollen, wird bald an der großen fensterlosen Giebelwand des Hauses Davenstedter Str. 24 ein Zeichen zu sehen sein, mit dem sich Hannover erstmals 1947 der Welt präsentierte: Das Messelogo 'Der rufende Hermes', das der Gebrauchsgraphiker und Lebenskünstler Paul Rademacher aus der Beethovenstr. 8 über Nacht entwarf.

Rademachers Freund, Dr. Oswin Heidrich - Sohn eines Hanomagarbeiters und seit 1956 als Chemiker promoviert - ist Besitzer dieses Hauses und versprach einst, sowohl den abgelehnten wie den von der Messeleitung zur ersten Hannover-Messe akzeptierten künstlerischen Vorschlag auf der Fassade seines Hauses abzubilden.¹ Paul Rademacher sollte sich eigentlich schon zu Lebzeiten daran erfreuen können. 1989 aber verstarb der Hermes-Kopf-Erfinder im Alter von gesegneten 87 Jahren.²

Seit 1927 arbeitete der freischaffende Gebrauchsgraphiker Paul Rademacher in Linden. Er machte Entwürfe für Kameras, Autoreifen, Spanplatten, Pelze, Pferderennen und Tischtennisplatten. Er organisierte Ausstellungen und hatte Aufträge von namhaften Firmen. Ausgebildet als Lithograph hatte Rademacher an der Kunstgewerbeschule Hannover und in Leipzig studiert und später sogar Kurt Schwitters Nachhilfe in Lithographie gegeben.³

1947, als in Hannover versuchsweise eine Industriemesse ausgerichtet wurde, waren Maler und Graphiker zu einem Werbeentwurf aufgerufen. Trotz Aufforderung hatte Paul Rademacher zunächst aber kein Exponat bei der Messeleitung eingereicht. O-Ton Rademacher: *"Ich machte nicht mit, weil auf den Plakaten unbedingt eine alte Kaufmannswaage und ein Fabrikschornstein zu sehen sein mußten. Ich fühlte mich zu sehr gebunden."* Als schließlich von den eingereichten Arbeiten keine gefiel, trat Paul Rademacher doch auf den Plan und reichte einen Entwurf ein. Der aber traf es offenbar ebenfalls nicht. Rademacher bat sich etwas Zeit aus und verabschiedete sich von den Herren mit den Worten: *"Morgen Mittag bringe ich Ihnen das, was Sie brauchen, nämlich ein Zeichen."*⁴ Eine Nacht lang ging nun im

Arbeitszimmer in der Beethovenstraße 8 das Licht nicht aus. Rademacher arbeitete fieberhaft an einer Darstellung des griechischen Gottes der Kaufleute (und übrigens auch der Diebe) - am stilisierten Hermes-Kopf, der inzwischen milliardenfach gedruckt wurde und noch heute jährlich hunderttausenden Besuchern den Weg weist.



Das erste Messeplakat, 54x75, aus dem ich das Leitbild der Messe, dem "Hermeskopf" ableitete.

1947 18. AUGUST - 7. SEPTEMBER

¹ Dr. Heidrich, Interview mit der Verfasserin am 15.5.1998.

² Vgl. "Hermes-Kopf-Erfinder ist gestorben", in: Neue Presse, 8.9.1989.

³ Vgl. "Nachts kam ihm die Idee mit dem Hermes-Kopf", in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 3.8.1981.

⁴ Zit. nach: E. Lutz u.a., Weltberühmt durch drei Pfund Butter, in: Bild, 10. Juli 1969.

⁵ Zit. nach: Dr. Oswin Heidrich, Erinnerungen betreffend "Beethovenstraße", Schreiben an die IGS Linden vom 20.4.1998.

Reich ist der Schöpfer dieses Wahrzeichens der bald größten Industriemesse der Welt nicht geworden. Sein Honorar belief sich auf 1600 Reichsmark. Dafür waren im zweiten Nachkriegsjahr gerade drei Pfund Butter auf dem Schwarzmarkt zu ergattern.⁶ Als 'Der rufende Hermes' nach der Währungsreform gesetzlich geschützt wurde, wurden Rademacher nochmals 750 Mark zuerkannt.⁷

Daß natürlich Millionen 'harter' Mark mit diesem Symbol, das auf auf Anstecknadeln, allerlei Dekorationsartikeln und Münzen seinen Absatz fand, verdient wurden, stand offenbar auf einem anderen Blatt. Vergeblich versuchte der Graphiker, von der Messe-AG nachträglich ein Erfolgshonorar zu kassieren. Er mußte aber zu seinem Bedauern feststellen, daß ihm selbst eine Ehrenkarte zum kostenlosen Besuch der Messe verwehrt wurde.⁸ Daß der Vorstand der Deutschen Messe- und Ausstellungs AG Hannover am 16. August 1987 aus Anlaß des 40-jährigen Jubiläums der Gesellschaft dem "sehr geehrten Herrn Rademacher ... als einem Pionier der Geschichte unseres Unternehmens und als Schöpfer des Hermes-Kopfes" einen Scheck über 2000 DM überreichte - dies "in der Hoffnung, Ihnen mit unserem Geburtstagsgeschenk eine persönliche Freude zu machen"⁹ - war der letzte traurige als auch blamable Höhepunkt in den Verhandlungen zwischen dem Graphiker aus der Beethovenstraße und der Hannoverschen Messeleitung.

Aber wie gesagt: Paul Rademacher war nicht nur ein Könnner seines Faches und in Kollegenkreisen als Kapazität anerkannt. Er war auch ein Lebenskünstler. Immer wieder orientierte er sich neu, bildete sich fort und versuchte, Neues auf den Weg zu bringen.

Kraft gab ihm wohl vor allem der Sport: Das goldene Sportabzeichen steckte immer an seinem Revers. Kraft gab ihm auch die sog. Mazdaznan-Bewegung, deren Motto 'Gut denken, gut reden, gut handeln' Leitmotiv seines Lebens wurde.¹⁰

Paul Rademacher wurde am 3. August 1901 in Hannover geboren. Sein Vater August Rademacher übte das sog. königliche Handwerk, die Drechslerei, aus und war Meister seines Fachs.¹¹ Er ließ Sohn Paul in der ehrwürdigen Neustädter Kirche taufen und schickte ihn in eine "Bürgerschule", - vielleicht die Bürgerschule, in deren Räumlichkeiten sich heute in direkter Nachbarschaft zum Sprengelgelände das Kulturzentrum der Nordstadt befindet.

Von 1916 bis 1920 erlernte Paul Rademacher in der Hannoverschen Großdruckerei Edler & Kirsche die Lithographie und arbeitete dort noch zwei weitere Jahre als 'Gehilfe'.

In dieser Zeit zeichnete sich jedoch ab, daß durch die technischen Entwicklung die Lithographie von der Reproduktionsphotografie zunehmend verdrängt werden würde. Und der junge Rademacher setzte auf Bildung: Er machte sich mit der Entwurfstechnik sowie den Techniken des Buchdruckes, des Schriftsetzens und der Buchbinderei vertraut. Daneben besuchte Rademacher,

wie er in seinem Lebenslauf festhielt, "die Fortbildungsschule mit bestem Erfolge. Mit den Zeugnissen der Unter- und Oberstufe erhielt ich die Prämie der Kunstgewerbeklasse."¹² Doch damit nicht genug. Er belegte gleichzeitig Abendkurse an der Hannoverschen Kunstgewerbeschule und nahm Unterricht in Graphik, Perspektive, Aktzeichnen, Farbtechnik, Malen und Ornamentik. Selbst all das füllte Rademachers junges Berufsleben offenbar noch nicht voll aus. Bei Herrn Pientka, einem Oberklassen-Lehrer der Fortbildungsschule und späterem Dezernenten der Handwerkskammer, erwarb er sich in Privatstunden noch Kenntnisse in

DEUTSCHE MESSE- UND AUSSTELLUNGS-AG  HANN

Der Vorstand

Herrn
Paul Rademacher
Beethovenstraße 8
3000 Hannover-Linden

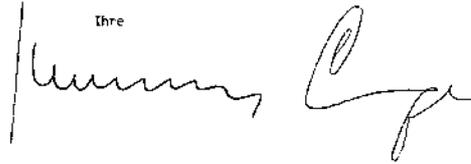
16. August 1987

Sehr geehrter Herr Rademacher,

aus Anlaß des 40-jährigen Jubiläums der Gesellschaft überreichen wir Ihnen als einem der Pioniere der Geschichte unseres Unternehmens und als Schöpfer des Hermes-Kopfes einen Scheck über DM 2.000,- in der Hoffnung, Ihnen mit unserem "Geburtstagsgeschenk" eine persönliche Freude zu machen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre



der englische Sprache.¹³

Am 1. Februar 1922 wechselte der 21jährige Lithograph in die Werbeabteilung des Eisenwerks Wülfel. Schon zwei Jahre später leitete er die Entwurfsabteilung des Werkes. Die Direktion setzte auf das ambitionierte Nachwuchstalents und entsandte Rademacher wiederholt zu Studienzwecken an die Graphische Akademie Leipzig.¹⁴

1927 dann machte sich Paul Rademacher als 'Gebrauchsgraphiker' selbständig. Mit dieser neuen Berufsbezeichnung konnte er allerdings bereits seit 1924 für sich werben, da eine Jury des 'Bundes Deutscher Gebrauchsgraphiker' und des 'Wirtschaftsverbandes bildender Künstler Deutschlands' Rademachers Qualifikation anerkannt hatte.¹⁵

⁶ Vgl. "Hermes-Kopf-Erfinder ist gestorben", in: Neue Presse, 8.9.1989.

⁷ Vgl. Hauke Brost, Weltberühmte Firmenzeichen aus Hannover, in: Bild, 7.8.1975

⁸ Vgl. E. Lutz u.a., Weltberühmt durch drei Pfund Butter, in: Bild, 10. 7.1969

⁹ Brief der Deutschen Messe- und Ausstellungs-AG Hannover an Paul Rademacher v. 16.8.1987, in: Nachlaß Rademacher, Historisches Museum Hannover.

¹⁰ Vgl. Hans Rohrberg, Paul Rademacher arbeitete für viele große Unternehmen - Hermes-Kopf brachte drei Pfund Butter, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 2.8.1976.

¹¹ Vgl. Selbstverfaßter Lebenslauf Paul Rademachers, in: Nachlaß Rademacher, Historisches Museum Hannover.

¹² Ebd.

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ Vgl. ebd.

Die berufliche Karriere erlitt auch keinen Knick, als sich 1933 die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse änderten. Sechs Jahre nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, im Mai 1939, mußte Rademacher sich erstmals auf Anordnung Reichspropagandaministeriums einem Lehrgang 'Propagandakompanie' in Braunschweig unterziehen. Wie er in seinem Lebenslauf angab, hatte die 'Reichskammer der bildenden Künste' ihn für diesen Lehrgang

*"anscheinend verlegenheitshalber benannt, denn ich war unter den ca. 120 Leuten, Presse-, Film- und Rundfunkangehörige sowie sechs Graphikern vermutlich der einzige Nicht-angehörige der NSDAP."*¹⁶

Weiter schrieb Rademacher, er sei

*"sicher unter den gleichen Umständen ... zum Mitglied des Ehrenrates der Reichskammer ernannt (worden); zu einer 'Amts'handlung ist es nicht gekommen. Der Kammer gehörte ich wie alle meine Kollegen zwangsweise an."*¹⁷

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, hatte der 38jährige Gebrauchsgraphiker das große Glück, nicht als Soldat eingezogen zu werden. Rademacher trat in die Dienste der Schutzpolizei Hannover. Dort kam er in der Verkehrsunfallbereitschaft zum Einsatz, und zwar *"vornehmlich zeichnerisch"*.¹⁸ Durchaus dankbar blickte Rademacher auf diese Zeit zurück, denn durch die Arbeit in dieser Abteilung,

"wurde der Kontakt zu meinem Beruf nicht nur nicht unterbrochen, sondern ich habe auf dem Gebiete der Verkehrstechnik und -werbung hinzulernen können. ... Im Kampf

*gegen167 den Verkehrsunfall ist manche Werbesache von mir veröffentlicht."*¹⁹

Nach dem Kriege war Rademacher mit seinen Englischkenntnissen natürlich gefragt. Doch auch als Organisator und Mitbegründer des neu ins Leben gerufenen 'Bundes Deutscher Gebrauchsgraphiker' und des 'Wirtschaftsverbandes für Graphik und Werbung' machte er sich einen Namen. 'Der rufende Hermes' war fraglos sein größter (Ent-)Wurf der Nachkriegszeit.

Für wieviele renommierte Unternehmen Paul Rademacher in den folgenden Wirtschaftswunderzeiten arbeitete, konnte er nur

*"schwer sagen. Westinghouse war dabei, Bähre-Springe auch, Concordia -Hamel, Brückenbau Eilers, Schott-Langenhagen, Zehnerfabrik Friedrichhagen, die Herrenhäuser und die Wülfeler Brauerei ..."*²⁰

Ein interessantes, - ein volles Leben.

Und dennoch: "Erfolg und Bezahlung kannten keine Pünktlichkeit", so erinnert sich Dr. Oswin Heidrich.²¹ "Oft fehlte ihm lange Zeit das nötige Geld für sein Raucherquantum. In der 'Erfrischungshalle' von Luise Heidrich, (der Mutter von Rademacher Freund Oswin) ... gab es für ihn als prompter Rückzahler bei Entwurfserfolg - über Jahrzehnte sich laufend wiederholend - oft ein ungewöhnlich hohes Zigaretten-Schuldenkonto, dessen Höhe seine Frau nicht wissen durfte, denn sie rauchte auch, aber bei getrennter Haushaltskasse."²²



¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Zit. nach: Hans Rohrberg, Paul Rademacher arbeitete für viele große Unternehmen - Hermes-Kopf brachte drei Pfund Butter, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 2.8.1976.

²¹ Dr. Oswin Heidrich, Erinnerungen betreffend "Beethovenstraße", Schreiben an die IGS Linden vom 20.4.1998.

²² Dr. Oswin Heidrich, Erinnerungen betreffend "Beethovenstraße", Schreiben an die IGS Linden vom 20.4.1998.

Anmerkungen zur Person Paul Rademacher, im engeren Quartier auch Paule oder Paulchen Rademacher genannt

Von bzw. über ihn können keine Anekdoten verbreitet werden. Er war kein geschwätziger Typ; ließ hier und da bei Menschen, die er schätzte, einen Satz fallen. Längere Gespräche waren kaum auszumachen.

Aus meiner Erinnerung kann ich deshalb nur Fragmente aufzählen - einiges ist sicher auch in Vergessenheit geraten.

Als Maler war er ein gewissenhafter, präziser, ordnungsliebender Handwerker. Ich würde sagen: mehr Handwerker als Künstler.

Er liebte Weiber und hat sich gern und häufig mit Ihnen eingelassen. In jüngeren Jahren hat er Zechtouren mit mehr oder weniger guten Freunden und Gönnern unternommen. Später waren vor allem die Lindener Kneipen sein Revier - mehr als Einzelgänger. Stammkneipe Fred Kornagel in der Nieschlagstraße, die heute nicht mehr existiert. Seine Frau sorgte dafür, daß er wöchentlich einen Abend zu Hause verbrachte.

Ich habe ihn als recht angepaßten Menschen gesehen, dem Titel und höhere Funktionen anderer sehr beeindruckten und der eher unkritisch war.

Politisch stand er den Sozialdemokraten näher, und zwar nicht aus eigenem Antrieb oder eigener Ansicht, sondern traditionsgebunden von seinem Elternhaus her.

Als Hobby hat er in jüngeren Jahren Geige gespielt.

Er nannte einen ganz außergewöhnlichen Geigenbogen sein eigen, auf den eine Reihe Berufsmusiker scharf gewesen sind, den er aber nicht verkauft hat.



Stolz war er, als erster Anwohner der Beethovenstr. einen PKW, und zwar einen Horch, gefahren zu haben.

Etwa 50 Jahre haben er und seine Frau in der Beethovenstraße gewohnt. Als das Haus Nr. 8 saniert wurde, mußte er wegziehen. Mir war klar, daß er dies nicht lange überstehen würde. Und so war es dann auch.

Hermes-Kopf- Erfinder ist gestorben

HANNOVER. - Eine seiner Ideen kennt fast die ganze Welt. Paul Rademacher, der Erfinder des Messe-Wahrzeichens Hermes-Kopf, ist gestern im Alter von 87 Jahren gestorben.

Der Grafiker aus Linden arbeitete seit 1927 als freier Kunstmaler, machte Entwürfe für Kameras, Autoreifen, Spanplatten, Peize, Pferderennen oder Tischtennisplatten. Ausgebildet als Lithograph hatte er an der Kunstgewerbeschule Hannover und in Leipzig studiert - und später sogar Kurt Schwitters Nachhilfe in Lithographie gegeben.

1947, als in Hannover versuchsweise eine Industrie-messe ausgerichtet wurde, waren Maler und Grafiker zu einem Werbeentwurf aufgerufen.



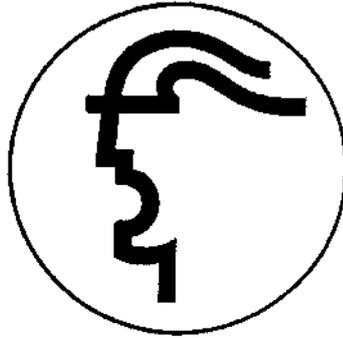
Paul Rademacher

Keine der vorgelegten Arbeiten gefiel - und so kam Rademacher zu dem Auftrag.

Die Idee, den griechischen Gott der Kaufleute und Diebe darzustellen entstand über Nacht. Reich ist der Meister und Schöpfer des Hermes-Kopfes nicht geworden. Er konnte sich vom Honorar gerade drei Pfund Butter auf dem schwarzen Markt kaufen.

aus der Hannoverschen Neuen Presse vom 8.9.1989

Paul Rademacher



Hans Asbeck

In einer Nacht aus dem Kopfe geboren, und das in Beethovenstraße 8?

"Eine seiner Tausenden von Ideen kennt die ganze Welt: den Hermeskopf, Signet der Hannover-Messe. Damals, im Jahre 1947 [...] waren Maler und Grafiker aufgerufen, für die Werbung einen Entwurf einzureichen. Paul Rademacher verzichtete, als er hörte, daß die Direktion bereits feste Vorstellungen von einem Motiv hatte. Der Künstler muß frei in seinen Überlegungen sein, ein Grundsatz, von dem sich der 80jährige auch heute nicht für Geld und gute Worte abbringen läßt. Für ihn war deshalb nicht verwunderlich, daß keine der Arbeiten letztlich gefiel.

Fünf Minuten vor zwölf bat man schließlich Paul Rademacher. Über Nacht, der Hunger stand Pate, kam in seinem Kopf der Gott des Handels zur Welt [...] Nach und nach abstrahierte sich seine Gestalt, bis das Profil mit Flügelhut und rufendem Mund aus zwei formenden Linien übrigblieb. [...]

So schrieb die Hannoversche Allgemeine Zeitung zum 80. Geburtstag von Paul Rademacher, Beethovenstraße 8, dem Erfinder des Messezeichens. Ein Schöpfungsakt, wie man sich ihn klassischer nicht vorstellen kann! Der freie Künstler empfängt von sich selbst und gebiert aus sich (nicht wie die Frauen aus dem Schoß, sondern wie Zeus die Athene: aus dem Kopf) über Nacht einen Sohn - nicht nachahmend oder nach Vorschrift und Regel, sondern so, wie Gott, die Natur und das künstlerische Genie es eben zu machen pflegen: daß es so erscheint, als wüchse das Geschöpf nach innerer Notwendigkeit von selbst.

Ich werde gleich zeigen, daß dies, wie die Bayern sagen, ein Schmarren ist. Zuvor jedoch möchte ich die Frage stellen, was dieses schlichte Profil so erfolgreich gemacht hat.

Die Idee - rufender Hermes im Profil - und der Abstraktionsgrad - nur zwei Linien - reichen allein zur Erklärung der Sache nicht. Dieser Kopf hat einen unverwechselbaren Charakter, er ist hochgradig *markant*. Wodurch?

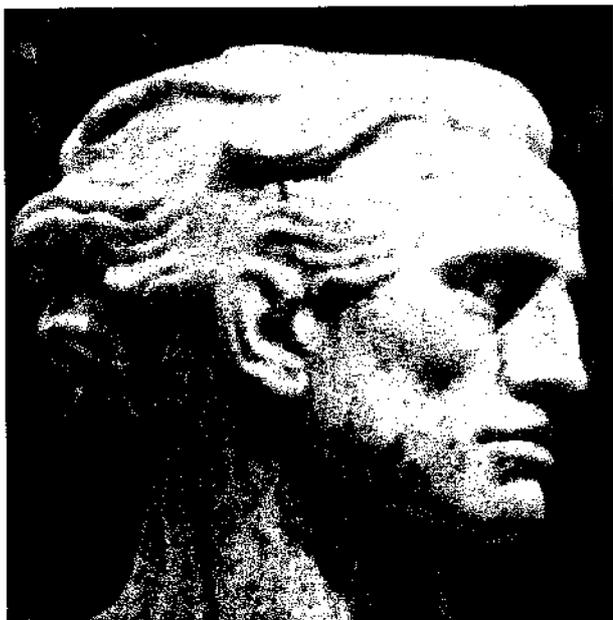
Ich glaube nicht, daß dieser Hermes Erfolg gehabt hätte, hätte er *griechisch* ausgesehen - wie die tausendfachen Hermesköpfe, die seit Erfindung der Reklame vorzugsweise für Handelshäuser und besonders für Spediteure werben: das wäre langweilig gewesen, hätte sich niemandem eingeprägt. Nein, diesem Hermes sind Nase und Kinn ungrüchisch angespitzt, die Stirn ist ungemein hoch, es fehlt der obligatorische Lockenansatz. Dieser Hermes ist, was man früher einen nordischen Menschen nannte.

Hinzu kommt eine geniale Lösung des Hutflügelproblems. Wie kann es anders als mickrig und lächerlich aussehen, daß am Hut des Gottes Flügel angewachsen sind, Flügel, die ihn pfeilschnell über Berge und Meere tragen sollen, aber, so angebracht, nur Flügelchen sein können? Rademacher hat aus dem Flügel eine Welle gemacht, die zur Welle der Kopflinie - mehr fliegendes (nordisches) Langhaar als Hutsilhouette! - einen Parallelschwung bildet und mit dieser fahnengleich im Winde flattert.

So etwas hat Geschichte und zeichnet sich nicht über Nacht, schon gar nicht bei knurrendem Magen. Tatsächlich hat Rademacher auf die figürliche Zeichnung eines Ganzkörper-Hermes zurückgegriffen, die er, erfolglos wie die Mitkonkurrenten (vgl. oben die Darstellung von Martina Neumann) zunächst als Plakatentwurf eingereicht hatte. Sie zeigt bereits einen - noch unverkennbarer - eingenordeten Hermes (wenige Jahre zuvor hätte besonders auch der Hinterkopf Entzücken hervorgerufen, vom Blondhaar zu schweigen), der statt des Hutes eine Sturmfrisur trägt, in die kein wirklicher Flügel, sondern nur der zitathafte Anklang eines solchen eingearbeitet ist. Daß es sich gleichwohl um Hermes handelt, entnehmen wir der Handelskogge als Symbol weltweiten Im- und Exports sowie dem Motiv als ganzem: an Hermes = dem Welthandel soll der in die Knie gegangene deutsche Arbeiter = die Industrie sich wieder hochziehen können, wobei die Sonne der Hoffnung gerade aufgeht.

Wie kommt es nun, daß dieser Hermes uns so merkwürdig bekannt vorkommt? Liegt es am Messezeichen, das tief in unsere Seelen eingraviert ist wie Mercedesstern und Kreuzifix? Das hatte ich auch gedacht, bevor ich zum Leibnizufer geradelt bin, um die Schülerfotos von Werken Georg Hertings, des Bildhauers der Humboldtschulfassade, die Rademachers Wohnung direkt gegenüberliegt, um eine Aufnahme vom bekanntesten Werk des Künstlers, dem "Sämann" des Duve-Brunnens, zu komplettieren. Ein Blick durchs Teleobjektiv genügte, um mich davon zu überzeugen, daß der Hermeskopf gar nicht von Paul Rademacher, sondern von Georg Herting ist. Ich glaube nicht, daß ernsthafte Einwände möglich sind.

Also hat Rademacher einen stadtbekannteren Hannoveraner Skulpturenkopf genommen, um seinem Hermes ein markantes und deutsches Gesicht zu verleihen? Vielleicht sogar, um etwas Hannöversches zu präsentieren? Das wäre nicht ehrenrührig gewesen, zumal er ja gerade nicht ein "freier" Künstler war, sondern ein Gebrauchsgrafiker.



So jedenfalls habe ich es zunächst gesehen. Wieso jedoch hat auch dieser Hertingsche Sämänn so eine Sturmfrisur? Seit wann stürmt es, wenn die Sämänner säen?

Nein, dann würden die Körner wegfliegen. Erst wenn die Stürme schweigen, schreiten sie zur zur Saat, die Sämänner. Wir müssen die Erklärung auf einer anderen Ebene suchen.

Worum ging es überhaupt bei dieser Plastik? Herting hatte den von der Stadt Hannover ausgeschriebenen Wettbewerb für ein *Duve*-Denkmal gewinnen wollen, was ihm auch gelang. *Duve* aber war ein großer Hannoveraner Kaufmann im 17. Jahrhundert gewesen, ein erster kapitalistischer Großhändler. *Ihn* oder *einen solchen* stellt Herting als Sämänn dar: *Der Kaufmann breitet aus, was Frucht tragen wird.*

Bei dem Versuch, die Humboldtschulfassade zu entschlüsseln, haben wir uns darüber gewundert, daß Herting es damit, daß ein *Knabe* die Rose des anbrechenden Tages überreicht, daß ein *Knabe* sich abendlich auf den Stab des Ausruhens stützt, nicht belassen kann: nein, es muß ein botanisierender bzw. Astronomie betreibender *Schüler* sein. Entsprechend hat Herting offenbar kenntlich machen wollen, daß der fruchtbringende Säein Kaufmann ist. Wie kann man das? Man schafft einen zitathaften Anklang an Hermes, den notorischen Gott des Handels. Ein Flügelhut, Flügelsandalen, Hermesstab: das wäre alles viel zu aufdringlich gewesen und hätte den "Sämänn" kaputtgemacht. Also die Frisur! Man kämmt den "Sämänn" im Atelier so, daß der Betrachter realisiert: der hat ja Flügel am Kopf! Das ist ja *Hermes!*

Mit dem, der da sät, ist der Kaufmann gemeint!

Zu Hermes nun paßt auch das Stürmische: "Der Möwe gleich eilt' er dahin über Land und salzige Wasser", wie Homer zu erzählen pflegt. Es paßt auch zum großen Kaufmann, insbesondere zu *Duwe*, denn der trieb von der damaligen Hansestadt Hannover aus tatsächlich Handel über die Meere hinweg; Daher hat Hertings Plastik außer den Flügeln auch schon den Wind in den Haaren. (Merkwürdigerweise hat Herting das auf die beiden Seiten des Kopfes verteilt: die Flügel sieht man so eindeutig nur aus Richtung Calenberger Neustadt, vom Leineufer aus dominiert der Wind: vgl. das Foto S. 159!) Er ist, um den Kalauer nicht zu vermeiden, auch ein Seemann, der Sämänn, und nun wissen wir auch, wie Rademacher auf sein Buddelschiff gekommen ist.

Nein, wie Zeus zu seine Lieblingstochter hat Rademacher das Messezeichen nicht erzeugt. Aus Sicht der Beethovenstraße vielleicht enttäuschend, aber doch auch interessant, daß er sich von dem Künstler inspirieren ließ, dessen "Lernbegierige Jugend" und "Mahnende Aufklärung", dessen "Alte" und "Neue Wissenschaft" ihm von "morgens" bis "abends" auf den Balkon blickten.

Zu denken gibt, daß bei Herting der aufgeklärte Humanismus seiner Frühzeit, in der er die Fassade unseres Schulgebäudes sinnreich bevölkerte, in eine Tradition des Klassizismus eingemündet ist, die sich wie auch er selbst bruchlos vom Faschismus vereinnahmen ließ (vgl. S. 159 und 163). Vielleicht sollten wir deshalb die Entstehung des Hermeskopfes in unserer Straße lieber doch nicht an die große Glocke hängen.

Die Bewohner der Beethovenstraße

Das gesamte Vorhaben "Beethovenstraße" scheint eine Konterkarierung der Lindener Bau- und Wohnverhältnisse gewesen zu sein. Hatte man schon am 9.3.1898 von "5 herrschaftlichen Wohnhäusern" gesprochen, die dort gebaut werden sollten, die Adresse "eine noble und ruhige Straße" genannt, wird in einem Kaufvertrag zwischen der Stadtgemeinde Linden und dem Architekten Karl Krack jun. aus dem Jahr 1903 der Charakter der Gebäude im § 4 eindeutig festgeschrieben:

a. Die auf den Bauplätzen zu errichtenden Wohnhäuser müssen nach Massgabe der dem Magistrat der Stadt Linden vorzulegenden und von ihm zu genehmigenden Bauzeichnungen ausgeführt werden. Die Strassenfassaden und die sonst von der Strasse aus sichtbar bleibenden Teile der Gebäude müssen angemessen architektonisch ausgebildet und unter Verwendung guter Materialien ausgeführt werden. In den Häusern sind nur bessere bürgerliche oder herrschaftliche Etagenwohnungen einzurichten.

b. Der Raum zwischen Strassen- und Baufluchtlinie ist als Vorgarten einzurichten und zu benutzen, auch gegen die Strasse durch ein eisernes Stacket abzufriedigen.

c. Mit Rücksicht auf die benachbarte städtische Humboldtschule dürfen auf den Kaufgrundstücken irgendwelche Anlagen, welche durch Geruch oder Rauch belästigen oder mit ungewöhnlichem Geräusche verbunden sind, nicht errichtet werden.

d. Der Bau von Hinterhäusern, abge sehen von eingeschossigen eine Höhe von 3,00 m nicht übersteigenden Lager- oder Gartenhäuschen ohne Feuerungsanlagen, Veranden pp, ist nicht gestattet.

Es waren keine herrschaftlichen Kreise, die die Wohnungen in den Häusern der Beethovenstraße bezogen, aber zu den besseren bürgerlichen gehörten sie schon. Hinzu kam, daß innerhalb der Häuser offensichtlich zwei Grundsätze galten und verwirklicht wurden: je höher man wohnte, umso niedriger waren die Mieten und auch das gesellschaftliche Ansehen der Mieter. Ausnahmen bildeten immer die Häuser Nr. 7 und 12, was sich bei Nr. 7 aus der Tatsache erklären läßt, daß es in erster Linie als ein Geschäftshaus benutzt wurde, bei Nr. 12 durch die wechselnden Eigentümergehörnisse in den ersten Jahren und der dort ansässigen Königlichen Gewerbe-Inspektion. Schaut man sich jedoch die anderen Häuser an, war der Typus eindeutig. Die Wohnungsbelegungen aus den Anfangsjahren der jeweiligen Häuser belegen das:

Parterre:

Nr. 2: Karl Krack, Architekt und Eigentümer

Nr. 4: Karl Arend, Architekt

Nr. 6: Henry Schmidt, Dr. chem., Fabrikbesitzer

Nr. 8: Chr. Niemeyer jun., Landwirt und Brennereibesitzer

Nr.10: Emil Thofern, Ing. Direktor der Städt. Elektrizitätswerke

1. Etage:

Nr. 2: Otto Wendte II, Rechtsanwalt und Notar, Aufsichtsratsmitglied im Kreditverein Linden

Nr. 4: Karl Richers, Ing., Direktor der Lindener Eisen- und Stahlwerke AG

Nr. 6: Ernst Körting jun., Ing.

Nr. 8: Otto Jordan, Dr. ph., Fabrikdirektor

Nr. 10: Bela Wolf, Ing.

2. Etage:

Nr. 2: Ernst Oehlmann, Dr. ph., Prof. am Kaiserin Auguste Victoria Gymnasium zu Linden und Dirigent der Städt. Realschule zu Linden

Nr. 4: Georg Retzmann, kaufm. Direktor der Farbenfabrik AG G. Egestorff's Salzwerke

Nr. 6: Heinrich Plinke, Dr. ph., Inhaber der Firma Heinrich Plinke

Nr. 8: Wolbertus Loomann, Gymn.-Oberlehrer am Kaiserin Auguste Victoria Gymnasium zu Linden

Nr. 10: Gustav Probst, Civ.-Ing.

3. Etage:

Nr. 2: Emil Hartmann, Ing.

Nr. 4: Albin Mittenzwei, Ing.

Nr. 6: Mathilde Basse geb. Pagels, Archit. We u. Maurermstr. We (verwand mit den Eigentümerinnen)

Nr. 8: Adolf Droste, Kaufmann, Prokurist der Farbenfabrik AG Georg Egestorff's Salzwerke

Nr.10: Richard Voigt, Postinspektor

4. Etage:

Nr. 2: Johann Hennecke, Hausmeister

Nr. 4: nicht ausgebaut, erst ab 1940 bewohnt

Nr. 6: nicht ausgebaut

Nr. 8: Wilhelm Baule, Arbeiter

Nr.10: nicht ausgebaut

Bis zum Ende des 1. Weltkrieges blieb die Mieterklientel konstant, wenn auch ein starker Mieterwechsel zu verzeichnen war. Von einzelnen Mietern abgesehen, die z.B. in der Beethovenstraße Nr. 2 15 Jahre in der Wohnung wohnen blieben, 14 Jahre in Nr. 4, 19 Jahre in Nr. 6, 14 Jahre in Nr. 8, betrug die durchschnittliche Wohndauer 4 - 5 Jahre, so daß die einzelnen Wohnungen bis zum Kriegsende 4-5 verschiedene Mieter hatten. Unter den Mietern in der Beethovenstraße 2 waren auch die beiden ersten Schulleiter der Humboldtschule, Dr. Oehlmann

und Dr. Haynel, die einen Mietzuschuß von der Stadt Linden erhielten und anstelle einer Dienstwohnung im Gebäude ihre Schule praktisch ständig vor Augen hatten. Auch einige hochgestellte Lehrer des Kaiserin Auguste Viktoria Gymnasium konnten sich durch diesen Mietzuschuß die Wohnungen in der Beethovenstraße leisten.

In den 20er Jahren bleibt alles beim bewährten Schema, die Wohndauer ist eher länger, mindestens in den Häusern Nr. 2 und 8, wo man von regelrechten Hausgemeinschaften sprechen kann, weil sich alle Bewohner seit langem kannten.

Betrachtet man nur die Berufszugehörigkeit, ergibt sich folgende Aufstellung (Stichjahr 1925), die insgesamt einen leichten Abstieg in der Werteskala erkennen läßt:

Parterre:

Nr. 2: Architekt

Nr. 4: Zivil.-Ing, Prokurist, Vertreter

Nr. 6: Webereileiter

Nr. 8: Zivil.-Ing.

Nr.10: Agent, Vertreter

1. Etage:

Nr. 2: Direktorwitwe und Professorenwitwe

Nr. 4: Kaufmann

Nr. 6: Ober-Ing.

Nr. 8: Medizinalrat

Nr.10: Sanitätsratswitwe

2. Etage:

Nr. 2: Kaufmann

- Nr. 4: Stadtbaurat
- Nr. 6: Lagermeister
- Nr. 8: Sanitätsrat u. prakt. Arzt
- Nr.10: Studienrat i.R.

3. Etage:

- Nr. 2: Schulrat
- Nr. 4: 2 Frauen (ohne Berufsangabe)
- Nr. 6: Privatier
- Nr. 8: Maurergeselle
- Nr.10: Werkstatt für Frauenkleidung

4. Etage:

- Nr. 2: Wachtmeister
- Nr. 4: nicht bewohnt
- Nr. 6: nicht bewohnt
- Nr. 8: Metallarbeiter
- Nr.10: nicht bewohnt

In der Zeit von 1930 bis 1940 herrscht in den Häusern der Beethovenstraße eine hohe Fluktuation vor, von denen auch die Häuser Nr. 2 und 8 betroffen sind. Die Hausgemeinschaften verändern sich vier- bis fünfmal, vor allem ab 1933, so daß von den alten Familien der Gründerzeit keine mehr übrig bleibt. Auch die Struktur ist eine andere geworden, zwar immer noch Bürgertum, aber doch eher in der "mittleren Etage" angesiedelt (Stichjahr 1940):

Parterre:

- Nr. 2: Architekt
- Nr. 4: Ing.
- Nr. 6: Buchhalter
- Nr. 8: Gebrauchsgraphiker u. Kunstmaler
- Nr.10: Obering. a.D.

1. Etage:

- Nr. 2: Firmeninhaber
- Nr. 4: Leutnant z.See a.D.
- Nr. 6: Rechtsanwalt
- Nr. 8: Zahnarzt
- Nr.10: Viehagent

2. Etage:

- Nr. 2: Pastor
- Nr. 4: Kaufmann
- Nr. 6: Kaufmann
- Nr. 8: Kaufmann
- Nr.10: Dipl. Ing.

3. Etage:

- Nr. 2: Ing.
- Nr. 4: Handelsvertreter
- Nr. 6: Stadtoberinspektor
- Nr. 8: Stadtoberinspektor
- Nr.10: Rentner

4. Etage:

- Nr. 2: Schmied
- Nr. 4: Witwe
- Nr. 6: nicht bewohnt

- Nr. 8: Filial-Leiterin
- Nr.10: nicht bewohnt

Die Adressbücher der Nachkriegszeit lassen keine weiteren Untersuchungen und Vergleiche dieser Art mehr zu, weil einmal Etagenzuordnungen bei den Mietern fehlen, zum anderen nach Einführung des Datenschutzgesetzes auch die Berufsangaben weggelassen werden. Fest steht nur, daß in den 50er Jahren die Zahl der Mieter in der Beethovenstraße am höchsten war, was durch die allgemeine Wohnungsnot und Einquartierungen zu erklären ist und daß in den 70er Jahren ein totaler Bruch in den Mietverhältnissen erfolgte. Das Haus Nr. 6 hatte z.B. 1974 nur noch 3 Mietparteien, danach bis 1977 nur noch eine. 1978 und 1979 stand das Haus vollständig leer, bis dann ab 1980 Wohngemeinschaften völlig neue Lebens- und Wohnverhältnisse entstehen ließen. Diese wurden in einzelnen Häusern durch die Umwandlung der Wohnungen in Eigentumswohnungen anfangs der 80er Jahre wieder in eine andere Struktur gepreßt, die zwar Konstanz in den Wohnbestand brachte, nicht aber unbedingt für das Entstehen von Hausgemeinschaften wie in den ersten 20 Jahren des Jahrhunderts sorgte.

Als Forschungsgegenstand für die Zukunft wäre die Untersuchung der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts sicherlich ein lohnendes Ziel. Erstaunlich ist jetzt schon, daß die Gegenwart sich in stärkeres Schweigen hüllt als die Vergangenheit, der Hang zur Anonymität Geschehnisse eher undurchschaubar denn erhellend gestaltet.

Da Demokratie als System die Bejahung des Staates zwangsläufig voraussetzt, wenn sie funktionieren soll, Abwehrmechanismen wie z.B. das Datenschutzgesetz, die Flucht ins Private, das Verweigern von politischen Tätigkeiten mindestens Angst, wenn nicht gar Abneigung oder Feindschaft gegenüber Staat mit seinen Institutionen andeuten, auch keinen Gemeinschaftssinn erkennen lassen, wird es wahrscheinlich der kommenden Generation von Historikern schwerfallen, Aufhellung in die Prozesse der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts zu bringen, einer Gesellschaft, die es Opfern nicht gestattet, ihren Namen zu nennen, weil dadurch die Privatsphäre des Täters verletzt werden könnte. In diesem Sinne war mir die Offenheit der staatlichen Behörden zu Beginn dieses Jahrhunderts sehr sympathisch: Kaum ein Land benötigte einen Geheimdienst, weil fast alle Angaben über militärische Vorgänge, Versetzungen, Beförderungen, Garnisonsstärken usw. aus den Zeitungen und aus den Adreßbüchern zu erfahren waren. Heute ist von den Bürgern niemand mehr über etwas im Bilde, er erschrickt nur, wenn mal etwas herauskommt, was seine Unsicherheit nur noch vergrößert. Das Nachforschen über die Beethovenstraße hat eine Menge Nachdenken über die Gegenwart erbracht.

Hannoversches Adreßbuch: Das Gedächtnis der Stadt

Im "Adressbuch der Königl. Haupt- und Residenzstadt Hannover und der Stadt Linden" aus dem Jahre 1899 heißt es auf S. 122 unter dem Namen "Beethovenstraße": "Projektierte Straße zwischen der Davenstedterstraße und der Wittekindstraße in Verlängerung der Concordiastraße". Das ist alles, was wir aus diesem Jahr über "unsere Straße" erfahren. Und dabei konnte doch ein Adreßbuch von damals über so vieles berichten. Stolz verkündete der *Hannoversche Anzeiger* vom 1.1.1899:

Das Adreßbuch für Hannover-Linden für das Jahr 1899 ist in der bekannteneleganten Form in Klindworth's Verlag in Hannover erschienen. Die Reichhaltigkeit und praktische Anordnung des Hannoverschen Adreßbuches, das nun bereits in hundert und zweiter Auflage erscheint, ist bekannt. Ebenso daß dasselbe das bestredigirte Stadt-Adreßbuch Deutschlands ist. Unser Adreßbuch ist ein unentbehrliches Handbuch für den geschäftsmann wie für den Privaten; es bringt ein Personal-Verzeichniß der Militär- und Zivilbehörden, der kirchlichen Anstalten, Schulen und Stiftungen, ein Straßen- und Häuserverzeichnis, ein alphabetisches Verzeichnis der Einwohner und Handelsfirmen, ein Verzeichniß der Einwohner nach Ständen und Gewerben. Die zweite Abteilung bringt Geographisches, Statistisches, die Verfassung Hannovers, Rechtspflege und Kirchenpflege, Polizeiverwaltung, Sanitätsangelegenheiten, Armenwesen und Wohltätigkeits-Anstalten, führt ferner die hiesigen Vereine an, bringt ein Verzeichniß der hier erscheinenden periodischen Schriften, führt die Vergnügungsorte und Sehenswürdigkeiten an, klärt uns über alle auf den Handel bezügl. Bestimmungen auf und bringt die Fahrordnung. Die dritte Abteilung handelt über Eisenbahn, Post und Telegraphie. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis orientiert uns schnell in allen Abteilungen. Als praktische Neuerung ist zu erwähnen, daß der Orientierungsplan im besonderen Umschlage dem Adreßbuch beigegeben ist. Ein Nachtrag zum Postbericht, enthaltend eine "Zusammenstellung der wichtigsten, am 1. Januar 1899 im inneren Postverkehr Deutschlands eintretenden Aenderungen" ist am besten nach S. 134, Abth. III, einzukleben.

Beim Studieren der Adreßbücher ab 1900 stellte sich heraus, daß die Zeitung eher untertrieben hatte. So entstand ein plastisches Bild vom Bau und Werden der Beethovenstraße, von denen, die ein- und auszogen, die innerhalb der Häuser in eine andere Etage oder in ein anderes Haus der Straße umzogen. Einiges von dem, was

sie berichteten, ist im folgenden Verzeichnis aufgelistet, etliches ist unterschlagen worden, denn mit dem Inkrafttreten des Datenschutzgesetzes wird aus dem historischen Lesebuch ein bloßes Adressenverzeichnis, das außer Vor- und Nachnamen sowie Adresse nichts weiter enthält. Neu und besser ist lediglich, daß alle erwachsenen Personen aufgeführt werden, während vorher nur der Haushaltsvorstand Erwähnung fand. Die Diskrepanz zwischen der Vermittlung von Daten vor 1980 und danach ist auch in dieser abgeschwächten Form schon groß genug. Der/die Leser/in mag selbst entscheiden, welche Form der Bekanntmachung ihm/ihr eher zusagt. Dem "Ermittler" der folgenden Daten wurde bei dieser Arbeit nur zu deutlich vor Augen geführt, welcher Bewußtseinswandel in der Bevölkerung innerhalb hundert Jahren vorangegangen sein muß vom offen und sogar stolz zur Schau Stellen der eigenen Angaben bis zum anonymisierenden Zurückziehen in die private Sphäre.

Leider wurden in den Jahren 1916, 1918, 1919, 1922, 1944, 1945, 1946 und 1947 keine Adreßbücher veröffentlicht. Bis auf das Jahr 1916 gibt es dafür sicherlich einleuchtende Gründe, die einem halbwegs historisch bewanderten Leser nicht erst noch erklärt werden müssen. Die in Klammern gesetzten Jahreszahlen bedeuten, daß in diesem Jahr die letzte oder erste Eintragung in den Adreßbüchern vor oder nach den fehlenden Adreßbüchern stattgefunden hat.

Mit Hilfe von Hausstandsbüchern, die beim Ordnungsamt für alle Häuser der Beethovenstraße noch vorhanden sind, hätte man auch diese Lücken schließen können, aber wegen des oben erwähnten Datenschutzgesetzes durften diese zu unserem Zwecke nicht benutzt werden. So wurde nur das verwandt, was jedem öffentlich zur Verfügung steht und eingesehen werden kann. Die Mühe der Zusammenstellung haben wir allen abgenommen.

Die Quellen dieser Zusammenstellung sind:

1. Adressbuch der Königl. Haupt- und Residenzstadt Hannover und der Stadt Linden 1899 - 1917
2. Adreßbuch von Hannover-Linden 1920 - 1921
3. Adreßbuch der Stadt Hannover 1924 - 1943
4. Adreßbuch der Hauptstadt Hannover 1948 - 1964
5. Adreßbuch der Landeshauptstadt Hannover 1965 - 1997.

Verzeichnis der Hauseigentümer und Bewohner der Beethovenstraße seit 1900

Eigentümerverzeichnis der Häuser der Beethovenstraße (1900 - 1979)

Beethovenstr.2 (1902)

1900 - (1943) Krack, Karl, jun., Architekt (7.8.00)1907 Davenstedter Str. 24
(1948) - 1961 Krack, Dora, Witwe
1962 - 1963 Krack, Erbgemeinschaft
1964 - (1979) Otte, Gisela, Witwe

Beethovenstr.4 (1900)

1900 - 1904 Niemeyer, Chn., Senator Davenstedter Str. 31
1905 - 1911 Niemeyer, Chn., Senator (Erben)
1911 - 1920 Stolte, Hermann, Lokomotivführer (24.2.1911) (Minister-Stüvestr. 16)
1920 - 1925 Sammel, Benno, Fabrikdirektor (4.12.20) (Oeynhaus)en
1926 - 1930 Otteleben, Heinrich, beid. Buchprüfer (Güntherstr. 4)
1931 - 1940 Otteleben, Berta, Witwe
1940 - (1943) Eschemann, Ernst, Fotoapp. (Steintorstr. 16)
(1950) - 1956 Eschemann, L., Witwe (Biedenkopf/Lahn)
1957 - 1972 Rust, A., Buchsachverständiger Hildesheim, Einumer Str. 10
1973 - 1975 Rust, E., Buchhalterin Hildesheim
1976 - (1979) Hoffmann, E., Steuergehilfe Hildesheim, Alfelder Str. 91

Beethovenstr.5 (1903)

1903 - (1919) Magistrat Linden
(1920) Stadtgemeinde Linden
1921 - 1923 Stadtgemeinde Hannover
1924 - 1960 Stadt Hannover
1961 - 1963 Hauptstadt Hannover
1964 - (1979) Landeshauptstadt Hannover

Beethovenstr.6 (1900)

1899 - (1920) Basse, Elisabeth u. Pauline (14.10.99)
(1920) Basse, Elisabeth u. Pauline Erben
1921 - (1949) Rühmann, Wilhelm, Privatier
(1950) - (1979) Bornemann, Erna, Frau

Beethovenstr.7 (1905)

1905 - 1906 Berneburg, Georg, Steinsetzmeister u. Steinbruchbesitzer
1907 - (1920) Berneburg, Georg, Straßenbaugeschäft
1921 - 1923 Berneburg, Georg,

1924 Berneburg, Georg, Steinbruchbesitzer
1925 - 1929 Berneburg, Georg, Steinsetzmeister
1930 - 1931 Berneburg, Georg, Steinsetzobermeister
1931 - 1933 Berneburg, Elise, Witwe
1934 - 1935 Berneburg, Georg, Straßenbau- u. Tiefbauunternehmer
1936 - 1953 Berneburg'sche Verw. Ges. m. b. G.
1954 - 1972 Berneburg, Hans, Straßenbauunternehmer
Bürgermeister-Fink-Str. 12
1973 - (1979) Berneburg, Martha, Witwe
Bürgermeister-Fink-Str. 12

Beethovenstr.8 (1903)

1903 Hoffmeister, Heinrich, Maurermeister Eleonorenstr. 10
1904 (Niemeyer, Chn., Senator Davenstedter Str. 31)
1905 - 1911 Niemeyer, Chn., Senator (Erben) (23.2.06)
1911 - 1930 Matthies, Ernst, Maler (24.2.1911) (Ricklinger Str. 22)
1931 - 1969 Bornemann, Heinrich, Stadtinspektor (Beethovenstr. 6 bis 1949) (Badenstedter Str. 19 bis 1953) (Beethovenstr. 6 bis 1969)
1970 - 1971 Bornemann, Erna, Witwe
1972 Kurz, Peter u. Schmalbach, Volker (Immobilie) (Bödekerstr. 57)
1973 Goldblüth, Salomon, Fotohandlung (Altenbekener Damm 53)
1974 - (1979) Goldblüth, Salomon, Kaufmann, und Frau (Altenbekener Damm 53)

Beethovenstr.10 (1903)

1903 - 1911 ohne Eintragung
1911 - 1913 Mehrmann, Marie, Witwe (26.2.1911) (Ricklinger Str. 22)
1914 Mehrmann, Marie, Witwe Erben
1914 - 1920 Dähn, Else geb. Mehrmann (1.10.14) (Zwinglistr. 5)
1920 Dähn, Else geb. Mehrmann (Erben)
1920 - 1923 Dähn, Otto, Kaufmann (3.11.20)
1924 Katz, H., Kaufmann (Hemeringen)
1925 Erkenzweig, Eugen, Vertreter
1925 - 1932 Londner, Arnold, Uhrmachermeister (Goethestr. 29)
1933 - 1937 Schnittger, H., Fabrikbesitzer (Detmold)
1938 - 1963 Dröge, Hermann, Strumpffabrikant (Heinrichstr. 32 bis 1949)

(Zietenstr. 6 bis 1952) (Waldstr. 46 bis 1963)
1964 - (1979) Engelmann, Anne-Liese, Witwe (Bürgermeister-Fink-Str. 12)

Beethovenstr.12 (1903)

1902 - 1904 Jatho, Wilhelm, Pastor emer. u. Ehefrau Dorothee geb. Marwedel (20.5.02)
1905 - 1906 Rimella, Lina geb. Halberstadt, Kaufmannsehefrau (22.12.03)
1906 - 1923 Schröder, Luise geb. Burchardt, Kanzleirat Witwe (10.9.06) (Kleine Pfahlstr. 8), (Edenstr. 3 - 1910), Gabelsbergerstr. 4 - 1912), (Beethovenstr. 12 - 1914)
1924 - 1929 Bredemeyer, Karl, Fabrikant (Callinstr. 11), (Elisabethstr. 17 - 1925)
1930 Schwarze, Alfred
1931 Reichsbahn-Obersekretär i.R. (Blumenhagenstr. 13)
1931 - 1942 Schwarze, Christian, Reichsbahn-Obersekretär i.R. (1943) - Schwarze, A., Dr. med. (Unterlüß)
(1950) - 1952 Schwarze, Christian, Reichsbahn-Obersekretär i. R. (Unterlüß)
1953 - 1961 Schwarze, A., Dr. med., prakt. Arzt (Unterlüß)
1962 - 1966 Schwarze, A., Dr. med., prakt. Ärztin (Unterlüß)
1967 - 1978 Cornelius, Marta, Witwe (Egestorffstr. 14), (Achenbachstr. 5 ab 1974)
(1979) - Cornelius, Carl-Ludwig (Ottweilerstr. 1)

Bewohnerinnen und Bewohner der Beethovenstraße 2

ACTIEN-GESELLSCHAFT KÖRTING'S ELECTRICITÄTS-WERKE 1905 - 1907
Asejo Romera, Antonio 1976 - 1978
Barz, M. Rentnerin 1964
Bauer, Werner 1976
v. Boetticher, Theodor Pastor an der St. Martinskirche 1955 - 1958
v. Bonin, Henning Hotel-Volontär 1952
v. Bonin, Karoline Frau 1952
Bonk, Franz, Dr. med. Med.Rat, prakt. Arzt 1950 - 1952
Brennecke, Werner Kreisjugendwart 1963 - 1966

Bubba, Grazia 1988 - 1989
v. Bülow-Sartory, Amelie 1986 - 1988
Bussian, Joachim 1978 - 1979
Buttenberg, Rudolf Fabrikdirektor, Kaufmann (1921) (1920) - 1930
Cassimatis, Panayotis 1980 - 1981, 1984
Christiansen, Christiane 1984
Christiansen-Plander, Christiane 1985 - 1994
Dawid, Berta Putzfrau 1956 - 1967
Dütsch, Heike 1983
Eichmann, Fritz Dipl. Ing. 1932 - 1937
Finkeldey, Lutz 1984 - 1985
Frank, Gunnar 1991 -
Fromhage, Rolf Musiker 1961 - 1970
Fromhage, Rosa-Linda Frau 1961 - 1972
Frommelt, Heike 1982
Frontzek, Marion 1980 -
Frontzek, Vasco 1994 - 1996
Frontzek, Wolfgang 1980 -
Garcia Manzano, Antonio 1976 - 1979
Garcia Ruiz, Maria 1979
Göhmman, Otto Ingenieur, Oberingenieur (1948) 1940 - 1963
Fuchs, M., Dr. med. Ärztin 1950
Fügner, Elise Prof. Witwe (1920) - 1932
Göhmman, Otto Ingen., Ob.Ing. (1948) 1940 - 1963
Günther, Fritz, Schlosser 1937
v. Hadeln, Karoline Frau 1953 - 1960
Handwerk, Hans Kfz.Handwerker 1952 - 1954
Hartmann, Emil Ingenieur, Civil-Ingenieur (1906) 1902 - 1908
Haynel, Woldemar, Dr. phil. Direktor der Humboldtschule 1913 - (1917)
Haynel, Hildegard Direktor Witwe (1920) - 1933
Heckens, Anton Inst.Meister 1964 - 1970
Heller, Karl Hausmeister 1905
Hemminghaus, Michael 1976
Henneke, Johann Hausmeister 1902 - 1904
Herold, Hans-Eberhard, Dr. med. Kinderarzt 1953 - 1954
Heynacher, Max, Prof., D. Provinz-Schulrat 1907
Hillebrandt, Frieda Angestellte (1948) - 1954
Hillebrecht, Alb., Dr. med. Facharzt f. Haut- u. Harnleiden 1934
Hilverkus, Wilfried E.Install., El.Obermonteur (1973) 1971 - 1973
Hinz, Hermann Arbeiter 1906 - (1917)
Holze, Dietrich

Arbeiter, Invalide (1930)
 (1920) - 1931
 John, Elisabeth 1976
 Kalix, Anton
 Wachtmeister, Schmied
 (1923) - 1955
 Kamoutsis, Paraskevi 1981 -
 1985
 Kara, Mevlut 1984 - 1985
 Karaduman, Barbaros 1994
 Kirch, Otto
 Lehrer 1932 - 1937
 Köppe, Paul
 Kaufmann 1955 - 1972
 Kohrs, Bärbel 1980
 Kohrs, Felix 1995 -
 Kohrs, Heike 1984 -
 Kohrs, Hermann 1980 -
 Kokkinos, Georges 1978 - 1980
 Krack, Dora
 Witwe (1948) - 1961
 Krack, Karl
 Architekt und beeidigter
 Schätzer, gerichtlich beeidig-
 ter Bausachverständiger,
 Inhaber der Firma CARL
 KRACK JUN. 1902 - 1906
 1908 - (1943)
 Krämer, Robert
 Ingenieur (1948) - 1954
 Landgraf, Richard
 Techniker 1957
 Lange, Gottfried
 Elek.Monteur 1952 - 1955
 Löding, Minna
 Frau 1962 - 1964
 Löding, Wilhelm
 Steuerhelfer (1948) - 1961
 Lohmeyer, Kurt, Dr.
 Assessor, Rechtsanwalt u.
 Dipl. Ing. (1953) 1942 - 1958
 Lowes, Karl, Dr. jur.
 Student, Referendar (1950),
 Dr. jur. (1954)(1948) - 1954
 Lübbert, Jürgen 1980 -
 Lübbert, Marion 1992 -
 Martin Moreno, Jose 1976 -
 1979
 Meyer, Frank 1989
 1991 -
 Meyer, Georg
 Fabrikant, Teilhaber der
 Firma GEBR. MEYER 1908 -
 1913
 Meyer, Karl und Christian jun.
 Fabrikanten, Teilhaber der
 Firma GEBR. MEYER 1912 -
 1913
 Morcinek, Georg
 Polier 1965 - 1968
 Moreno Reyes, Lino 1976 -
 1977
 Murcia Manzano de Garcia,
 Remedios 1979
 Nielsen, Linda 1986
 Nülle, Marion 1980 - 1991
 Oehlmann, Ernst, D.ph.
 Professor am K. Kaiserin
 Auguste Victoria Gymnasium
 u. Dirigent d. städt.
 Realschule zu Linden,
 Direktor der
 Humboldtschule zu Linden
 (1910), Schuldirektor a.D.
 (1914) 1902 - (1917)
 Ordemann, Ferdinand
 Ober-Ingenieur 1909 - 1911
 Otte, Gisela
 Witwe 1950 - 1977
 Papageorgiu, Konstadinos 1979

Peters, Hermann
 Kreisschuldirektor 1912 -
 1932
 Petritzis, Nikolas 1978
 Plander, Jürgen 1981 - 1994
 Poerner, A.
 Heißmangel (Davenstedter
 Str. 23) 1964 - 1972
 Poerner, Erna
 Witwe 1962 - 1974
 Poerner, Hans
 Inh. d. Firma HANS
 POERNER, Feuerungstechn.
 Anlagen u. hochfeuerfeste
 Produkte, Ziv. Ing. (1950)
 1935 - 1961
 Pommer, Karl
 kaufm. Angestellter,
 Abteilungsleiter (1948) 1942
 - 1957
 Przybylska, Jadwiga 1983 -
 1985
 Rath, Norbert-Folke 1985
 v. Reinersdorff, Marie
 Witwe 1959
 Renner, Gertrud
 Witwe 1954
 Renner, Karl
 Pastor 1934 - 1953
 Reuter, Hermann
 Arbeiter, Operator (1973)
 1972 - 1974
 Rinne, Georg
 Packer 1968 - 1980
 Rivalain, Mathilde 1987 - 1988
 Rotter, Fritz
 Filmproduzent 1950 - 1954
 Ruske, Lilly 1976 - 1978
 Sammann, Werner
 Arzt 1939
 Sanner, Kurt 1979
 Sartory, Rüdiger 1986 - 1988
 Schäperkötter, Wielfried
 Pastor 1961 - 1962
 Schiefner, Elisabetha 1981 -
 1985
 Schlundt, Klaus
 Ing. 1964 - 1966
 Scholz, Erika
 Frau 1963 - 1972
 Scholz, Lieselotte
 Frau 1959 - 1970
 Scholz, Werner
 Holzkaufmann 1958
 Schußler, Birte 1997 -
 Schußler, Hanna 1979 -
 Schußler, Malte 1995 -
 Schußler, Wolfgang 1979 - 1991
 Schulz, Erika
 Postassistentin 1950 - 1952
 Semmerling, Kurt
 Vertreter, Innendekorateur
 (1973) 1968 - 1975
 Semmerling, Marlis 1976 -
 1979
 Stach, Ingrid
 Weißnäherin 1952
 Stach, Lislott
 Krankenschwester 1952
 Stege, Ernst
 Schlosser 1938 - 1941
 Steuer, Hans
 Arbeiter 1973 - 1974
 Sticken, Theodor
 Schlosser 1932 - 1937
 Stoffregen, Sofie
 Witwe 1958 - 1959
 Twardowski, Anne-Maria 1979
 Twardowski, Detlef

Chem.Facharbeiter 1966 -
 1971
 Twardowski, Franz
 Arbeiter 1961 - 1971
 Twardowski, Welf
 Masch.Schlosser 1960
 1973 - 1979
 Vargas-Lopez, Antonio
 Arbeiter 1972 - 1975
 Vargas-Lopez, Fabian
 Arbeiter 1972
 Vetter, Otto
 Polizei-Hauptwachtmeister
 1957
 Vilarino Anarico, Luis
 Schlosser 1973 - 1975
 Vilarino Sanchez, Jose 1975
 Vilarino Sanchez, Enrique 1975
 - 1976
 Wendte II, Otto
 Rechtsanwalt u. Notar
 (Praxis: Deisterstr. 13) 1902 -
 1904
 Wittkowski, Willi E.
 Bücherrevisor 1938 - 1939
 Wolf-Fellner, Marie-Luise 1979
 Wolf-Fellner, Miriam 1996 -
 Wolf-Fellner, Rainer 1979 -
 Wulfchen, Anna
 Frau 1950 - 1963
 Yeter, Ali 1977 - 1978

Bewohnerinnen und Bewohner der Beethovenstraße 4

Allstaedt, Hermann
 Civilingenieur 1906 - 1907
 Altkrueger-Roller, Helga 1976
 Arend, Karl
 Architekt, beeidigter Schätzer
 d. landschaftl. Brand-
 kasse u. für Priv. Feuer-
 versicherungs-Gesellschaften
 1900 - 1914
 Baetz, Helene
 Witwe (1948) - 1961
 Balzer, Mimi
 Frau 1937 - 1938
 Beenken, Luise
 Witwe (1948) - 1952
 Behrens, Richard
 Stadtbauinspektor,
 Stadtbaurat (1912), Senator
 (1927) 1911 - 1929
 Bertram, Emma
 Witwe 1955 - 1958
 Bettermann, Heinrich
 Zivilingenieur f. Bergbau,
 Heer u. Marine, Ziviling.
 (1920), Prokurist (1924),
 Vertreter (1925) 1915 - 1926
 Blank, Otto
 Strafanstaltspfarrer 1933 -
 1938
 Bradt, Helmuth
 kaufm. Ang., Kaufmann
 (1959), kauf. Ang. (1958)
 (1948) - 1959
 Braun, Erich 1984 -
 Braun, Julia 1987 - 1993
 Braun, Margit 1984 -
 Braun, Martin 1984 - 1986
 1989 - 1990
 Brinkmann, Jan 1983 -
 Brückner, Max
 Kraftw.Fahrer 1953 - 1954
 Burggraf, Gertrud
 Frau 1969
 Burggraf, Wolfgang
 Arbeiter 1969
 Buchholz, Martha
 Buchhalterin, Statistikerin
 (1961) 1955 - 1968
 Buttenberg, Rudolf
 Kaufmann 1911 - (1917)
 Cordes, Hans-Gerhard
 KraftwF. 1968
 Dalm, Carl
 Ob.Ratswachtmeister a.D.
 1953 - 1963
 Droste, Adolf
 Kaufmann, Salinen-Direktor
 i.R. (1935) 1934 - 1940
 Eckhold, Alfred
 Fuhrunternehmer, Pensionär
 (1956), Bbn.Sekr. i.R.
 (1957) 1952 - 1958
 Eggers, Adolf
 Buchdrucker 1953 - 1958
 Erich, Ida, staatl. gepr.
 Massörin (1948) - 1961
 Fahrenholz, Heinrich
 Magistrats Beamter 1933
 Fertig, Philipp
 Fleischermeister 1957
 Flebbe, Gisela 1975 - 1982
 Fobbe, Otto, Dr. med. vet.
 städt. Tierarzt 1929 - 1932
 Freybe, Carl
 Fleischermeister 1963
 Fricke, Elisabeth
 Fräulein 1938
 Fuge, Wilhelm
 Musiker 1957 - 1960
 Gerwin, Ernst
 ev. Divisionspfarrer der 20.
 Division 1908 - 1910
 Grobecker, Agnes
 FrI. 1953 - 1956
 Gromadzka, Beata 1993 - 1995
 Hausdörfer, Otto
 Leutnant z.See a.D. 1939 -
 1940
 Helbig, B., Dr. med. 1930 - 1932
 Hengstmann, Friedrich
 Kaufmann 1950 - 1956
 Henne, H.
 Ingenieur 1931
 Holzmann, Robert 1982
 Junge, Marie
 Witwe 1911 - (1921)
 Käseberg, Carl
 Bauunternehmer,
 Maurermeister 1941 - 1950/51
 Kaminski, Maria
 Angestellte 1957 - 1958
 Karsten, Eckard
 kaufm. Angest., Kaufmann
 (1950)(1948) - 1950/51
 Karwelis, Edith
 Sachbearbeiterin 1959 - 1963
 Klemm, Paul,
 Bäcker, Arbeiter (1957) 1952
 - 1958
 Kowalski, Klaus 1969 - 1970
 Krägelin, Hans
 Kaufmann 1936
 Krämer-Brinkmann, Gudrun
 1983 - 1993
 Kreis, Marie
 Witwe 1962 - 1963
 Krengel, Jürgen
 Graphiker 1974 - 1985
 Krengel, Renate 1979 -
 Kühne, Alfred

- ambulantes Gewerbe,
Kinounternehmer (1950)
(1948) - 1954
- Kühne, Anna
Witwe 1954 - 1956
- Kühne, Max
Einkäufer (1948) - 1953
- Langeloth, Joachim
Verm.Ing. 1964
- Meier, Leo
Rentner 1950/51
- Mittenzwei, Albin
Ingenieur, 1900 - 1905
Oberingenieur, Prokurist der
FIRMA HANNOVER-
SCHE MASCHINENBAU-
ACTIEN GESELLSCHAFT
etc. 1907 - 1910
- Mohs, Willi
Maurermeister 1968
- Molz, Friedrich
Vertreter, Stadtangest.
(1959), Rentner (1962),
Schlosser (1965) 1953 - 1967
- Neumann, Monika 1979
- Ottleben, Berta
Witwe 1931 - 1940
- Pannke, Charlotte
Buchhalterin 1957 - 1958
- Pape, Alfred
Architekt, Werkstätten f.
Malerei-, Reklame- u.
Schaustellungsbauten,
Grotestr. 25, Malermeister
(1928) 1926 - 1928
- Peine, August
K. Eisenbahn-Obersekretär,
Reichsbahn-Ober-Inspek-tor
(1923), Reichsbahn-Amtmann
(1926) 1911 - 1932
- Preßler, Emil
Ingenieur 1939 - 1941
- Reinicke, Christa
kaufm. Angestellte 1959 -
1960
- Retzmann, Georg
kaufm. Direktor d.
FARBENFABR. AKT. GES.G.
EGESTORFF'S
SALZWERKE 1900
- Richers, Karl
Ingenieur, Fabrikbesitzer
(1901), Direktor der Lindener
Eisen- und Stahlwerke
Actiengesellschaft 1900 -
1907
- Richey, Eva 1979 - 1983
- Richey, Ingrid 1979 - 1983
- Richey, Karl
Handelsvertreter 1961 - 1983
- Richey, Petra 1979 - 1983
- Richey-Schneller, Petra 1984 -
1986
- Röhreke, Richard
Professor am Kaiserin
Auguste Victoria Gymnasium
in Linden 1902 - 1903
- Röhrs, Karl
Ober-Ingenieur 1908 - 1910
- Roller, Emil
Klempnermeister 1952 - 1983
- Roller, Mary 1979 - 1983
- Rosen, Heinrich
Glasreinigungs Geschäft 1934
- 1936
- Runge, Carl-Heinz
Vers. Inspektor 1942 - (1943)
- Rusch, Anna
Frau 1953 - 1962
- Sauvant, Hans-Dieter
kaufm. Ang., Verw.Ang.
(1964) 1959 - 1972
- Schärfte, Alwine Fräulein
(1923) - 1929
- Schärfte, Johanne
Fräulein (1923) - 1929
- Schinkel, Geschwister (1948)
- Schinkel, Karolina (1948) -
1955
- Schinkel, Toni
Witwe 1941 - (1943)
- Schlewitt, Anna 1975 - 1976
- Schlewitt, Dietrich
Schlosser 1973 - 1974
- Schlewitt, Sigrun 1976
- Schneller, Ernst 1982 - 1986
- Schormann, Oskar-Hermann
Kraftw.Führer, Monteur
(1957), techn. Ang. (1964)
techn. Sachbearbeiter (1971)
1956 - 1971
- Schramke, Ewald
Ingenieur u. Bürovorsteher
(1920) - 1923
- Schulze, Adelgunde
Friseurin 1962 - 1963
- Schumacher, Hubert
kaufm. Angest. 1973
- Schwarze, Klaus-Dieter
Verk.Fahrer 1969 - 1974
- Stach, Ingrid
Weißnäherin 1955 - 1958
- Stach, Lislott
Krankenschwester 1953 -
1960
- Steinhoff, Detlef 1982
- Steinhoff, Iris 1981 - 1982
- Steinhoff, Waltraud 1979 -
1982
- Steinhoff, Werner 1976 - 1982
- Stender, Walter
Kaufmann, Handelsvertreter
(1940) 1937 - 1940
- Stiel, Hermann
Kontrollmeister 1957 - 1958
- Stoletzki, Gerhard 1983 - 1992
- Stoletzki, Nina 1992 -
- Stoletzki, Till 1991 -
- Stoletzki-Zweigel, Gudrun
1983-
- Stoll, Carl
Kaufmann 1924 - 1926
- Stucke, Katharina
Witwe 1955 - 1959
- Stucke, Margarete
Witwe 1954 - 1956
- Urbscheit, Alfred
Vertreter u. Prokurist der
FIRMA H. BETTERMANN,
ZIV. ING. (1923)
- URBSCHWEITWERKE AKT.
GES.
Preßwerk, Hammerwerk,
mech. Werkstätte in
Duisburg-Hochfeld
(Vertretung: H. Bettermann,
Ziv.Ing. (1923)
- Walther, O.
Masch. Ing. 1942 - (1943)
- Walz, Hanne
Schriftleiterin, Journalistin
(1958) 1953 - 1963
- Walz, Heinrich
Prof., Studiendirektor 1933 -
(1943)
- Wasilewska, Monika 1992 -
1993
- Weikopf, Manfred 1975 - 1979
- Weikopf, Mara 1980 - 1982
- Wiecha, Reinhard 1972
- Wietfeld, Marlies
Vers.Angestellte 1964 - 1966
- Wisniewski, Rainer 1976
- Wittke, Harry
Kaufmann 1962 - 1968
- von der Zwahlen, Yvonne
Stenotyp. 1959 - 1960
- Bewohnerinnen und
Bewohner der
Beethovenstraße 5
(Humboldtschule)**
- Bock, Anna
Witwe 1950 - 1952
- Boehm, Friedrich
Schulhausmeister 1967 - 1970
- Bremeyer, Karl
Schulvogt 1903 - 1905
- Djuric, Anneliese
Kontoristin 1952 - 1954
- Drengel, Alfred 1976
- Ewe, Günter 1979 - 1992
- Ewe, Inge 1979 - 1988
- Ewe, Manfred 1979 - 1980
- Ewe, Rita 1981 - 1983
- Fohrenkamm, Gustav
Schulvogt 1925
- Gewerbl. Berufsschule III 1967
- 1975
- Gewerbl. Berufsschule VI 1976
- 1981
- Gocke, Werner 1994 -
Humboldtschule 1903 - 1962
- Hunold, Peter
Heizer 1961 - 1967
- IGS Linden 1982 -
- Kalender, Franz
Schulvogt 1906 - 1924
- Kalender, Hans
Kaufmann (1923)
- Klemmt, Walter
Heizer, Hausmeister (1961)
1958 - 1963
- Koch, Klaus-Georg
Schulhausmeister 1971 - 1975
- Könemann, Ernst
Heizer 1926 - 1958
- v. Mach, Gisela 1994 -
- Münze, Friedrich
Schulhausmeister 1926 - 1958
- Peters, Wilhelm 1978
- Piepenburg, Karl
Heizer, Maurergeselle (1909),
a 1908 - 1924
- Russbüdt, Karl
Ing. 1952
- Schornsteinfegerlehrlings-
schule "Niedersachsen" 1967
- 1972
- Schumann, Heinrich
Hausmeister 1958 - 1960
- True, Heinrich, Dr.
Ob.Stud.Direktor (1948) -
1955
- Werkkunstschule e.V. 1963 -
1965
- Zimmermann, Walter
Hausmeister 1964 - 1965
- Bewohnerinnen und
Bewohner der
Beethovenstraße 6**
- Abbott, Peter 1985
- Ahrens, Ed.
Kaufmann, Filial-Leiter
(1938) 1937 - 1939
- Bartnikowski, Heinz-Georg
Friseur 1957 - 1958
- Baruch, Britta
Fürsorgeschwester 1938 -
1939
- Basse, Mathilde geb. Pagels
Architekten- u.
Maurermeister-Witwe 1901 -
1920
- Berka, Else, Witwe 1940
- Bißmann, Franz
Kaufmann 1936 - 1938
- Blum(en)tritt, Marie
Frl., Kontoristin (1948) 1942
- 1966
- Boje, Ludwig
Kraftw.Führer 1952 - 1956
- Boje, Wilhelmine
Arbeiterin 1957 - 1963
- Borck, Christa 1985 - 1988
- Bornemann, Erna
Frau 1950/51- 1974
- Bornemann, Heinrich
Stadtinspektor,
Stadtoberinspektor (1937),
i.R. (1948) 1925 - (1948)
1955 - 1965
- Bruer, Meta
Frl. (1948) - 1950/51
- Campe, Heiner 1986 - 1993
- Campe, Karin 1991 - 1993
- Cloes, Henning 1984 -
- Cloes, Riitta 1984 -
- Crome, Reinhard 1984 - 1985
- Delp, Otto, Dr.
Reg. Apotheker 1935
- Eisert, Peter
Reg.Insp.Anwärter 1964 -
1974
- Ellermann, Cornelia 1993 -
- Ellermann, Wolfgang 1984 -
- Ewald, Cornelia 1984 - 1992
- Flottmann, Herbert
Handl.Bevollm. 1950 - 1952
- Giesecke, Barbara 1981 -
- Giesecke, Carsten 1981 - 1991
- Giesecke, Claudia 1982 - 1984
- Giesecke, Hans-Jürgen 1981 -
- Griesmer, Heinrich
Lagermeister (1923) - 1926
- Grete, Mario 1983 - 1984
- Haas, Fritz
Kaufmann 1939 - (1943)
- Hacke, Karin 1985 - 1989
- Härtel, Otto
Studienrat 1927 - 1932
- Hahne, Detlev 1985
- Hecht, Wilhelm
Kaufmann, Teilhaber der
Firma C. TRENKNER 1910 -
1911
- Heitmüller, Ulf 1996 -
- Heppel, Jacob-Ph.
Ob.Ing. (1948) - 1950/51
- Hülsmeier, Heinrich
Kaufmann (1923)
- Jilg, Ilse
Verkäuferin 1962 - 1963
- Jochheim, Helmut 1995 -
- Jürgensen, Peter 1994 - 1995
- Jüttner, Werner 1981 - 1983

- Kirchner, Willy
Buchhalter 1940 - 1941
- Kley, Hermann
Dipl. Ingenieur, Ober-Ing.
(1924)(1920) - 1930
- Klußmann, Christine 1980 -
1984
- Klußmann, Harald 1980 - 1983
- Knackstedt, W.
Schneidermeister (1923)
- Koch, Karl
Bäcker, Rentner (1957)
(1948) - 1962
- Körting, Ernst jun.
Ingenieur 1900 - 1903
- Köster, August
Kaufmann (Lebensmittel -
Limmerstr. 24) 1950 - 1977
- Krause, Gudrun
Fräulein 1934
- Kröhnert, Ernst
Ingenieur 1952 - 1962
- Küper, Claire 1984 -
Küper, Rainer 1984 -
Lange, Ulrike 1986 - 1988
- Langhammer, Hugo
Färbereileiter 1926 - 1932
- Laporte, Georg, Dr. jur.
Rechtsanwalt 1930 - (1943)
- Linsen, Fritz
techn. Angestellter 1954 -
1970
- Macholz, Herbert
Militär-Intendant, Assessor u.
Mitglied der Inten-
dantur des X. Armeekorps
1912 - 1913
- Martin, Jacob
Feischermeister (1948) -
1950/51
- Motschmann, Arno
Prokurist d.
HANNOVERSCHEN
WAGGON-
FABRIK A.-G. 1914 - (1921)
- Nazari, Alireza 1983 - 1984
- Niemann, Paul
Professor am Kaiser
Wilhelms-Gymnasium 1907 -
1908
- Plinke, Heinrich, D. ph.
Fabrikbesitzer, Chemiker,
Inhaber der Firma
HEINRICH PLINKE 1901 -
1905
- Plumhoff, Sophie
Fräulein 1934
- Pollner, Walter
Verw. Ang., Stadtangestellter
(1957) (1948) - 1958
- Rappenecker, Johannes 1992 -
1994
- Reinecke, Martin
Kaufmann 1933 - 1964
- Riegel, Holger 1980 - 1981
- Riegel, Rosita 1981
- Röhreke, Richard
Professor am Kaiserin
Auguste Victoria Gymna-
sium zu Linden 1904 - (1917)
- Röthemeyer, Barbara, Dr. 1996
- Röthemeyer, Peter 1996 -
Rühmann, Wilhelm
Privatier 1921 - (1943)
- Ruppin, E., Dr.
Prof., Chemiker 1933 - 1934
- Salowsky, Thomas 1992 - 1993
- Sauter, Gottfried
Webereileiter 1924 - 1925
- Schaeper, Hildegard 1987
- Schmidt, Henry, D. chem.
Fabrikbesitzer 1900 - 1907
- Schuhmacher, Jutta 1989 -
1990
- Schul(t)ze, Georg, D.
Professor am Kaiserin
Auguste Victoria Gymna-
sium, Studienrat (1920), i.R.
(1925) 1909 - 1926
- Schumacher, Manfred 1981 -
1983
- Schumacher, Marianne 1981 -
1983
- Streicher, Renate 1980
- Suffrian, Friedrich 1980
- Tolie, Erich
Drogerie-Besitzer 1950/51-
1958
- Ullrich, Anne
Schwester 1940 - (1943)
- Wagner, Hans-Dieter 1981 -
1983
- Wagner, Karin 1981 - 1983
- Wall, Horst
Angestellter 1963 - 1968
- Wegner, Erna (1923)
- Wehmeyer, Heinrich
Gew.Ob.Lehrer 1959 - 1962
- Wehrmann, Dora
Abt. Leiterin 1938
Abt. Leiterin, Frau (1948)
1942 - 1952
- Westerhaus, Heinz
Kaufmann (1921)
- Westermann, Wilfried 1992 -
1993
- Wildhage, Rosita 1980
- Wuerstmacher, Eugen
Dentist a.D. 1939
- Zuber, Anke 1981
- Bewohnerinnen und
Bewohner der
Beethovenstraße 7**
- Axt, Heidi 1986
- Basaltwerke Hesselbühl-
Kaufungen GmbH, 1905 -
1954
- Bauermeister, Alfred
Helfer in Steuersachen,
Steuerbevollm. (1962)1955 -
1963
- Berneburg, Elise
Witwe 1932 - 1939
- Berneburg, Georg
Steinsetzmeister u.
Steinbruchbesitzer,
Steinsetz-obermeister (1930)
1905 - 1931
- BERNEBURG, GEORG
Straßenbau- u.
Tiefbauunternehmen, Inh.
Inh.: Hans Berneburg 1932 -
1939
- BERNEBURG,
Straßenbaugeschäft 1929
- BERNEBURG SCHE
STEININDUSTRIE GmbH
1930 - 1954
- BERNEBURG SCHE VERW.
GmbH, GmbH (1948) 1937 -
1953
- Beuerle, Günter 1978
- Beyer, Hermann
Kaufmann 1906 - 1909
- Bölter, Otto
Bäckermeister 1965 - 1970
- Böttcher, Barbara 1990
- Brantl, Marita 1975
- BRAUNLAGER GRANIT- u.
SCHOTTERWERKE GmbH
1928 - 1929
1932 - 1954
- Bremer, Hans-Christoph 1985 -
- Bremer, Imke 1985 -
- Bunge, Gertrud 1976
- Burmeister, August
Stadt-Oberrevisor,
Stadtoberinspektor (1926),
i.R. (1934) 1912 - 1949
- Burmeister, Emma
Witwe 1950 - 1952
- Busch, Peter 1990 - 1992
- Busse IV, Ortwin, Dr.
Facharzt f.
Augenkrankheiten - Praxis
(1948) - 1954
- Clark, Andrew 1982
- Conradi, Franz
Kaufmann 1969 - 1972
- Daute, Horst 1980
- Detmering, Waltraud
Frau 1970 - 1971
- Di Maria, Renata 1983
- Dusuki, Esam 1979 - 1984
- Dusuki, Gundula 1979 - 1984
- Eckert, Horst 1992 -
- Eink, Michael 1988
- Fahrenkamp, Uta 1990 - 1993
- Ferne Kohl, Karl
Schuhmachermeister 1950 -
1964
- Fieseler, Hans
Kaffeemaschinen (Lenastr.
9) 1961 - 1972
- Fischer, Ulrich 1976
- Gassmann, Arnim 1976
- Gavian Perez, Dolores 1975
- Gewecke, Karl
Werkz. Dreher 1952 - 1961
- Glashörster, Ruth 1973 - 1974
- Gleitze, Friedrich
Architekt 1906 - 1907
- Gonschorek, Heino 1973 - 1974
- Gosling, Peter 1981 - 1982
- GRANITWERKE
BRAUNLAGE GmbH 1927
- Großmann, Helga 1989
- Hartmann, Ellen 1989 - 1993
- Hennies, Erna
Witwe 1969 - 1971
- Hennies, Fritz
Kaufmann, Buchhalter
(1937), 3,
Handelsbevollmächtig-
ter (1939), Buchhalter
(1961), Vertretung (1964)
1934 - 1968
- Hennies, R
olf
Rundfunk- und
Fernsehtechniker 1964 - 1967
- Heyne, Sigrid 1977
- Hoffmann, Gisela 1992
- Hohberger, Beate 1986 - 1987
- Hommrich, Louis
Automechaniker, Kraftw.
Führer (1936) 1935 - 1936
- Hupe, Wilhelm
techn. Angestellter (1948) -
1961
- Irek, Joanna 1994 -
- Joachimsthal, Marisa 1985
- Karaduman, Murat 1976
- Kauls, Helmut
Fernmeldemonteur 1957
Kiehn, Nicolaus 1975 - 1978
Kirk, Marie
Witwe 1957 - 1968
Kirk, Wilhelm
Masch.- u. Autoschlösser
1950 - 1956
Klitz, Alfred
Masch.Arbeiter 1972 - 1985
Klitz, Andreas 1978 - 1983
Klitz, Else 1979 - 1987
Klitz, Stefan 1980 - 1982
Koch, Irene 1985 - 1986
Kollmann, Anna 1969 - 1970
Konditoren-Innung f. d.
Handwerkskammerbezirk
Hannover 1959 - 1960
Kreutzburg, Elmar 1977 - 1979
Kuhr, Karen 1976
Landesinnungsverband der
Konditoren Niedersachsen
1959 - 1960
Landesinnungsverband
Niedersachsen des Töpfer-
und
ofensetzer-Handwerks 1959 -
1960
Leucht, Kurt, Dr.
Steuerbevollmächtigter, Dipl.
Kaufmann (1963) -Büro

- 1962
 Lossie, Christian 1985 - 1986
 Lossius, Otto
 techn. Angestellter 1938
 Mansfeld, Paul
 Bankier, Bankbeamter
 (1913), Bankvorsteher
 (1915), Kaufmann (1926),
 Zahlstellen-Leiter (1928)
 1911 - 1933
 Matzeit, Heinz 1950 - 1952
 Michalowski, Christina 1990 -
 1994
 Möller, Bernhard
 Kaufmann, Exped. (1923) -
 1933
 Müller, Edgar 1987
 Negt, Ingeborg 1981 - 1984
 Neukomm, Jacques 1975
 Nocun, Margit 1991 - 1992
 Nocun-Herbrechtsmeier,
 Margit 1987 - 1990
 Nolte, Rainer 1979 - 1980
 Othmerding, Heinz-Rudolf, Dr.
 1987
 Ovel, Marianne 1987 - 1989
 Pannkoke, Gertrud
 Witwe 1959 - 1972
 Pannkoke, Günther
 Modellbauer, Bankangest.
 (1964) 1952 - 1966
 Pannkoke, Heinrich
 Vorarbeiter (1948) - 1958
 Parade, Fritz
 Techniker, Angest. (1950)
 (1948) - 1950/51
 Parade, Hildegard
 Angestellte 1952
 Pasteraki, Theodor
 Kaufmann 1910
 Peinz, Wolfgang 1977
 Pflüger, Doris 1976
 Pflugner, Maria
 Pelznäherin 1974 - 1975
 Pieczulski, Regina 1980 - 1991
 Pohlmann, Heinrich
 Lehrer an der Lindener 6.
 Knaben-Bürgerschule 1909 -
 1910
 Pohlmann, Heinrich
 Kaufmann 1910
 Pohlmann, Julie
 Lehrerin 1909 - 1910
 Poulsen-Nentrup, Walter, Dr.
 phil.
 v. d. Industrie- u.
 Handelskammer beeid.
 Chemiker,
 Chemieschule m. staatl.
 Abschlußprüfung Spinnerei-
 straße, Chemie-Labor
 Walderseeestr. 2 1939 - 1955
 Reichwald, Erdmute 1982
 Reinecke, Lutz 1986 - 1988
 Reinecke, Ute 1987 - 1988
 Reinecke, Wilhelm
 Rentner 1970 - 1976
 Rettberg, Wilhelm
 Maurer, Handschuhfärber
 1953 - 1955
 Reupke, S.
 Amtsgerichts-Sekretär,
 Justiz-Obersekretär (1921),
 Obergerichtssekretär (1924)
 (1917) - 1925
 Römer, Wolfram 1985
 1994 -
 Rönning, Johann
 Oberstudiendirektor a.D.
 1952
 Rudnick, Alexander 1983 -
 1990
 SÄGEWERKE
 CARMSHAUSEN, GmbH
 (1928) 1925 - 1931
 Sanz Berzosa, Demetrio 1972 -
 1976
 Sauvaitre, Christian 1976 -
 1978
 Schafferschik, Gabriela 1992 -
 Schefflein, Brigitta-Gabriela
 1994 -
 Schily, Leo
 Ingenieur 1908
 Schlegel, Bernd 1991 -
 Schluch, Fritz 1981 - 1984
 Schluch, Karin 1981 - 1984
 Schul(t)ze, Georg, D.
 Professor am Kaiserin
 Auguste Victoria-Gymna-
 sium 1908
 Schwach, Hans-Michael 1986
 Schwerdtner, Michael 1976
 Sieker, Dagmar 1983 - 1984
 Sievers, Silke, Dr. 1995 -
 Staats, Hermann 1985 - 1986
 Strahl, Kurt
 kfm. Angestellter 1958 - 1960
 Sydow, Heinrich 1989 - 1996
 Thurow, Gerhard
 Kaufmann 1957
 Tille, Wilhelm
 Stadt-Registrator,
 Magistrats-Sekretär (1912)
 1910 - (1915)
 Tönshoff, Kurt
 Schlosser 1952 - 1970
 Trocha, Jolanta 1991 - 1993
 Uhlemann, Klaus 1979 - 1980
 Vester, Michael, Dr. 1981 -
 1983
 Vohn, Peter 1985
 Voss, Eva 1976
 Wachholz, Susanne 1989 -
 1992
 Wegener, Annegret 1989
 Wegsel-Eckert, Gisela 1993 -
 Weigelt, Peter
 Arbeiter 1970 - 1972
 Wetzler, Manfred, Dr. 1995 -
 WILHARM & Co.
 Steinbruchbetriebe,
 Kohlensandsteinbrüche
 GmbH
 (1912) 1911 - 1929
 Windus, Thorsten 1985
 Winkelvoß, Ulrike 1986 - 1987
 Winter, Sven
 Isolierer 1971 - 1974
 Yasar, Ibrahim 1978
 Young, Gertrud
 Rentnerin 1971 -
 Zentralverband des deutschen
 Ofensetzer-, Fliesenleger- und
 Keramikerhandwerks 1959 -
 1960
 Ziegler, Bernd 1988
 Zieseniß, Elise
 Witwe 1967 - 1972
 Zieseniß, F.
 Drogerie (Kötnerholzweg 15)
 1940 - (1943)
 Drogist (Ahlemer Str. 3) 1950
 - 1966
- Bewohnerinnen und
 Bewohner der
 Beethovenstraße 8**
 Abo El Lil, Mahmoud 1977
 Achilles, Kurt 1989
 Alten, Willi 1984 - 1989
 Andresen, Jan 1977 - 1980
 Asbeck, Hans, Dr. 1991 -
 Asbeck, Jeanette 1991 -
 Avram, Traian 1980 - 1982
 Ballmann, Jürgen 1988
 Barche, Ernst 1978
 Bargmann, Edo 1972
 Baule, Wilhelm
 Arbeiter 1904 - 1907
 Berg-Korth, Julia 1990 - 1991
 Bierbaum, Elisabeth 1976
 Blasmeh, Husein 1975
 Block, Ulrich 1979
 Blumtritt, Marie
 Filial-Leiterin 1938 - 1941
 Bockmann, Ann-Katrin 1994 -
 Boese, Stefanie 1996 -
 Böttcher, Christina 1995 -
 Böttcher, Manfred 1995 -
 Böttcher, Mareike 1997
 Bohle, Bodo 1981 - 1983
 Bornemann, Barbera, Dr. med.
 Ärztin 1957 - 1966
 Bornemann, Erna
 Witwe 1970 - 1976
 Bornemann, Heinrich
 Stadob.Insp. a.D. 1966 - 1969
 Bornemann, Horst, Dr. jur.
 Referendar, Rechtsanwalt
 (1959) 1957 - 1963
 Brinkmann, Maren 1990 - 1993
 Brünger, Karl, Dr.
 Dipl. Ing., Chemiker 1938 -
 (1943)
 Bublys, Martha
 Rentnerin 1969 - 1970
 Buchholz, Rüdiger 1977
 Büttner, Thomas 1983 - 1986
 Busche, Heinz 1985 - 1989
 Busse, Joachim 1980 - 1982
 Chabowski, Reinhold 1975
 Collie, Ian 1978 - 1979
 Cordes, Wilhelm 1984
 Daske, Bernd 1975 - 1977
 Daske, Walter 1976
 Dassel, Werner
 Drucker 1972 - 1976
 Diekmann, Monika 1990 - 1993
 Döberstein, Fritz 1976 - 1986
 Dodd, William 1988 - 1989
 Dreves, August, D.
 Medizinalrat, Kreisrat des
 Stadt- und Landkreises
 Linden 1909 - 1931
 Drömann, Jörg 1986 - 1988
 Droste, Adolf
 Kaufmann, Prokurist der
 Firma Actien Gesellschaft
 GEORG EGESTORFFS
 SALZWERKE 1906 - 1933
 Dubray, Eric 1989
 Duval de Navarre, Gustav
 Hauptmann 1942
 Fabricius, Klaus Peter 1976 -
 1977
 Faulhaber, Hans 1987
 Fesser, Heinz
 Vulkaniseur 1957 - 1961
 Freidank, Monika 1980
 Freitag, Klaus 1982
 Fricke, Susanne 1991 - 1993
 Fritsch, Josef 1975
 Frost, Otto 1978 - 1979
 Fuetterer, Sabine 1986
 Fugmann, Lothar 1976
 Gaede, Uta 1980 - 1982
 Galler, Elisabeth
 Rentnerin 1955 - 1958
 Gani, Handoko 1972 - 1974
 Gastorf, Erwin
 kaufm. Angest.,
 Geschäftsführer (1957) 1954 -
 1958
 Gelpke, Otto
 Divisionspfarrer der 20.
 Division 1911
 Gerking, Jürgen 1995 -
 Gesen, Herta 1975
 Glockemann-Kaune, Klaus
 1987
 Gobs, Leopold
 Tischlermeister (An der
 Weide 23) 1954 - 1956
 Gottfried, Harald 1986 - 1988
 Gräfe, Rudolf
 Kaufmann (1948) - 1952
 Gräfenschell, Johanne
 Kauffrau (1948) - 1954
 Graever, Marlis 1975 - 1980
 Grazioli, Ezlo 1976 - 1989
 Grün, Rolf 1983 - 1984
 Grüter, Michael 1990 - 1995
 Günter, Fr.
 Witwe (1943)
 Günther, Barbara 1978
 Haarth, Josef
 Maurergeselle (1923) - 1926
 Häckel, Gotth.
 Kraftw.Führer 1950 - 1953
 Hahnenberg, Jürgen 1983
 Hajek, Erwin 1978
 Hamidi, Mansour 1975
 Hartmann, Emil
 Zivil-Ingenieur 1909 - 1931
 Hasekamp, Petra 1995 -
 Hass, Günter 1976
 Haugstein, Anna
 Witwe 1960
 Hector, Herbert 1972 - 1974
 Heering, Klaus-Dieter 1985
 Heimbach, Wolfgang 1983
 Heitmann, Lothar 1976
 Helms, Otto 1972 - 1974
 Henze, Karlheinz 1977
 Hillebrecht, Alb., Dr. med.
 Facharzt f. Haut- u.
 Harnleiden 1933
 Hörlucke, Konrad 1977
 Hoffmann, Wilfried 1980
 Holtz, Friedhelm 1991 - 1994
 Humann, Walter 1986 - 1987
 Hunte, Hans-Eduard 1986
 Ische, Heinrich
 Verm.Ob.Insp. a.D. 1950 -
 1952
 Jansen, Bernd 1982
 Jeske, Werner 1972 - 1974
 Jochheim, Paula
 Fräulein 1934 - 1940
 Jordan, Otto, D. ph.
 Fabrikdirektor 1905 - 1908
 Kalinowski, Achim 1977
 Kalinowski, Ulrich 1982
 Kammerer, Emilie
 Witwe 1969
 Kastner, Martina 1976
 Kehler, Karl-Friedrich 1987 -
 1988
 Kellner, Annette 1996 -
 Keuken, Hermann 1975
 Kiphard, Wilhelm

- Dipl. Ing. 1934
Klettke, Herbert F. C., Dr. phil.
Kunsterzieher 1961 - 1970
Klettke, Ingeborg, Dr. phil.
Studienrätin 1961 - 1971
Klimaczyk, Detlef 1976
Klünder, Helmut 1975
Koch, Adolf
Schriftsetzer 1950 - 1952
Koch, Ferdinand
Invalide, Rentner (1950)
(1948) - 1954
Koch, Gustav
Dipl. Ing 1927
Kohlwig, Friedrich
Ober-Regierungs-Sekretär
1934 - 1936
Kolan, Wolfgang 1977
Kornitzke, Friedrich, Dr.
Studienrat, Oberstudienrat
(1954)(1948) - 1955
Korth, Rainer 1990 - 1991
Kortum, Anita 1976 - 1982
Koshkdaman, Majit 1991
Kreimeyer, Thomas 1981 -
1982
Krügerke, Otto-Horst 1988 -
1989
Kücker, Martha
Witwe 1950 - 1961
Kücker, Wilhelm
Stadtoberinspektor, a.D.
(1948)1935 - (1948)
Kühne, Jacqueline 1996 -
Kujawa, Emile 1987
Kurth, August
Maurergeselle 1909
Kurth, Alwine
Witwe 1910 - 1911
Kutz, Felix 1983
Läer, Heinrich
Kaufmann 1935 - 1968
Läer, Luise
Sekretärin 1969 - 1974
Lambracht, Bernhard 1982
Lamm, Robert 1977
Lange, Günther
Kapellenleiter, kfm. Ang.
(1955), Verkaufsleiter (1957)
1950 - 1959
Lange, Johanna
Witwe 1964 - 1970
Lange, Wilhelm E.
engl. Dolmetscher, Lehrer,
Rentner (1950), engl. Dol-
metscher (1956) (1948) - 1963
Laskowski, Johann 1987
Lauer, Josef 1987 - 1989
Lautenbach, Dorothea
Witwe 1935 - 1936
Liebmann, Günter 1988 - 1989
Lindner, Peter 1980 - 1982
Linsser, Ferdinand
Kreisbauamtman i.R. 1957 -
1961
Linsser, Hans Ferdinand, Dr.
jur. Legationsrat 1957 - 1968
Linsser, Helmut, Dr. rer. nat.
Geophysiker 1957 - 1968
Linsser, Karoline
Witwe 1963 - 1968
Lohmann, Hans-Werner 1987
Looman, Wolbertus
Gymn.-Oberlehrer am K.
Kaiserin Auguste Victoria
Gymnasium zu Linden,
Professor (1907) 1904 - 1909
Lorenz, Hans-Jürgen 1979 -
1982
Lüke, Willi
Bäckermeister 1958 - 1960
Lutz, Eugen
Kaufmann 1950 - 1953
Maaßen, Klaus 1983 - 1985
Macdonald, John 1978
Magi, Beatrice 1992 - 1995
Mahler, Loni
Witwe 1933
Mahrenholz, Gerd, Dr. rer. pol.
Finanzamtl. Buchprüfer,
Syndikus 1930 - 1932
Mandryk, Cornelia 1983
Marx, Alfred 1985 - 1989
Mangeng, Bruno 1982 - 1984
Maschke, Gertrud
städt. Angestellte.
Kontoristin (1948) 1941 -
1954
Maschmann, Ditmar 1981
Mattar, Dorothee 1989
Mathis, Wolfgang 1972 - 1974
Meise, Siegfried 1985
Mertsch, Elke 1993 -
Mertsch, Hans-Jürgen 1992 -
Meyer, Günter 1976
Micelli, Giancarlo 1977
Müller, Hermann-Josef 1982
Müller, Otto
Bankbevollmächtigter,
Bankbeamter (1937),
Sparkas-
sen-Angestellter (1938) 1934
- 1938
Sparkassen-Inspektor, Spark.
Oberinspektor (1948) 1942 -
(1948)
Nelke, Peter 1976
Neubauer, Ralph 1975 - 1976
Neumann, Käte
Gesundheitsfürsorgerin 1942
- (1943)
Niemeyer, Christian jun.
Landwirt, Brennereibesitzer
(1905), Inhaber der Firma
GEBR. NIEMEYER 1904 -
1909
Nissen, Peter 1985
Noa, Frank 1981 - 1983
Nollau, Peter
Pol.Beamter 1972
Nolte, Andreas 1980
Nowak, Ludwig Kaufmann
(1948) - 1952
Nuß, Albrecht Reg.-Baumeister
a.D., Oberingenieur d.
HANNOVERSCHEN
WAGGONFABRIK A.-C.
1914 - (1917)
Oevermann, Alfred 1985 - 1986
Paetsch, Karl-Heinz 1986 -
1989
Palmbusch, Mario 1983
Penning, Klaus 1976 - 1978
Peter, Helmut 1984 - 1989
Peter, Klaus-Dieter 1979 - 1980
Petrick, Klaus 1984
Picht, Sofie
Witwe 1950 - 1952
Pietsch, Hans-Ulrich 1984 -
1987
Pikos, Josef 1975 - 1978
Pinkernell, Friedrich
SS-Verwaltungs Führer 1939
- 1940
SS-Führer (1943)
Plavsic, Anneliese 1982 - 1983
Plavsic, Stepan 1981 - 1989
Pock, Volker 1984 - 1985
Rademacher, Elsbeth 1975 -
1984
Rademacher, Paul
Gebrauchsgraphiker,
Kunstmaler 1933 - 1989
Raffelt, Uwe 1978
Reinecke, Henning 1981
Reitemeyer, Herbert
Kraftw.Fahrer 1963 - 1969
Renner, Karl
Pastor 1932 - 1933
Rieckmann, Reinhard 1982
Römmert, Harald 1978
Rohrberg, Hans-Joachim 1986 -
1989
Ronge, Guido 1994 - 1995
Rotzahl, Alfred
Ing. 1972 - 1974
Rumpel, Heiko 1989
Sachse, Helene
Witwe 1950 - 1954
Sachse, Hermann
Schachtmeister (1948)
Sanwald, Edwin 1976
Schalkowski, Ines 1993 - 1994
Schlaphoff, Hildegard 1978 -
Schlaphoff, Horst Ernst
Dipl. Kaufmann 1972 - 1977
Schmalkuche, Heike 1981
Schmidt, Horst 1991 -
Schmidt, Rainer 1982 - 1986
Schmieder, Benno
Bundesangestellter 1955 -
1956
Schmolinsky, Julius
Ing., Vertreter (1939), techn.
Vertreter (1941) 1939 -
(1948)
Schmolinsky, Margarete
Techn. Vertret., Witwe
(1950)(1948) - 1954
Schneidewind, Anneliese 1984 -
1986
Schöning, Mathias 1985 - 1989
Scholz, Elisabeth
Witwe 1968 - 1971
Schroeder, Ernst 1991
Schröder, Georg
Kfz.Handwerker 1955
Schröder, Marie
Witwe 1950 - 1952
1955 - 1956
Schütze, August
kaufm. Angest., Rentner
(1953)1950 - 1953
Schulte, Astrid 1990
Schulte-Grüter, Astrid 1991 -
1995
Schulz, Albert 1975 - 1982
Schulz, Peter 1983 - 1986
Schulze-Vohren, Helga
FrI. 1940 - 1941
Schwarz, Rudolf, Dr. med. vet.
Tierarzt 1961 - 1964
Schweer, Heinrich
Tischlergeselle, Invalide
(1915)1912 - (1917)
Schwittek, Raphael 1991 - 1993
Scola, Armin 1975
Scott, Brian 1978
Seekamp, Michael 1985 - 1986
Seewald, Jan-Erich 1980 - 1982
Stekmeier, Friedrich 1989
Siepmann, Norbert 1980
Sobschak, Lutz 1979
Spies, Winfried 1980 - 1984
Spittler, Manfred
Koch 1972 - 1974
Spohr, Heinz
Angestellter 1938
Sprengel, Georg, Dr. med. dent.
Zahnarzt 1934 - 1966
Spyra, Marianne 1994 - 1995
Stache, Ulrich 1985 - 1988
Steinfelder, Heinrich
Gewerbe-Oberlehrer 1935 -
1936
Stelzer, Dieter 1978
Stemmler, Karl 1979
Stöcker, Thorsten 1991 -
Struwe, Knut 1972 - 1974
Summa, Oliver 1983 - 1984
Tarras, Hans 1976 - 1978
Thiers, Uwe 1981 - 1982
Thurian, Erwin 1972 - 1974
Till, Stefan 1985 - 1986
Torney, August
Rentner 1955 - 1960
Torney, Charlotte
Witwe 1961 - 1968
Traebert, Fritz
Oberlehrer 1913
Trezebiatowski, Alex 1975 -
1976
Troschuetz, Frieda 1976
Unrath, Elke 1992
Vernillo, Enzo 1976
Vespermann, Rainer 1978
Wagner, Hans-Dieter 1977 -
1980
Wandowsky, Klaus
Tischler 1972 - 1973
Weber, Ralf-Thomas 1989
Wehling, Helene
Witwe 1934
Weiß, Liesel 1988
Welp, Jutta 1976
Wendt, Bodo 1979
Westphal, Walther
Oberinsp. 1966 - 1972
Wiehage, Heinrich, Dr. med.
Sanitätsrat, Prakt. Arzt (1920)
- 1929
Winkler, Norbert 1979 - 1980
Winnefeld, Dieter 1977
Winterstein, Karl
Metallarbeiter, Former (1920)
- 1933
Wischstedt, Willi
Rentner 1957 - 1963
Wolf, Lilli 1984
Wrensch, Heiko 1986 - 1989
1991 -
Wrigge, Friedrich-Wilhelm
Dr. Ing. 1935 - 1937
Wustrach-Fischer, Hella 1980
Zahmel, Günther
Dipl. Ing. 1952 - 1956
Zeinert, Uwe 1983 - 1984
Zinke, Gerhard 1976

**Bewohnerinnen und
Bewohner der
Beethovenstraße 10**

- Ahrenkoefer, Ursula 1979 -
1985
Albat, Waltraud 1975 - 1976
Bachert, Franz - Schlachter
1950 - 1955
Badenhop, Katharina 1990 -
1991
Bartels, Heinrich -
Landesversicherungs-
Inspektor 1910 - 1912

- Bayer, Elsbeth - Sanitätsratswitwe (1923) - 1932
- Bayer, Georg Dr. med. - Geheimer Sanitätsrat (1921)
- Bettermann, Heinrich - Fabrikdirektor 1911 - 1913
- Biedermann, Anne-Marie 1985
- Biesel, Albert - Kaufmann(1920) - 1924
- Biesel, Käte - Werkstatt für Frauenkleidung 1925 - 1933
- Biesterfeld, Hildegard - Witwe, Angest. (1958) 1955 - 1973
- Biesterfeld, Kurt - Dent.Einkauf, techn. Angest. (1950) (1948) - 1954
- Bogumil, Manfred 1987
- Bresciani, Vladimiro 1975 - 1977
- Büttner, Georg - Eisenbahnbeamter, Werkstatt für vornehme Frauenkleidung (1925) 1924 - 1925
- Buthe, Bernd 1992 - 1995
- Cholewa, Josef - ohne Beruf 1950 - 1952
- Cholodniak, Stefan - Wachmann 1952 - 1969
- Clausnitzer, Klaus-Dieter 1984
- Conradi, Ellen 1979 - 1989
- Conradi, Peter 1978 - 1991
- Dähn, Otto - Kaufmann (1920) - 1926
- Deiters, Bernd 1983 - 1984
- Denecke, Frithjof - Ind.Kaufmann 1959 - 1971
- Derben, Martin 1990 - 1991
- Dohrmann, Bernd 1975 - 1978
- Drong, Michael 1986
- Dumeier, Jürgen 1984 - 1987
- Eggers, Ria - Stenotypistin 1964 - 1973
- Ehlers, Elisa - Witwe 1953 - 1958
- Eichmann, Fritz - Dipl. Ing. 1938 - 1960
- Endewardt, Helga 1982 - 1984
- Erdel, Felix - Bezirksdirektor 1933
- Erkenzweig, Eugen - Agent, Vertreter (1908) von HENSCHEL & SOHN in Henrichshütte 1906 - 1932
- Erkenzweig, Melanie geb. Anthoni - Witwe 1906
- ERKENZWEIG & BORNEMANN Vertr. d. Metallindustrie 1913 - (1917)
- Fakhryar, Arif 1986
- Feder, Heinrich - Oberingenieur, a.D. (1938) 1935 - 1958
- Fender, Franz 1990 - 1991
- Feuerhelm, Rainer 1997
- Fingerhuth, Emilie - Witwe 1939 - (1943) 1950 - 1959
- Fischer, Dagmar 1992 - 1995
- Fischer-Bayer, Margarete - Malerin 1925
- Fritz, Carl - Chemiker 1924 - 1927
- Fuss, Susanne 1992 - 1993
- Gieß, Ludwig - Regierungsrat 1926 - 1928
- Gosewisch, Ilse, - Witwe 1967 - 1987
- Gosewisch, Werner - Viehagent, Vieh-Agentur (1948), Kaufmann (1952) 1939 - 1966
- Habelitz, Michael 1985
- Hamann-Roth, Matthias 1989 - 1994
- Hartge, Joachim - Student 1961 - 1962, 1964 - 1974
- Haupt, Eva - Witwe 1935 - (1943) 1950 - 1969
- Hellige, Barbara 1994 -
- Hennig, Johanne - Witwe 1959 - 1963
- Hestermann, Thomas 1990 - 1995
- v. d. Heyde, Ilse - Witwe (1948) - 1952
- Hoffmann, Dieter 1975 - 1978
- Hüneke, Rolf 1976
- Jacob, Herta - Frau 1961 - 1973
- Jacobs, Ilse 1985 - 1986
- Jeroschewski, Hans-Jürgen 1989 - 1992
- Kiel, Georg Wilhelm - Arbeiter 1961 - 1988
- Kiel, Maria 1979 - 1989
- Kirch, Otto - Lehrer, i.R. (1939) u. Organist (1948) 1938 - 1953
- Kokemüller, Anna - Rentnerin 1952 - 1960
- Kroll, Hans-Dieter 1980
- Kropholler, Alex Violoncell-Virtuose - Solo-Cellist d. Städt. Oper (1948) - 1958
- Kucinski, Klaus 1976
- Kues, Agnes - Witwe 1929 - 1932
- Kuhlmann, E. - Strickmeister 1950 - 1952
- Langford, Clifford 1995
- Lemar, Ahmed 1995
- Lenzberg, Gertrud - Geschäftsinhaberin 1934 - 1938
- Lenzberg, Marie - Geschäftsinhaberin 1934 - 1938
- Litschel, Marianne 1995
- Litzkuhn, Thilo 1986 - 1992
- Looman, Mathilde - Lehrerin (1920) - 1937
- Looman, Wobertus - Prof. am K. Kaiserin-Auguste-Victoria-Gymnasium in Linden, Studienrat (1920), i.R. (1924) 1910 - 1937
- Lücken, Peter - Metallarbeiter 1961 - 1966
- Mädje, Wolfram - Handelsvertreter 1969
- Maschke, Joachim 1984 - 1985
- Mayer, Marianne 1990 - 1993
- Metsch, Petra 1979 - 1992
- Metzner, Anika 1996
- Muench, René 1982 - 1983
- Nesporova, Viera 1986 - 1992
- Ohiendorf, Heinrich - Lagermeister, Invalide (1929), Rentner (1930) 1927 - (1943)
- Paech, Michael 1975 - 1976
- Paterok, Ingrid 1986 - 1988
- Peschtiak, Werner - Maschinenbauer, Lehrlingsausbilder (1959) 1950 - 1963
- Probst, Gustav - Civil-Ingenieur 1905
- Pulz, Kurt 1980 - 1982
- Pulz, Sylvia 1980
- Reineke, Karl - Kaufmann 1925
- Rennert, Irma - Verkäuferin 1934
- Rennert, Wilhelm - Modelleur, Wachmeister (1948) 1934 - 1970
- Rodgers, Peter 1982
- Rosenbusch, Hugo - D. ph. Oberlehrer an der Humboldtschule 1907 - 1909
- Roth, Ulrike 1989 - 1994
- Russmann, Ernst-Otto - Molkereifachmann (1948) - 1956
- Russmann, Irma - Witwe 1957 - 1970
- Saigge, Norman 1975 - 1978
- Schaper, Rosemarie 1987 - 1988
- SCHIEVER, TH. HEINRICH Bergwerks- u. Hüttenprodukte (Inhaber: Kaufmann Eugen Erkenzweig) 1915 - (1920)
- Schmidt, Helmut 1975 - 1978
- Schober, Siegfried 1972 - 1974
- Schreck, Stefan 1991 - 1994
- Staupendahl, Bernd 1976 - 1977
- Staupendahl, Maria 1976 - 1978
- Stiller, Andreas 1979 - 1982
- Stollberg, Roswitha 1975 - 1976
- Theidel, Heinrich - Dipl. Ingenieur 1914 - (1917)
- Thofehrn, Emil - Ingenieur, Direktor des Städt. Electricitätswerks zu Linden 1904
- Voigt, Richard - Postinspektor 1905 - 1909
- Voß, Ulrich, Dr. Fabrikdirektor 1914 - (1917)
- Wegener, Amalie - Frl. 1950 - 1963
- Weidemann, Ingeborg - Spark.Lehrling, Bankangest. (1964) 1961 - 1973
- Whitfield, Francis - Kaufmann 1958 - 1960
- Whitfield, Sigrid - Frau 1957 - 1958
- Wiebe, Ursula 1979 - 1988
- Windel, Karl-Heinz - Bauschlosser 1964 - 1968
- Wirsig, Reinhold - Tischler, Rentner (1957) (1948) - 1961
- Wohlert, Liane 1992 - 1994
- Wolf, Bela - Ingenieur, Zivil-Ingenieur (1908) 1906 - 1910
- Zacke, Eva 1976
- Zelent, Friedrich - Bote 1970
- Zettel, Anna - Witwe (1948) - 1950/51
- Zwingmann, Hildegard 1985
- Bewohnerinnen und Bewohner der Beethovenstraße 12**
- Abbasnejad Gharghani, Amir 1981
- Asci, Atilla 1983
- Avci, Hasan 1972
- Barthel, Ilse 1977 - 1979
- Beltran-Vives, Juan 1983
- Betz, Franz-Peter 1989 - 1990
- Bilgen, Nazim 1981 - 1984
- Bohn, Steffen 1992 - 1993
- Breitenstein, Paul Arbeiter (1948) - 1967
- Brockmann, Angelika 1991
- Brockmann, Heinz Kaufmann, Handelsvertreter (1950) (1948) - 1950/51
- Brunotte, Berta Rentnerin 1940
- Cornelius, Carl-Ludwig 1978
- Cornelius, Heidemarie 1991 - 1994
- Cornelius, Kal-Ludwig 1991 - 1994
- Cornelius, Marta Kauffrau 1966 - 1973
- Degen, Uwe 1984 - 1986
- Deilami, Mohammad 1981 - 1984
- Dering, Heinrich 1995 -
- Derya, Idiris 1975
- Dinse, Gabriele 1987 - 1988
- v. Dwingelo, Ludwig Kaufmann, Landwirt (1907) 1906 - 1911
- Eidmann, Wolfgang 1983
- Emamian-Rizi, Mahmud 1983
- Erichs, Hermann Buchhändler, HERMANN ERICHS, Antiquariat, Bücher, Zeitungen, Schallplatten - Nieschlagstr. 15 1952 - 1966
- Ertelt, Norbert 1988 - 1991
- Falck, Hanns R., Dr. med. Facharzt - Praxis 1972 - 1983
- Falck, Joachim, Dr. med. Frauenarzt - Praxis 1972 - 1979
- Fischer, Adalbert Ingenieur 1903
- Fleige, Gerhard 1987
- Fleshman, Brunhild 1987
- Freund, Walter 1976
- Freyer, Karin 1983
- Gallinger, Astrid 1991
- Gamper, Walter 1986 - 1987
- Gietz, Ulrich Tischler 1966 - 1967
- Göldner, Anke 1980 - 1981
- Gohde, Helmut 1991 -
- Grennell, Gerald 1980 - 1982
- Hampe-Wille, Gisela 1986
- Hartig, Elisabeth städt. Angest. 1950 - 1953
- Hartig, Friederike Witwe 1950 - 1954
- Hartmann, Franz Betriebsprüfer, Dipl. Vers. Mathematiker (1948) 1943 - 1965
- Heckenbach, Peter 1981 - 1982
- Heitmüller, Margarete Witwe (1948) - 1955
- Heitmüller, Reinhold Kaufmann 1950 - 1956
- Hellenbrand, Wiebke, Dr. 1992
- Helmkamp, Emma

- Lyzeal-Lehrerin, a.D. (1924)
(1917) - 1930
- Henneke, Johann
Hausmeister 1905 - 1906
- Hillebrecht, Heinrich
Mittelschuldirektor i.R. 1940
- (1943)
- Hoffmann, Anne-Dorothea
1976
- Hungermann, Thomas 1989 -
1993
- Jagau, Matthias 1986
- Jatho, Wilhelm
Pastor, Direktor d.
Hannoverschen Militär.
Pädago-
giums (Gr. Aegidienstr.3)
1903 - 1904
- Jordan, Wolfgang
Elektriker 1966 - 1967
- Kein, Conrad
CONRAD KEIN, Putztücher-
und Lappen-Reinigung,
Industriewäscherei -
Wittekindstr. 9 (1950) (1948)
- 1955
- Kiene, Bengt-Ingolf 1977 - 1982
- Klare, Frieda
Pensionärin 1940 - (1943)
- Kloss, Joachim
Kundend.Berat. 1968 - 1970
- K. Gewerbe-Inspektion Linden
1906 - (1915)
- Köhler, Hermann
Maschinist 1909 - 1910
- Kölz, Georg
Oberingenieur u. Prokurist
der Firma GEBR.
KÖRTING A.-G. 1912 - 1913
- Krammer, Berta 1976
- Krüger, Louis
Kunstmaler 1950 - 1952
- Krüger, Wilma
Weberin 1952
- Kühn, Franz
Schachtmeister 1936 - 1938
- Kühnel, Holger 1977 - 1981
- Lackner, Martin 1984
- Landrath, Gustav
Stellmacher (1923) - 1974
- v. Langsdorff, D.
K. Gewerbeinspektor,
Gewerberat (1912) 1908 -
(1915)
- v. Langsdorff, Anna
Rent. Witwe 1909 - 1912
- Lindemann, Edgar
Kaufmann (1915)
- Lindenberg, Heike 1994 -
- Lorenz, Marc 1993
- Lorenz, Rainer
Angest. 1970 - 1971
- Lübbert, Jürgen 1976
1979
- Lutz, Erla
Witwe (1948) - 1952
- Maas, Martha
Arbeiterin 1959 - 1963
- Manzke, Ursula 1984
- Maske, Karsten 1980 - 1983
- Meier, Veronika 1982 - 1983
- Metz, Kristin 1985
1992
- Meyer, Ulf 1987 - 1988
- Misir, Deyfettin 1972 - 1974
- Möller, Clemens, Dr.
Professor, Studienrat (1921),
i.R. (1933) 1914 - (1948)
- Möller, Elisabeth
Lehrerin 1950 - 1954
- Möller, Ida
Witwe 1950 - 1952
- Müller, Louis
Restaurator 1907
- Mußmann, Olaf 1995 -
- Naumann, Jens 1976
- Neddermeyer, Petra 1981
- Neddermeyer-Wienhöfer, Petra
1982 - 1983
- Neumann, Elisabeth 1988 -
1990
- Nitz, Elli
Frau 1971 - 1980
- Nülle, Marion 1976
1979
- Nunez Nunez, Jose 1979
- Oberheide, Thomas 1994 - 1996
- Oppermann, Edith, Dr. rer. pol.
Dipl. Volkswirtin 1950 - 1956
- Paetzold, Mareike 1988 - 1990
- Panse, Käthe
Witwe, Fotoannahmestelle
Nieschlagstr. 15 1955 - 1968
- Pape, Gisela 1977 - 1979
- Pernak, Franz
Metalldreher 1912
- Peters, Dorette 1977
- Peters, Dorothee
Witwe 1955 - 1976
- Petri, Stefan 1987 - 1989
- Pieper, Werner
Kaufmann, Reisender 1952 -
1956
- Piepho, Ralf 1987 - 1988
- Podhajecky, Jürgen 1997
- Poerner, Hans Paul 1997
- Priewe, Heinz
Masch.Schlosser 1950 - 1952
- Purcell, Ann 1980 - 1981
- Puzycha, Berta 1979
- Puzycha, Reinhard 1976 - 1978
- Radtke, Renate 1992
- Rappenecker, Johannes 1995 -
- Rasch, Hermann
K. Gewerbeinspektor 1906 -
1907
- Reuter, Bettina 1994 -
- Ricke, Fritz
Schneider 1939
- Riedel, Eberhard, Dr.
prakt. Arzt 1957 - 1972
- Rilka, Michael 1984
- Roth, Heidelinde 1981 - 1982
- Rowold, Franz
stud. med. vet. 1950 - 1954
- Rowold, Hedwig
Musikstudentin 1950 - 1952
- Rücker, Heinrich
Reifenwickler 1967 - 1968
- Ruppelt, Annemarie 1984
- Rust, Birgit 1983
- Saka, Kasim 1982 - 1983
- Salowsky, Thomas 1994 -
- Schan, Barbara 1984 - 1985
- Schmidt-Stolte, Karin 1985 -
1987
- Schmidt-Stolte-Taphorn, Karin
1988 - 1992
- Schneegans, Manfred
Pol.Beamter 1957 - 1965
- Schneekluth, Walter
Bankangestellter 1959 - 1960
- Schröder, Franz
K. Landmesser 1908
1913
- Schröder, Luise geb.
Burckhardt
Kanzleiratwitwe 1914 - 1926
- Schuchardt, Ralf 1983
- Schulz, Susanne 1985 - 1986
- Schwarze, Christian
Eisenbahn Obersekretär
1932 - 1942
- Schwarzkopf, Gisela 1977 -
1979
- v. Schwerdtner-Pomeiske,
Carola 1992
- Seelig, Martin
Büro-Chef 1904
- Segebrecht, Heinrich
Rentner 1957 - 1958
- Seifarth, Wilhelm, Dr. phil.
Prof., Oberlehrer am Kaiserin
Auguste-Victoria-
Gymnasium, Studienrat
(1921), a.D. (1925) 1910 -
1935
- Seybold, Franz, Dr. phil.
Chemiker (1917) - 1956
- Siebert, Ulrike 1984 - 1986
- Sitzlach, Charlotte
Rentnerin 1955 - 1964
- Stein, Josef
Brauereidirektor 1908
- Steinkuhl, Martin 1995 - 1996
- Stief, Helmut
Handlungsreisender 1972 -
1982
- Stief, Ingeburg 1979 - 1982
- Stolle, Barakat 1983
- Stübe, Elisabeth 1987 - 1990
- Ter Vehn, Uwe 1989 - 1996
- Tyman, Mechthild 1984 - 1986
- Tyman, Uwe 1984 - 1986
- Uerle, Ahmet 1972
- Utluer, Aygun 1995 -
- Völz, Heiko-Norbert 1979
- Weber, Wolfgang
Werkzeugschleifer 1957 -
1960
- Weiß, Ernst
Reisender 1906
- Wengenroth, Karl
Ing. (1948) - 1956
- Westermann, Wilfried 1994 -
- Wienhöfer, Manfred 1980 -
1983
- Wiese, Karina 1986
- Wilhelms, Brunhilde 1985 -
1987
- Wilke, Nicole 1997
- Willers, Stefanie 1984
- Witte, Günther, Dr. 1986
- Wohlert, Liane 1989 - 1991

Die Beethovenstraße und ihre Schule

Das Jahr 1899 ist der Beginn reger Bautätigkeiten in der Beethovenstraße, die der spiritus rector und Motor dieser Unternehmungen, Senator Christian Niemeyer, mit der Erstellung der ersten Häuser, der jetzigen Beethovenstraße 4 und 6, krönt. Interessant jedoch sind parallel zu den Bautätigkeiten verlaufende Entwicklungen, die einen zusätzlichen Aspekt für die Geschichte dieser Straße und ihrer Bewohner liefern und nicht unterschlagen werden dürfen. Mit Hilfe der Berichterstattung des Hannoverschen Anzeigers aus diesem Jahr läßt sich das Bild der Geschehnisse leicht rekonstruieren, so daß jedem aufmerksamen Leser Zusammenhänge schnell klar werden. Zur Einrichtung einer Realschule (damit war nicht die Realschule heutigen Typs gemeint, sondern eine Realienschule, die entgegen dem damaligen klassischen Typs des Gymnasiums, dem Lyzeum, also altsprachlich (Griechisch/Latein) orientiert, auch und stärker die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse ihrer Zeit, die Realien, berücksichtigte) wird Bürgermeister Lichtenberg am 2.2.1899 zitiert, daß diese vom Staate nicht in Aussicht genommen sei und dieser auch keinen Zuschuß leisten wolle. Bei einer Einrichtung müsse die Gemeinde dazu den Nachweis der Leistungsfähigkeit erbringen. Trotz dieser nicht sonderlich ermutigenden Auskunft kommt es am 31.1. zu einem Beschluß:

Die städtischen Kollegien erklärten sich denn auch einstimmig im Prinzip mit der Errichtung der Realschule einverstanden.

Die Angelegenheit wird schnell vorangetrieben. Laut Hannoverscher Anzeiger vom 11.3.1899 kann Bürgermeister Lichtenberg einen Monat später erklären:

Es sei ihm mitgetheilt, ... daß aber die Genehmigung einer Real-Sexta noch in diesem Monat eintreffen werde. Die spätere Genehmigung der ganzen Schule wäre unzweifelhaft.

Tatsächlich wird die vorläufige Genehmigung zur Errichtung einer Realschule zu Ostern desselben Jahres am 16. März 1899 ausgesprochen.

Lichtenberg teilt dann (Hannoverscher Anzeiger vom 30.3.1899) die Bedingungen des Ministers der Unterrichtsangelegenheiten für die Errichtung einer Realschule mit, die 5 Punkte beinhalten:

1. Der Zuschuß der Kämmereikasse sei auf 30000 Mk. zu erhöhen.
2. In absehbarer Zeit solle ein Schulgebäude mit Turnhalle und Direktowohnung gebaut werden.
3. Man habe sich den Anordnungen des Provinzialschulkollegiums hinsichtlich der Lehrpläne zu fügen.
4. Man habe sich den Anordnungen des Provinzialschulkollegiums hinsichtlich der Lehrkräfte zu fügen.
5. Die städtischen Lehrer seien den staatlichen hinsichtlich Gehalt und Versorgung der Hinterbliebenen gleichzustellen.

Die Lindener sind mit allem einverstanden, verweisen lediglich im Punkt Direktorwohnung auf die Verhältnisse in Hannover, wo stattdessen eine Mietentschädigung von 1000 Mk. gezahlt wird. Der Minister akzeptiert offensichtlich dieses Argument, denn in der später gebauten Schule ist diese Wohnung nie geplant gewesen.

Die Ereignisse überschlagen sich. Aus heutiger Sicht unmöglich, dem Ansehen der Bürokratie geradezu Hohn sprechend, kann der Hannoversche Anzeiger vom 6.4.1899 verkünden:

Die Sexta der Realschule in Linden wird am Dienstag, den 11. April, mit 50 Schülern eröffnet werden. Die Leitung der

Schule ist vorläufig Professor Dr. Oehlmann vom Kaiserin Augusta Victoria Gymnasium übertragen. Als wissenschaftlicher Lehrer ist der Lehrer Goebel vom Realgymnasium in Bielefeld, als technischer Lehrer der Lehrer Geweke, bisher an der Bürgerschule in Linden, angestellt.

Am 2. Mai 1899 wird die offizielle Genehmigung der Schule ausgesprochen. Zwei Monate nach Einreichung eines offiziellen Antrages kann eine Reformschule ihre Arbeit aufnehmen - vielleicht sollten bestehende Ansichten über preußisches Beamtentum in einzelnen Punkten doch einer Revision unterzogen werden! Mindestens der Lindener Stadtverwaltung kann nachgesagt werden, daß sie, den Erfordernissen der Zeit angemessen, zügig und konsequent an einmal begonnenen Projekten weitergearbeitet hat. Am 15.2.1900 heißt es im Hannoverschen Anzeiger:

Die Lindener Stadtverwaltung beabsichtigt, für die seit Ostern 1899 im Aufbau befindliche Realschule demnächst ein eigenes Schulgebäude zu errichten, das zu Ostern 1902 oder 1903 fertiggestellt sein soll.

Bis in die 60er Jahre endeten die Schuljahre vor und begannen nach Ostern, das erklärt den geplanten Fertigstellungstermin. Interessanter jedoch wird der Prozeß der Auswahl des Geländes, das letztlich für den Schulbau bereitgestellt wird. Im Hannoverschen Anzeiger vom 25.3.1900 heißt es da:

Verkauf städtischer Bauplätze in Linden. Am Montag, 26. d. Mts., läßt die Lindener Stadtverwaltung fünf am Wittekindplätze und an der Wittekindstraße gelegene städtische Bauplätze in einer Gesamtgröße von 32,85 Ar oder 150,54 Quadratruthen auf dem Rathhaus in öffentlichem Termin verkaufen. Dieses sind die letzten Plätze, die von dem im Jahre 1894 stadtseitig angekauften ehemaligen Küchengarten übrig geblieben sind. Das ganze 2 Hektar 60,77 Ar oder rund 10 Morgen umfassende Terrain kostete der Stadt damals 200000 Mk., ein Preis, der schon nach so wenig Jahren lächerlich gering erscheint. Infolge des seit der Erwerbung des Grundstücks rapide gestiegenen Werths von Grund und Boden hat dann die Stadt beim Wiederverkauf ein gutes Geschäft gemacht. Die bislang verkauften Bauplätze haben schon so viel eingebracht, daß die Anleihe daraus gedeckt werden konnte. Der Aus dem am Montag stattfindenden Verkauf erhoffte Ertrag von mindestens 130000 Mk. ist baarer Verdienst, außerdem verbleiben der Stadt dann noch zwei neben dem städtischen Elektrizitätswerke liegende Lagerplätze von insgesamt 15,78 Ar oder 70 Ruthen. Da Wittekindplatz und -Straße als gute Wohn- und Geschäftslage gelten, dürfte sich eine rege Nachfrage nach den Plätzen geltend machen. Bislang war vielfach die Ansicht vertreten, daß die städtischen Bauplätze für den Bau der Realschule reserviert bleiben sollten.

Der Verkauf des Geländes geht entsprechend der Vorhersage des Hannoverschen Anzeigers problemlos und auch in der Höhe des erzielten Kaufpreises exakt vorausberechnet vonstatten, so daß der Hannoversche Anzeiger am 29. 3. 1900 berichten kann:

Verkauf städtischer Bauplätze in Linden

Fünf an der Wittekindstraße und am Wittekindplatz, im ehemaligen Küchengarten belegene Bauplätze gelangten gestern Mittag im Rathhause unter reger Bethheiligung von Kauflustigen durch Bürgermeister Lichtenberg zur Versteigerung. Die beiden Eckplätze 10 und 11 in einer Größe von 22,90 resp. 36,54 Quadratruthen wurden mit 800 Mk. Ruthe eingesetzt. Meistbietender blieb Maurermeister Winnecke mit 1005 Mk. per Ruthe. Platz 12 und 13, 31,55, bzw. 30,54 Quadratruthen messend, kaufte zu 665 Mk. per Ruthe und Platz 14 mit 28,89 Quadratruthen zu 670 Mk. per Ruthe

Über die Weiterentwicklung der Anstalt für folgende Tabelle Aufschluß:

Schuljahr	Schülerzahl																
	VI	V	IV	III reallis	III des R.P.G.	Summe	Vorschule			Gesamt- Summe	Einheimische	Auswärtige	Ausländer	Evangelische	Katholiken	Disziplinar	Jüdische
							3	2	1								
1899/1900	50					50	(11)	(30)	(27)		41	9		46	4		
1900/1901	48	49				97	(28)	(28)	(49)		54	38		88	7	1	1
1901/1902	50	47	45			142	(29)	(47)	(86)		81	61		128	9	2	3
1902 Sommer- Halbjahr	53	53	45	27	31	209	36	80	59	354	197	155	2	224	23	2	5

ebenfalls Maurermeister Winnecke. Während so im Einzelverkauf für sämtliche Grundstücke 120383,35 Mk. geboten waren, wurde bei dem sich anschließenden Gesamtverkauf ein Preis von 130865,40 Mk., das ist pro Ruthe 870 Mk. erzielt.

Winnecke blieb Käufer des gesammten Grundstückes. Derselbe bleibt 4 Wochen an sein Gebot gebunden, innerhalb welcher Zeit die eventuelle Genehmigung der städtischen Kollegien eingeholt werden wird. Mit Ausschluß der beiden Eckplätze ist bei der Bebauung der Grundstücke die Anlage von 4 Meter tiefen Vorgärten vorgesehen.

Wir wissen nicht, was in den Beratungen der städtischen Kollegien der Stadt Linden über den Bau der Realschule besprochen wurde. Alle Protokolle dieser Zeit existieren nicht mehr, sind vielmehr durch Überschwemmungen oder Kriegsereignisse vernichtet worden oder abhanden gekommen. So muß man sich wieder mit dem Hannoverischen Anzeiger begnügen, der am 15.5.1900 mitteilt:

Realschulbau in Linden. Die Stadtverwaltung in Linden beabsichtigt, für die im Aufbau begriffene städtische Realschule, deren vorhandene beiden Unterklassen bislang im Schulhause an der Davenstedterstraße untergebracht sind, ein eigenes Schulgebäude aufzuführen, das zu Ostern 1902 seiner Bestimmung übergeben werden soll. Da keins der im Besitze der Stadt befindlichen Grundstücke den an ein zweckdienliches Schulgrundstück zu stellenden Anforderungen entsprach, haben die städtischen Kollegien in ihrer letzten Sitzung beschlossen, in erster Linie für diesen Zweck das umfangreiche Gelände anzukaufen, welches von der Beethovenstraße im Osten, der Davenstedterstraße im Süden und der Wittekindstraße im Norden begrenzt wird. Das etwa 3 Morgen große Terrain wird gebildet aus dem früheren Hartmannschen Hofe mit 180 Ruthen, dem Nieschlagschen Hof mit 143 Ruthen und dem etwa 5 ½ Meter breiten Streifen, welcher die ganze westliche Front der Beethovenstraße einnimmt und dem Senator Niemeyer gehörte. Der Preis des Grundstückes beläuft sich einschließlich der auf die Stadt entfallenden Straßenbaukosten auf rund 210000 Mk. Geplant wird, etwa 150 Ruthen aus der Mitte des Grundstückes für den Realschulbau zu verwenden, so daß das Schulgebäude in die Mitte der Beethovenstraße mit der Front nach Osten zu stehen kommt. Zu beiden Seiten des Schulgrundstückes verbleiben dann noch 4 Bauplätze, die theils an der Beethovenstraße, theils an der Davenstedter- und Wittekindstraße belegen sind und zu angemessenen Preisen wieder veräußert werden sollen. Um eine Einengung des Schulhauses zu verhüten, ist zu beiden Seiten des Gebäudes eine breite Einfahrt vorgesehen. Die Wahl des Platzes für den Bau der ersten höheren städtischen Schule kann wegen seiner bevorzugten Lage an einer noblen und ruhigen Straße und seiner ziemlich gleichmäßigen Entfernung von allen Stadttheilen als sehr glücklich bezeichnet

werden. Mit dem Bau wird voraussichtlich schon im Herbste begonnen werden.

Festzuhalten bleibt, daß die Stadt Linden lange als Bauland für Schulbauten vorgehaltenes Gelände verkauft, um nur einige Monate später das Areal an der Beethovenstraße dafür zu erwerben, zu dessen Verkäufem u.a. auch der Angehörige des Lindener Magistrats, Senator Niemeyer, gehörte. Damit war die Entscheidung für den Standort der Realschule, der späteren Humboldtschule, gefallen. In der 1. Beilage des Hannoverischen Anzeiger vom 2.10.1900 lesen wir:

An der Städtischen Realschule in Linden, die Ostern 1899 ins Leben trat, wird im nächsten Jahr die Quarta eingerichtet werden. Aus der Zahl der Bewerber um die zur Besetzung gelangende Lehrerstelle hat der Magistrat den wissenschaftlichen Hilfslehrer Reinecke berufen, der zur Zeit am Realgymnasium in Goslar thätig ist.

Da der geplante Bau des Realschulgebäudes vor Michaelis 1902 nicht fertiggestellt werden kann, müssen die Klassen bis dahin noch im Schulgebäude an der Davenstedterstraße untergebracht bleiben, das wegen seiner Lage im Zentrum der Stadt sich für diesen Zweck besonders gut eignet. Sobald jedoch im Frühjahr die auf dem Realschulbauplatze an der Beethovenstraße noch stehenden alten Baulichkeiten abgerissen sind, soll der Neubau sofort in Angriff genommen werden. Für die Ausarbeitung des Projekts, wozu die Veranstaltung eines Wettbewerbs unter den Lindener Architekten ins Auge gefaßt ist, werden die städtischen Kollegien in nächster Sitzung um Bewilligung der erforderlichen Geldmittel angegangen werden.

Die Ausgabe des Anzeigers vom 4.10.1900 weist auf einen interessanten, die Population der neuen Realschule betreffenden Punkt hin:

[...] Bürger-Vorsteher Jasch theilte dann noch mit, daß in der Sexta der städtischen Realschule unter 48 Schülern nur 21 Lindener sich befänden. Da dies jedenfalls kein Verhältniß sei, bitte er auf einen stärkeren Besuch der Schule aus Linden hinwirken zu wollen.

Für einheimische Schüler wurde damals 92 Mk., für auswärtige 112 Mk. Schulgeld erhoben, für viele Lindener Arbeiterfamilien nicht tragbar und damit unzumutbar.

Trotz des Aufrufs des Bürgervorstehers Jasch änderte sich auch in den folgenden Jahren nicht viel an der Zusammensetzung der Schülerschaft, die am Schluß des Sommerhalbjahres 1902 mit 55,65 % einheimischen, 43,78 % auswärtigen und 0,57 % ausländischen Schülern einschließlich der 3 Vorschulklassen die Zahl 354 erreicht hatte. Ernst Oehlmann, der erste Leiter der Anstalt, führte anläßlich des am 14. Oktober 1902 stattfindenden

Einzugs in das neue Schulgebäude in der Beethovenstraße in der Festschrift zur Einweihung des Schulgebäudes für das Realprogymnasium und die Realschule der Stadt Linden dazu aus:

Der Mut, den die Städtischen Kollegien in der Gründung der Schule, in den Massnahmen für ihre Weiterentwicklung (...) und im Bau eines prächtigen Schulgebäudes (...) bewiesen haben, ist demnach durch das Zuströmen von Schülern an die junge Anstalt nicht unbelohnt geblieben. Bemerkenswert ist seit dem Jahre 1900 die in grösserem Verhältnisse wachsende Zahl auswärtiger Schüler, von denen nur ein kleiner Bruchteil aus der Stadt Hannover, die grosse Mehrzahl aus dem Calenberger Lande zwischen Deister und Leine stammt. Bildet dieses somit ein sehr günstiges Hinterland für die Entwicklung der Schule, so scheint ebenso deren besonderes Gepräge den Bedürfnissen der ländlichen Bevölkerung zu entsprechen. Es hat nicht an Äußerungen freundlicher Teilnahme aus den Kreisen der Eltern jenes Gebietes gefehlt, als deren äusseres Kennzeichen die Stiftung des dreiteiligen Buntglasfensters auf dem Treppenaufgange zum 1. Stock des neuen Schulgebäudes gelten darf.

Grund für die Akzeptanz der neuen Schule war sicherlich auch ihr inhaltliches Programm, das Oehlmann im März 1901 dem Magistrat in einer Denkschrift zugeleitet hatte und in obiger Festschrift angesprochen wird.

In dieser wurde ausgeführt, dass es zweckmässig sei, statt der doppelten Realklassen einzurichten und Eltern wie Schülern des unleugbaren Vorzuges dieser Schulgattung teilhaftig werden zu lassen, dass sie die Entscheidung über den Lebensgang 3 Jahre weiter hinausschieben können. Durch eine solche Gabelung mußte die Lindener Bürgerschaft einmal erhalten, was sie gewünscht hatte, eine 6 stufige Realschule mit der Berechtigung zum einjährigen Militärdienste, dazu aber eine 9stufige Lehranstalt, die nach dem jetzigen Stand der Dinge zu allen Berufsarten, das theologische Studium ausgenommen, berechtigt. Vorgeschlagen war eine Reform-Lehranstalt nach dem *Frankfurter System*, dessen Besonderheit in diesem Falle darin besteht, dass das Englische auf dem realen Zweige in III, auf dem anderen in II B einsetzt, während das *Altonaer* einen anderen Weg einschlägt.

Für tiefe Verhältnisse verblüffend ist immer wieder die Schnell- und Zügigkeit, mit der Gewolltes damals in die Tat umgesetzt wurde. Die Festschrift vermeldet:

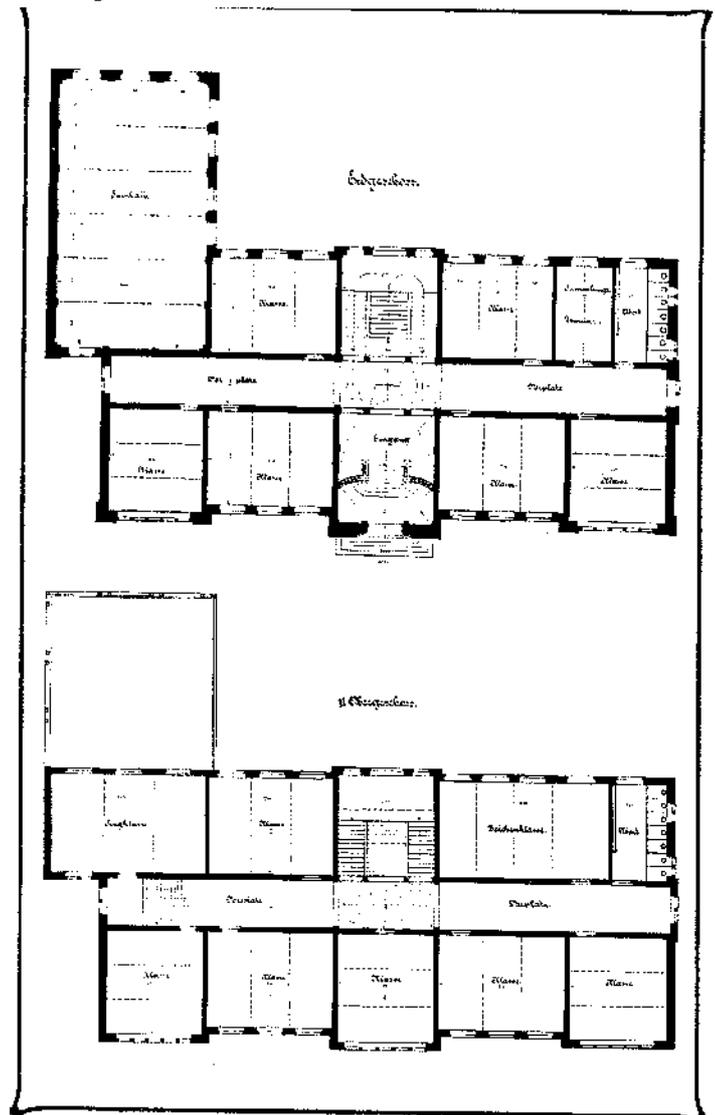
Der so gestellte Vorschlag fand in allen beteiligten Kreisen bereitwilliges Engegenkommen. Als im Mai 1901 ein Rundschreiben an die Eltern der damaligen Quartaner erlassen worden war, in dem sie aufgefordert wurden sich vorläufig darüber zu äussern, in welche Schulgattung sie ihre Kinder zu schicken beabsichtigten, ergab sich, dass für jede der beiden Terten ein ausreichendes Schülermaterial vorhanden war. In der Tat haben sich Ostern 1902 die aus der IV Versetzten genau in 2 Hälften geteilt. Am 18. Juni 1901 entschied sich die Realschul-Kommission dahin, einen solchen Ausbau der Realschule vorzuschlagen, mit der Einschränkung jedoch, dass der realgymnasiale Zweig aus Gründen der Vorsicht zunächst nur bis Untersekunda fortzuführen und die Weiterentwicklung zu einem vollen Realgymnasium der Zukunft zu überlassen, d.h. von dem Vorhandensein einer ausreichenden Schülerzahl abhängig zu machen. Am 9. Juli schlossen sich beide städtische Kollegien einstimmig den so gefassten Vorschlägen an. Am 23. Oktober 1901 nahmen der Geheime Regierungsrat, Vortragender Rat im Kultusministerium Dr. Matthias und Provinzial-Schul- und Regierungsrat Lic. Dr. Leimbach eine Revision der Anstalt vor, und am 29. November erfolgte die ministerielle Genehmigung, an die in der

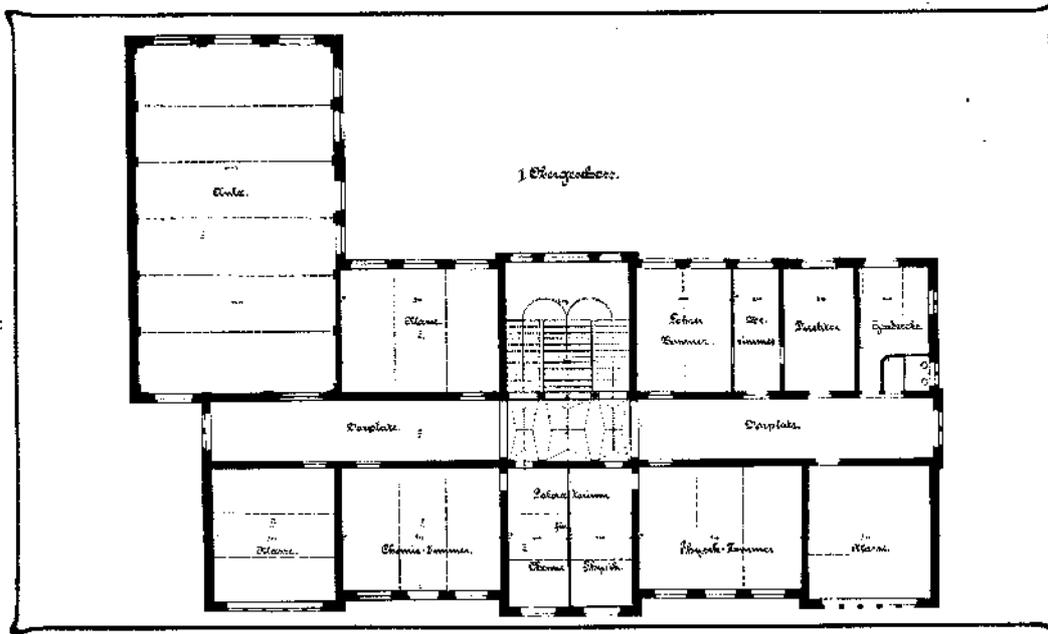
*Entwicklung begriffene Realschule **Realprogymnasial-Klassen** nach dem Frankfurter System anzugliedern.*

Als am besagten Morgen des 14. Oktober 1902 in einem festlichen Zuge Lehrer und Schüler von der Schule Davenstedter Straße 14 aus zur Beethovenstraße gingen und ihr neues Schulgebäude bezogen, für ihren ersten Leiter Oehlmann sicher ein erhebender Moment, hatte er doch alle seine eigenen Pläne verwirklichen können, faßte er dieses, quasi als Motto für diese neue Schule, als Schlußwort in seiner Festschrift zusammen:

So steht die Schule vor dem wichtigen Augenblicke des Einzuges in das Gebäude in der Beethoven-Strasse, das schon lange die erwartungsvollsten Blicke auf sich gezogen hat. Möchte der Stadt Linden stets beschieden sein, dass sie stolz sein darf auf eine Anstalt, die sie mit so unleugbarer Bereitwilligkeit zu Opfern ins Leben gerufen und für die sie den stattlichen, geschmackvollen Bau errichtet hat, der eine Zierde des jungen Gemeinwesens bildet. Die Schule, die bisher getragen worden ist von der warmen Teilnahme weiter Kreise der Bürgerschaft und des Umlandes, wird sich stets bewusst bleiben müssen, welche Opfer für sie gebracht worden sind und was von ihr erwartet wird. Wenn sie sich darüber klar ist, muss sie sich das alte Wort vor Augen halten: "Ohn Fleiss kein Preis". Möge Gottes Segen über der jungen Anstalt auch in dem neuen Gebäude walten.

Die junge Anstalt sollte Humboldtschule heißen, wie der Provinzial-Schulrat Lic. Dr. Leimbach in seiner Festansprache, in der er Bedeutung und Verdienst der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt herausstellte und würdigte, dem Auditorium verkündete. Auch dieses





wiederum ein interessanter Aspekt der Namensgebung, quasi als Überraschung und Höhepunkt der Festveranstaltung von "oben herab" verordnet und mit auf den Weg gegeben, aber durchaus passend zum Gesamtunternehmen Beethovenstraße.

Die Humboldtschule war anfänglich eine reine Jungenschule. Anfangs, im Jahre 1902, bestand die 354-köpfige Schülerschaft, konfessionell gegliedert in 324 Evangelische, 23 Katholiken, 2 Dissidenten, 5 Jüdische, aus 8 Klassen, 2 Parallelklassen pro Jahrgang. Ein Merkmal der Schule war ihr reichhaltiges Angebot an Fremdsprachen (Englisch, Französisch, dann Latein, Griechisch, später auch Spanisch und Italienisch) und der Schwerpunkt Naturwissenschaften. 1908, im Jahr der ersten Reifeprüfung, in dem die Schule auch als vollberechtigt anerkannt wurde, hatten sich die Schülerzahlen verdoppelt, in einzelnen Jahrgängen verdreifacht, was u.a. auch darauf zurückzuführen war, daß in dieser Zeit besonders viele Menschen in Linden zuzogen. Für die immer noch in der Aufbauphase befindliche Schule ergab sich zudem ein neues Problem: Es begann sich ein akuter Lehrermangel auszubreiten.

Der Ausbruch des Krieges 1914 verschärfte die Situation dramatisch. Lehrer, vor allem die jüngeren, u.a. der neue Schulleiter Dr. Haynel, der als Führer einer

Landwehrkompanie einrückte, und Schüler wurden in die Armee eingezogen. Die fehlenden Lehrer mußten durch Hilfskräfte ersetzt werden, neue Stundenpläne mit neuen Kürzungen des Unterrichts, häufiger Ausfall des Unterrichts aus verschiedenen Gründen waren die Begleitscheinungen dieser Jahre, so daß man sogar die 6 jungen Lehrerinnen der Vorschulklassen 1918 in der Humboldtschule einsetzen mußte, was sie übrigens vorbildlich lösten. Hoch war auch die Zahl der Opfer: 6 Lehrer, auch Dr. Haynel, der seinen schweren Verletzungen im Lazarett erlag, und 115 Schüler und Altschüler waren unter den Toten dieses Krieges. An sie erinnerte eine Tafel im 1. Stock an der Mittelwand des Korridors, die am 28. August 1920 dort angebracht wurde. Fortan wurde an diesem Tage jährlich dieser Gefallenen in einer Andachtsfeier gedacht.

Kontinuität bekam die Humboldtschule durch ihren 1918 eingesetzten dritten Schulleiter, Prof. Dr. Wolf, der schon seit 1906 an der Schule unterrichtete, ebenfalls eingezogen und als Kriegsversehrter vorzeitig entlassen worden war. In Auszügen aus seinem "Bericht über meine Tätigkeit an der Humboldtschule" wird er sich selbst vorstellen. Ein Abriß der weiteren Entwicklung wird von Marius Arndt, Schüler der IGS Linden, gegeben.

	Klassen- lehrer	Unterricht an R. P. O.	Theorie der R.	Quinta	Quarta	Terza	Vorschule 1	Vorschule 2	Vorschule 3	Zahl der wöchentlichen Lehrstunden
Dr. Ochtmann	III B	5 Latein Geschichte			2 Geogr.					12
Goebel	III c.	3 Deutsch 3 Französisch 2 Geschichte 2 Geogr.	6 Fächer			2 Geogr.				22
Rönberg	V	4 Französisch			5 Deutsch 6 Französisch 2 Religion 2 Schreiben 2 Turnen					22
Dr. Haynel	IV	3 Deutsch 2 Religion 1 Erbkunde	2 Religion 1 Deutsch Mischlehre 2 Geogr.			4 Religion				22
Dr. Beber	VI	3 Englisch 5 Mathematik		1 Kirchl. 2 Schreibüb. 2 Turnen 2 Gesang	4 Rechnen 2 Naturg. 2 Zeichnen 2 Singen	4 Deutsch 4 Französisch 2 Naturg.				22
Geweke										25
Hustedt		4 Mathematik 2 Naturg. 2 Zeichnen 3 Turnen	2 Schreiben 2 Naturg. 2 Zeichnen							24
Warnecke	V. 1						2 Schreiben 2 Singen		2 Religion 2 Deutsch 3 Rechnen 2 Naturg. 2 Turnen	34
Henze	V. 2		2 Chorlehren						2 Religion 3 Deutsch 2 Rechnen 2 Naturg. 2 Singen 2 Turnen	23
Prinzhorn	V. 3					3 Turnen	2 Hebräisch		2 Religion 2 Schreibüb. 4 Rechnen 2 Naturg. 1 Singen	23
Weisen, Pastor		erhältlich sämtlichen Katholiken in 3 Stunden Religionsunterricht.								2

Die Heizung der alten Humboldtschule aus heutiger Sicht

Der Haustechniker der IGS Linden zur 1902 installierten Heizung :

Diese 1902 von der Firma Körting gebaute Heizungsanlage war ein kleines Meisterwerk der Technik. Heute würde man zwar die Hände überm Kopf zusammenschlagen und von Energieverschwendung sprechen. Aber 1902 war diese Heizungsanlage eine Sensation. In anderen Schulen mußten die Heizer die Kohlen in jeden Klassenraum, in dem ein Ofen stand, hinauf- und die Asche wieder herunterschleppen, und zwar mehrere Zentner pro Tag. Die Wcs und Sport-hallen wurden dort überhaupt nicht geheizt. Hier wurde in den zwei im Kellergeschoß aufgestellten Kesseln Dampf erzeugt und den in den zu heizenden Räumen aufgestellten Heizkörpern zugeführt. Mit der Heizungsanlage war eine Ventilationsanlage verbunden, die frische Luft durch decken- und Wandkanäle den einzelnen Räumen zuführte, so daß ein Luftaustausch in den Klassen vorgenommen werden konnte. Die Frischluft wurde aufgewärmt und die verbrauchte warme Luft durch die in Wänden liegende Abluftkanäle nach dem Dachboden geführt. Dieses waren die Anfänge der heutigen Klimaanlage. Natürlich war das Heizen der Schule für den Heizer trotz der Erleichterungen immer noch eine harte Arbeit. Diese Arbeit kann man am besten mit der Arbeit der Heizer auf einer Dampflok vergleichen, denn nichts anderes stellte diese Heizung dar.

Heute werden solche Gebäude mit computergestützter Regelung und Fernwärme beheizt. Es gibt keine Abgase mehr, dafür entsteht Wärmerückgewinnung: aus der Wärme der Abluft wird kalte Frischluft aufgewärmt. Darüber hinaus existiert eine außenfühlergesteuerte Heizungsregelung, verbunden mit einer Nachtabsenkung und einer Aufheizphase. Geheizt wird zudem nur noch in der Unterrichtszeit.

Marius Arndt

Schulen in der Beethovenstraße von 1918 bis heute

Erklärtes pädagogisches Ziel der Humboldt-Schule war es, die Schüler zur Selbständigkeit zu erziehen und sie Wissen durch Ausbildung von Willen, Gemüt, Phantasie und Urteilskraft erlangen zu lassen. Der Schulalltag sah ungefähr so aus: Die Schüler mußten Stundenprotokolle anfertigen, auch samstags fand Unterricht statt. Schlechte mündliche Leistungen wurden nicht gleich als schlechte Note ins Notizbuch des Lehrers eingetragen. Allgemein betrachte, war die Notengebung an der Humboldt-Schule für die damalige Zeit ziemlich unkonventionell und erstaunlich progressiv.

Die Zensuren wurden mit den Schülern besprochen und dann erst eingetragen. Das Notizbuch des Lehrers stand den Schülern zur Einsicht zur Verfügung. Viel Wert wurde auf den freien mündlichen Vortrag gelegt. Starken Zulauf fand die Schule unter den jungen Referendaren. Jährlich wurden hier ca. 12 - 14 neue Lehrer ausgebildet. In der Schülerschaft mischten sich verschiedene Konfessionen. Evangelischen Glaubens war die Mehrheit, 30 - 40 waren katholisch und 5-10 jüdischen Glaubens. Pünktlich zu Wochenbeginn fand jeden Montagmorgen in der Aula der Schule eine Andacht statt: Es wurden Ansprachen gehalten, und Schüler und Lehrer gedachten gemeinsam der im Weltkrieg Gefallenen. Weihnachten feierte man mit Tannenbaum und Weihnachtsliedern im gesamten Treppenhaus.

Mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus 1933 wurden zusehends mehr Schüler und Lehrer, vor allem die jüdischen Glaubens, aus der Schule verdrängt, obwohl der Schulleiter versuchte, sie zum Bleiben zu ermutigen und vor Diskriminierung zu schützen. Er registrierte damals mit Entsetzen das Verschwinden von freiheitlich gesinnten Lehrern und das Verkümmern alternativer Lehransätze. Durch von oben in den einzelnen Schulfächern angeordnete Themen sollte die "Weltanschauung" der Nazis durchgesetzt werden, z. B. im Biologieunterricht die sogenannte Rassenkunde.

Der II. Weltkrieg brachte ähnliche schulinterne Probleme wie schon der I. Weltkrieg. Die Schule litt unter Lehrermangel und mußte Offiziere der Wehrmacht als Aushilfslehrer einsetzen. Zusätzlich wurden die Schüler als militärische Helfer, vor allem für Flugabwehrwaffen, eingesetzt. Es wurden spezielle Luftwaffenhelferklassen eingerichtet und sogar eine Parteidienststelle im

Schulgebäude untergebracht. Das Hintergebäude wurde für die Einquartierung von 300 Zwangsarbeitern der Hanomag von den Nazis benutzt. Im III. Stock des B-Hauses wohnte der damalige Heizer der Schule zusammen mit seiner Familie. Die unteren Klassenräume waren früher vornehmlich naturwissenschaftliche Räume gewesen, doch jetzt wohnten dort die 300 Kriegsgefangenen. Zur Bewachung dieser Gefangenen wurde eine kleine Mannschaft der Wehrmacht zur Humboldt-Schule abkommandiert. Im Juli 1943 wurden die ersten alliierten Gegenangriffe auch in Hannover spürbar. Ein Teil der Schüler der Humboldt-Schule wurde nach Osterode in den Harz evakuiert. Dort litten sie unter unzumutbaren Bedingungen: mangelnde Versorgung mit Lebensmitteln und mangelnde Hygiene. Die schwerste Bombardierung von Hannover erfolgte jedoch erst am 8. und 9. Oktober. In den Kellerräumen wurden eiligst Luftschutzbunker eingerichtet. Ständige Luftangriffswarnungen ließen Schüler und Lehrer nicht zur Ruhe kommen. Bei der Bombardierung wurde die Aula der Humboldt-Schule beschädigt. Unterricht war nur noch in zwei Räumen möglich (Physik- und Chemieraum). Der Rektor beklagte sich über den Raumverlust und verlangte von der Hanomag eine Umquartierung der Zwangsarbeiter. Die Schülerschaft wurde von der HJ aufgerufen, in den Kampf gegen die einmarschierenden Alliierten zu ziehen. Einige von ihnen gerieten in Gefangenschaft.

Nach der Niederlage mußten die Schüler in der Landwirtschaft und beim Wiederaufbau helfen. In der Humboldt-Schule wurde ein ausländisches Konsulat und eine Lebensmittelausgabestelle eingerichtet. Unterrichtsneubeginn war im Herbst 1945. Ab 1946 gab es wieder leicht steigende Schülerzahlen. Schulspeisungen fanden für die Schüler statt, um die drohende Hungersnot zu bekämpfen. Es gab 18 Klassen und neue Lehrer. Versorgungsgengpässe gab es vor allem bei Papier, Schulheften und Schulbüchern.

Im Winter 1946/47 wurden die Abschlußklassen der zerstörten Hannoveraner Gymnasien hier zusätzlich untergebracht: der Leibnizschule, der Lutherschule, der Bismarckschule, des Ratsgymnasiums, des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums, dazu noch die Knaben-Mittelschule III.

Die Sanierung des Gebäudes verlief sehr schleppend, weil es an den nötigen Materialien wie Glas und Kohlen fehlte, deswegen wurde auch kaum geheizt (vgl. die Abb. 48 und 49), und viele der zerstörten Fenster mußten lange auf eine Neuverglasung warten. Allgemein herrschten in dieser Nachkriegszeit anarchische Zustände, und die Schüler mußten zuerst an Nahrungsmittel für ihre Familie denken statt an Schule. Die Kinder der Flüchtlinge kamen zu den einheimischen hinzu. Das Schulgebäude wurde einer notdürftigen Sanierung unterzogen - trotzdem drohte die Ausbreitungen von Krankheiten wie Tuberkulose und Kinderlähmung. Viele der ehemaligen Lehrer befanden sich in Kriegsgefangenschaft oder in der Entnazifizierung oder litten unter einem schlechten Gesundheitszustand in Folge der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Die Folge: hoher Unterrichtsausfall, es konnte auch kein zufriedenstellender Ersatz bereitgestellt werden.

Die oberste Regierungsgewalt lag in der Hand der Besatzungsmacht, deren Vertreter dem Unterricht beiwohnten und teilweise die Unterrichtsinhalte bestimmten. Schulspeisungen, von den Quäkern organisiert, fanden sogar zu Ferienzeiten statt.

Das schuleigene Landheim in Ovelgönne war im Krieg von der Wintershall AG als Zwangsarbeiterlager benutzt worden und fiel 1949 wieder an die Schule zurück. Dort wohnten jetzt Familien.

In den Jahren 1949-1950 befanden sich 781 Schüler auf der Humboldtschule, doch schon 1954/55 stieg die Zahl auf 1237 Schüler, darunter auch 11 Mädchen, die anderswo keinen Platz gefunden hatten. Wegen dieser hohen Schülerzahlen litt die Humboldtschule unter einer katastrophalen Raumnot: 34 Klassen à 30-40 Schüler auf 17 Klassenräume verteilt (1953). Es gab keine Möglichkeit, die gesamte Schülerschaft zu versammeln.

1956/57 zeigte sich die Stadt Hannover zögerlich gegenüber der Restaurierung des Schulgebäudes in der Beethovenstraße mit der Begründung, daß "es keinen Spaß mache hier zu bauen, weil das Schulgebäude den Anforderungen einer neuzeitlich arbeitenden Schule nicht gewachsen und darüber hinaus ihre ganze Lage im eng bebauten Lindener Wohngebiet ungeeignet sei". Aus diesen Gründen wurde ein Neubau in Aussicht gestellt, der auch 1958 vom Stadtrat beschlossen wurde. Die 1952 wiedergegründete Schülermitverwaltung nahm im Jahre 1959 Kontakt zu Mitteldeutschland (DDR) auf. Daraufhin fanden noch in demselben Jahr Klassenfahrten nach Berlin statt. Letzte Kriegsschäden an der Aula und der Turnhalle wurden beseitigt, und ein innerer Aufbau unter dem neuen pädagogischen Motto: "Menschen zu erziehen, die, geschult am überkommenen Erbe der abendländischen Kultur, mit offenem Blick unsere Welt betrachten und in ihr zu stehen" nahm seinen Anfang. Ebenfalls 1959/60 wurde das lästige Schulgeld (Betrag: 20,-DM im Monat) abgeschafft. Am 22. Juli 1962 zog die Humboldtschule dann in das neue Schulgebäude ein.

1962 bezog dann die Werkkunstschule für drei Jahre das Schulgebäude, weil deren Hauptgebäude in der Köbelingerstraße für den Hotelneubau InterContinental abgerissen wurde. 1965 zog die Werkkunstschule in einen Neubau in Herrenhausen.

Ab 1966 war dann die Berufsbildende Schule III in dem Gebäude in der Beethovenstraße untergebracht. Der Chemietrakt wurde als Holzwerkstatt benutzt. Das Rauchen auf dem Pausenhof war damals strikt verboten, wenn man von der autoritären Schulleitung dabei

erwischt wurde, wurde dieser Vorfall sofort dem Lehrmeister im Betrieb gemeldet. 1982 zog die BBS III in das neu entstandene Schulgebäude am Goetheplatz ein.

Im Oktober 1982 kam dann die Sekundarstufe II der IGS Linden, die zuvor in der IGS Mühlenberg untergebracht gewesen war: Ergebnis eines regelrechten "Kampfes" (vgl. Abb. 67). Im November 1976 erklärte der damalige Stadtschulrat, daß die IGS Linden nur bis zum 31. Juli 1979 auf dem Mühlenberg untergebracht werden könne, für die weitere Unterbringung existierten keine Pläne. Eine Planungsgruppe schlug die Unterbringung der SEK II auf dem Gaswerksgelände Glocksee vor. Vertreter der IGS Linden forderten jedoch ein Gebäude in räumlicher Nähe zur Sekundarstufe I. Daraufhin wurden neue Vorschläge erarbeitet, darunter die Unterbringung im Berufsschulzentrum in der Gustav-Bradtke-Allee und Neubau am Botanischen Garten am Lindener Berge oder am Westschnellweg. Diese Vorschläge hätten zu viel Zeit gekostet - blieb als einzige Alternative das Schulgebäude in der Beethovenstraße. Eine Prüfung der Baupläne ergab, daß das geplante Raumprogramm mit geringen Einschränkungen umgesetzt werden könne. Die Schulgremien der IGS Linden stimmten im März 1978 dem Umzug in die Beethovenstraße zu. Am 12. April 1978 demonstrierten SchülerInnen, LehrerInnen und Eltern der IGS Linden und der IGS Mühlenberg auf dem Rathausplatz, während der entscheidenden Schulausschußsitzung, für den Umzug der IGS Linden und gegen eine Auslagerung des 5. Jahrgangs der IGS Mühlenberg. Am selben Tag beschloß der Schulausschuß den Umzug der SEK II in das Schulgebäude Beethovenstraße. Daraufhin begannen die Umzugsarbeiten im Juni des Jahres. Als größtes Problem stellte sich die Unterbringung des naturwissenschaftlichen Bereiches heraus. Es mußte auf die Aula verzichtet werden, die dem Umbau zum Opfer fiel.

Heute zeichnet sich die gymnasiale Oberstufe der IGS vor allem durch ihr vielfältiges Kursangebot und durch ihre hohe SchülerInnenzahl aus. Mit 450 SchülerInnen ist sie die größte der Stadt Hannover. Es gibt 7-8 Klassen im 11. Jahrgang, 19 Fächer sind im schulischen Angebot.

119 Grundkurse und 38 Leistungskurse stehen im Kurswahlssystem zur Auswahl bereit.

Eine Besonderheit besteht darin, daß das Fach Türkisch als Abiturprüfungsfach gewählt werden kann. Vielfältig ist auch die SchülerInnenschaft der SEK II: Rund die Hälfte kommt von der SEK I, der Rest von Realschulen, Gymnasien, Berufs- und Hauptschulen, aus dem Schulversuch Glocksee oder aus dem Berufsleben bzw. von einer abgeschlossenen Berufsausbildung (Kollegiaten). Die SEK II ist somit eine "Oberstufe für alle".

Quellen:

- Festschrift anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Humboldtschule
- Festschrift anlässlich des 60jährigen Jubiläums der Humboldtschule
- Geschichte der Humboldtschule anlässlich des 75jährigen Jubiläums
- Festschrift anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Integrierten Gesamtschule Linden
- Gesamtschule - Lernen ohne Angst, hrsg. von Winfried Baßmann, 1980
- Interviews von Zeitzeugen*
- Zeit-Takte Überlegungen zu 200 Jahren Kunst und Design in Hannover, 1991
- Standpunkt Kunst - Standort Herrenhausen, Kunstverein Hannover 1984



Professor Dr. Leo Wolf †

"Bericht über meine Tätigkeit an der Humboldtschule"

[Auszüge]

Die Humboldtschule in den ersten Jahren nach dem Kriege

Die Jahre nach dem Ende des Krieges waren noch sehr bewegt und der ruhigen Schularbeit nicht günstig. Kohlenmangel, verminderte Arbeitsfreudigkeit, die aufgeregten Staatsumwälzungen anhaftet, das Hineinreden früher nicht vorhandener Instanzen, wie Arbeiter- und Soldatenräte, brachten manche Hemmung. Diese rätelfreudige Zeit sollte dann "Schülerräte" bringen. Die Schüler sollten darüber abstimmen, ob sie solche "Schülerräte" wünschten. In einer Schülerversammlung, die ich in die Aula berief, lehnten die Schüler der Humboldtschule diese Neuerung fast einstimmig ab. Sie hatten das Vertrauen zu ihren Lehrern und zu der Schulleitung, daß deren größere Reife sie recht führen würde. Jedoch wurde ein Beirat aus der Elternschaft gebildet, der eine Reihe von Jahren bestand und hier und da einen nützlichen Rat erteilte, ohne daß jedoch allzu Wesentliches geschehen wäre. Den Jungen war es möglich, einem Lehrer ihres Vertrauens Wünsche oder Beschwerden vorzutragen, aber ich erinnere mich nicht, daß dieses je geschehen wäre. Sie wandten sich nach wie vor mit ihren Nöten an ihren Klassenlehrer oder ihren Direktor. - Allmählich trat größere Beruhigung ein, und es war nun unsere vordringliche Aufgabe, die Kriegsschäden zu heilen, das Niveau des Wissens zu heben und die Jugend wieder zu Ordnung und Arbeit zu erziehen. Das ist in langer konsequenter Anstrengung erreicht. Das Lehrerkollegium, erneuert durch die genannten jungen Kräfte, wurde allmählich ein einheitliches Ganzes. Ich habe mich nie als den Vorgesetzten der Lehrer gefühlt, sondern als den Primus inter pares, glaubte auch jedem Charakter seinen Eigenwuchs lassen zu sollen, solange das mit dem gemeinsamen Ziele höchstmöglicher geistiger und charakterlicher Entwicklung der Schüler vereinbar war.

Der Direktor ist kein Polizist, der Lehrer darf es auch nicht sein. Der Direktor ist der Freund und Berater des Lehrerkollegiums und der Schüler, der Lehrer der Freund und Berater seiner Jungen. Die notwendigen Anordnungen zur Schulzucht hat das Lehrerkollegium immer mir überlassen - es hätte durch Konferenzbeschlüsse eingreifen können -, in der richtigen Erkenntnis, daß manches aus einheitlichem Geiste geordnet und nicht nach Mehrheitsbeschlüssen bestimmt werden kann. So ergab sich eine wohlthuende Harmonie, an die ich gern zurückdenke. Diese Harmonie bestand auch im Verhältnis zu unseren Schülern. Ohne die Übertreibungen mancher neuerer Pädagogen mitzumachen, waren Lehrer und Schüler einander viel näher gerückt, als das z. B. in meiner Jugend der Fall war. (Ich erinnere mich nicht, daß einer meiner sonst wohlwollenden Lehrer außerdem dienstlich mit einem Schüler sich länger unterhalten hätte.) Die Entfernung der Katheder aus den Klassen (in manchen Schulen stieg der Lehrer 4-5 Stufen auf seinen "Thron") trug auch äußerlich dazu bei, den Lehrer den Schülern näher zu bringen, und Ausflüge, Turnspiele, die Landheimaufenthalte, Festlichkeiten, Reisen nach Weimar und an den Rhein usw. schufen innere Bindungen.

Die Schulreform von 1925

Seit dem Jahre 1901, also für die Humboldtschule so ziemlich für die ganze Dauer ihres Bestehens, waren die "Lehrpläne und Lehraufgaben" des Preußischen Kultusministeriums die fest umrissene Norm des Unterrichts. Als dann 1924 die "Denkschrift zur Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens" erschien, erregte das schmale gelbe Heft leidenschaftliche Erörterungen für und wider die angekündigte Schulreform, denen dann, als am 4. 4. 1925 die neuen "Richtlinien für die Lehrpläne

der höheren Schulen Preußens" veröffentlicht wurden, eine lebhaftere Arbeit folgte, die Richtlinien in die praktische Schularbeit zu überführen. Das große Werk des Ministerialrats Hans Richert hat auch die Humboldt-schule grundlegend umgestaltet. Das bisher als Grund-sprache von Sexta an gelehrte Französisch war schon 1924 nach neuen Stundentafeln dem Englischen gewichen und gleichzeitig das Lateinische von seiner mit 8 Wochenstunden in U III einsetzenden beherrschenden Stellung nach U II mit 4 Stunden zurückgedrängt. 1932 wurde Französisch wieder die Grundsprache und 1937 wiederum Englisch. Im Ersten Weltkriege drohten eine Weile politische Erwägungen das Spanische, im zweiten Weltkriege das Italienische in den Vordergrund zu drängen. Dazu ist es Gottlob nicht gekommen. [...]

Waren diese Sprachenänderungen mehr ein Ausfluß praktischer Erwägungen, so waren sie im Grunde für die Geistesbildung nicht von entscheidender Bedeutung. Wie befreiend aber mußte es schon wirken, wenn es in dem Einführungserlaß heißt, daß die Einheit der Erziehung auf religiös & 21& sittlichem Gebiet nicht gestört werden darf, und daß es bei der geistigen Lage unseres Volkes nicht die Aufgabe der öffentlichen Schule sein kann, eine bestimmte Weltanschauung zu übermitteln, oder wenn das deutsche Mittelalter (S. 234 der Richtlinien) richtig aus dem Germanischen, der Antike und dem Christen-tum abgeleitet wird. Wie eingeeengt und verfälscht wurde das alles im Dritten Reiche! Fest im Gedächtnis geblie-ben sind mir auch die schönen Einleitungsworte zu den Anweisungen über den Deutschunterricht:

Im deutschen Unterricht sollen die Schüler lernen, deutsch zu reden und zu schreiben, deutsch zu fühlen, zu denken und zu wollen.

Möchten solche Gedanken über jedem Unterricht für alle Zeiten stehen, und vergessen wir auch nicht das schöne Wort des ehemaligen deutschen Kaisers Wilhelm II.:

Wir wollen keine jungen Griechen und Römer erziehen, sondern junge Deutsche.

Man kann nicht Europäer sein, ohne doch fest im Vater-lande zu wurzeln. [...]

Konfessionen

In den jüdischen Religionsunterricht habe ich keinen Einblick gewonnen. Herrschte zunächst konfessioneller Frieden, so brachte im Dritten Reich zunehmender Antisemitismus mir schwere Sorge. Solange es irgend möglich war, habe ich die jüdischen Schüler auf der Schule gehalten und sie vor jeder kränkenden Anfein-dung mit Strenge geschützt. Noch Ostern 1933 hielt ein jüdischer Abiturient die Rede bei der Entlassungsfeier. Später, als den jüdischen Schülern die höheren Schulen verschlossen wurden, konnte ich nur noch durch meine menschliche Anteilnahme und mehrfach durch Ausstel-lung von Zeugnissen helfen. Ich habe versucht, den Lebensweg dieser hartgeprüften jungen Menschen zu verfolgen und habe mit einigen bis 1939 und dann nach 1945, als es wieder möglich war, im Briefwechsel gestan-den. Zu meiner Freude haben einige durch Studium im Ausland oder ohne das sich durchgesetzt, andere sind trotz Erkundigung bei der jüdischen Gemeindeverwal-tung in Hannover meinem Gesichtskreis entzogen geblieben.

[...]

Abiturientenentlassung.

Fast 30 Jahre lang war mir der Tag der Entlassung der Abiturienten in der Osterzeit wohl der ernsteste und nachdenklichste. Da saßen dann die etwa 20 jungen Menschen vor mir, die von Kindern vor unseren Augen in 9 Jahren zu Jünglingen herangewachsen waren, und wollten hinaus ins Leben gehen zu wer weiß welchen Schicksalen. Das alte Komitatlied erklang: "Nun zu guter Letzt, geben wir Dir jetzt auf die Wanderung das Geleite" und ich sprach zu ihnen von dem, was mir im Leben wertvoll geworden war. Immer aber war mein letztes Wort 30 Jahre lang der 5. Vers des 137. Psalms¹, den Wilhelm Raabe in seiner 'Chronik der Sperlingsgasse' so ergreifend auf unser Deutschland abgewandelt hat:

Vergesse ich Dein, Deutschland, großes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen.

Und dich weiß, daß meine Worte nicht vergebens waren. So mancher Brief nach langen Jahren legt davon Zeugnis ab. Stände ich heute noch vor den jungen Menschen, die von der Schule in ein noch härteres Leben hinausgehen, ich müßte wiederum die Worte des Psalms abwandeln:

Vergesse ich Dein, Deutschland, armes, gequältes Vaterland, so werde meiner Rechten vergessen.

Ich habe das feste Vertrauen zu der neuen Jugend, daß nur bei den Haltlosen und Schwachen das freche, schänd-liche Vagantenlied:

Ubi bene, ibi patria

Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland

Boden gewinnt. Eltern lieben ihre hilflosen Kinder am meisten. Dürften sich wohl Deutsche von ihrem zu Boden geschlagenen Vaterlande abwenden? Das letzte Mal, daß ich junge Menschen nach bestandener Prüfung entließ, ist mir in besonders schmerzlicher Erinnerung. Es war am 6. März 1943. 8 Jünglinge, die noch nicht zum Heeresdienst einberufen waren, saßen vor mir. Die Stimmung war noch ernster als sonst in den verhängnis-vollen Kriegsjahren. Lag doch die Katastrophe von Stalingrad noch lastend auf uns allen. Vor wenigen Wochen hatte ich in einer unvergeßlichen Gedächtnis-stunde den Schülern begreiflich zu machen versucht, was da hereingebrochen war. Mir war es klar, daß der Anfang vom Ende gekommen war, aber ich mußte versuchen, die Stimmung zu heben, den Mut anzufachen und tat das auch. Aber die Jugend hat ein feines Gefühl für die Wahrheit, und lautlos verließen meine 500 Jungen die Aula. Nun mußte ich die letzten acht Abiturienten in einen, wie mir voll bewußt war, hoffnungslosen Krieg entlassen. Aber die Jünglinge waren voller begeisterter Vaterlandsliebe, und so wurde es mir leichter, die rechten Worte zu finden. [...]

Die Humboldtschule 1933-1943 und der zweite Weltkrieg

Der Nationalsozialismus brachte den Schulen manche Schwierigkeiten. Vor 1933 war den Schülern durch Ministerialerlaß die Parteizugehörigkeit streng untersagt. Im ganzen war auch das Interesse gering. Jedoch baten eines Tages zwei Primaner um Urlaub zur Teilnahme an einem der ersten Nürnberger Parteitage, den ich natürlich versagte. Aber die Verlockung war zu groß. Sie nahmen sich den Urlaub zu der Autoreise nach Nürnberg selbst, und es blieb nichts übrig, als sie nach ihrer Rückkehr in anderen Schulen unterzubringen. Sie haben es mir nicht übel genommen und sind mir

¹ Der Psalm leutet: Wenn ich dich je vergesse, Jerusalem, dann soll mir die rechte Hand verdorren.

freundlich gesinnt geblieben. Parteieidenschaft sollte niemals den Blick für das menschlich Verbindende trüben. Darum habe ich diesen Vorfall erzählt. Die aufregenden Zeiten vor und nach 1933 haben dann auch das gute Einvernehmen des Lehrerkollegiums und das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern kaum getrübt. Es war wohl peinlich, daß beim Singen des Deutschland-Liedes ein Teil der Lehrer und Schüler den rechten Arm erhob, die anderen nicht. Aber sehr bald war das ja alles eine unwesentliche Form geworden. Wichtiger war, daß allmählich die Hitler-Jugend zu einer Zwangsorganisation der Schüler vom 10. Lebensjahre an wurde. Trommeln und Pfeifen und Uniform hat natürlich für jugendliche Gemüter, vor allem für die der jüngsten Jahrgänge, etwas Bestechendes. Bei den älteren Schülern habe ich sehr bald ein Abflauen des Interesses bemerkt, abgesehen von solchen, die einen Führerposten bekleideten, was, der Eitelkeit schmeichelnd, immer anspornend wirkt. Die HJ wußte die Jugend nicht dauernd zu fesseln, die geistige und körperliche Inanspruchnahme wurde doch bald als zu primitiv empfunden. Erfreulich war es für mich, daß der Geist der Schule eigentlich unverändert blieb. Die Schüler waren nach wie vor leicht zu lenken, obwohl von der Führung der HJ, zumal anfangs, alles getan wurde, um die Lehrer als rückständig und verkalkt hinzustellen. Meine ablehnende Einstellung zum Nationalsozialismus war den Jungen wohl bewußt, aber auch der Begeistertste und Fanatischste hat mir und der Schule nie Schwierigkeiten bereitet. Das blieb den Behörden vorbehalten: Zunächst zwar trat eine Weile noch keine Linderung ein, d. h. die Richtlinien von 1925 blieben in Kraft, deren Durchführung allerdings durch die vielfachen wirtschaftlichen Schwierigkeiten erschwert wurde, dann aber wurden die drei Schultypen Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule uniformiert zu der 'Oberschule für Jungen' (wenige Gymnasien, neun in der Provinz Hannover, blieben bestehen, aber auch in ihnen wurden die alten Sprachen stark beschnitten). So wurde auch die Humboldtschule eine Oberschule. Im ganzen war die nationalsozialistische Reform, die in der Schrift 'Erziehung und Unterricht' niedergelegt war, ein Rückschritt gegenüber den Richtlinien *Richerts* von 1925. Wenn es in jener Schrift heißt: „Nicht geistige Bildung kann einem Volke das Fundament zu einer neuen Volksgemeinschaft schenken, sondern nur die politische Tat, die eine große Persönlichkeit dem Schicksal abtrotzt“, so war das eine Bankrotterklärung des Geistes. Indessen programmatische Erklärungen verändern nicht so schnell das Wesen der höheren Schule, weil ja die Lehrer dieselben blieben. Auch die Lehrbücher blieben ja zunächst, wenn auch allmählich z. B. die Lesebücher, so auch das von mir in Gemeinschaft mit anderen herausgegebene 'Nordwestdeutsche Lesebuch' durch nationalsozialistischgefärbte ersetzt wurden. Für die Humboldtschule wurde Englisch wieder die Grundsprache, Biologie und Leibesübungen traten in den Vordergrund. Die Turnstunden wurden auf fünf in der Woche erhöht, konnten aber nicht restlos erteilt werden, da dazu eine zweite Turnhalle nötig gewesen wäre. Die wertvollen freien Arbeitsgemeinschaften in allen Fächern wurden aufgehoben, dafür trat die Gabelung in einen sprachlichen und einen mathematisch-naturkundlichen Zweig der Oberstufe ein, kein

vollgültiger Ersatz für die Arbeitsgemeinschaften. Bei der Reifeprüfung gab ein Wahlfach dem Schüler Gelegenheit zur Vertiefung. Zwar blieb noch der Religionsunterricht, aber er wurde allmählich abgedrosselt. Der Störungen des Unterrichts waren sehr viele. Der Staatsjugendtag, an dem dann die HJ auch nicht so recht wußte, was sie unternehmen sollte, entzog den Sonnabend ganz dem Unterricht. Die sogenannte gleitende Schulwoche² sollte darüber hinwegtäuschen, aber ehe sie wirksam wurde, glitt sie selbst in die verdiente Vergessenheit. Feste, Gaukino, Parteiveranstaltungen störten immer wieder die ruhige Arbeit. Am verhängnisvollsten aber war es, daß die höhere Schule auf acht Jahre verkürzt wurde. Gerade dieses Jahr der Oberprima war nicht zu entbehren, weil nun Wichtigstes und Bestes verfrüht an die Schüler herangebracht werden mußte. Nun fielen auch die alten lateinischen Klassenbezeichnungen Sexta bis Prima, und die Primaner, deren traditionell rote Mütze schon länger dem Gauleiter unerwünscht war, hießen nun "Achtkläßler". Ich will nicht lange bei dieser unerquicklichen Zeit verweilen. Die Verflachung war spürbar, zumal die Freiheit, die die Richtlinien von 1925 dem Lehrer gegeben hatten, stark beschränkt wurde zugunsten der sattsam bekannten nationalsozialistischen Schlagworte.³ [...]

Schlußwort

[...] Aber hat die deutsche höhere Schule im armen gequälten Vaterlande überhaupt noch eine Zukunft? Aus der Tradition des deutschen Geistes heraus hatte ihr einst *Richert* das Ziel ihrer Arbeit und damit ihr Wesen bestimmt. Da gilt es wieder anzuknüpfen, nachdem der Wahn der Hitler-Zeit, der Glaube, daß nur die politische Tat die Volksgemeinschaft schaffen könne, verfliegen ist. Das Haus, in dem wir frei und sicher wohnten, droht zu zerfallen. Um so mehr soll der Geist erhalten bleiben, der sich einst diese Wohnstätte schuf. Der Lehrer höherer Schulen hat daher eine entsagungsvolle, schwere Arbeit zu leisten, eine Arbeit, die schwerer ist, als sie vergangenen Generationen auferlegt war. Kann er seine Erziehungsaufgabe nicht mehr vom Boden eines fest gegründeten Vaterlandes aus leisten, so muß er sie aus dem Glauben und der Idee eines im Geiste geschauten Deutschlands zu erfüllen suchen, damit zugleich Deutschland und seiner Jugend dienend wie dem alten Völkerhause Europa. Nur so kann er selber für sein Tun innere Freudigkeit gewinnen und sie auf seine Schüler überragen. Dann hat der alte lateinische Schulspruch, den ich immer zu verwirklichen gestrebt und der mir unterstellten Schule aufzuprägen versucht habe seine dauernde Gültigkeit:

Laeti discipuli, laetiores magistri, laetissimus rector!

Frohe Schüler, frohere Lehrer, der froheste der Direktor.

Dabei bedeutet Frohsein nicht Lachen und Scherzen, auch das muß sein, sondern die innerliche, in sich ruhende Ausgeglichenheit und Heiterkeit der Seele, in der allein die Studien gedeihen zum Besten unseres armen, gequälten und deshalb um so heißer geliebten Vaterlandes.

Salve festa dies!

² In der ersten Woche sollte der Montag den ausfallenden Sonnabend ersetzen. Die zweite Woche begann dann Dienstag, die 3. Mittwoch usw. Diesen Unsinn verhinderte der energische Widerspruch der Wirtschaft.

³ Mitten im Kriege wurde es plötzlich verboten, Schillers "Wilhelm Tell" in der Schule zu behandeln, auch verschwand das Drama von den Bühnen. Warum das geschah, habe ich nie verstanden.

Aus den Memoiren eines jüdischen Humboldtschülers

Barsinghausen war ein kleiner Ort in Norddeutschland mit 6000 Seelen, als ich dort am 16. Oktober 1911 das Licht der Welt erblickte.

1917 kam ich in die Schule. Das erste Jahr ging ich in eine Privatschule. Dort traf ich Gerhard, meinen engsten Freund, der eine wichtige Rolle in meiner Jugend spielte und später auf so tragische endete.

1918 kam ich in die neu eingerichtete jüdische Grundschule. Es war das typische Schulhaus aus roten Ziegeln mit nur einem einzigen Klassenzimmer.

In Deutschland war es unüblich, Staat und Religion zu trennen. So hatte jede religiöse Gruppe Kinder in ihrer eigenen, staatlich subventionierten Schule zu unterrichten. Eine kleine aber erfolgreiche jüdische Gemeinde von ungefähr 80 Seelen war vollständig in der Gemeinde von Barsinghausen integriert.

In dem Einzimmer-Schulhaus wurden die wenigen jüdischen Kinder unterrichtet. Unser Lehrer und gleichzeitig Rabbiner Aaron Cohen hatte zehn Schulkinder zu unterrichten und war gleichzeitig damit beauftragt, geistlicher Führer der kleinen jüdischen Gemeinde zu sein. Herr Cohen hatte die undankbare Aufgabe, Schüler aus drei verschiedenen Stufen gleichzeitig und in nur einem Klassenzimmer zu unterrichten.

Trotz der räumlichen Begrenzung lernte ich dank meines wundervollen Lehrers Herrn Cohen eine ganze Menge. Er war eine hoch angesehene, gebildete Persönlichkeit, die von allen Einwohnern der Stadt, Juden und Nichtjuden, respektiert wurde.

So konnte ich ohne Schwierigkeiten im Altern von neun Jahren die Zulassungsprüfung für das Gymnasium in Hannover bestehen.

Mein Großvater war mir immer besonders zugeneigt. Da ich der älteste Enkelsohn war, wurde von mir erwartet, daß ich samstags den Gottesdienst in der Synagoge besuchte und natürlich auch die traditionellen Gebete auf hebräisch rezitierte. Da ich ein gehorsames Kind war, plante mein Großvater eine Karriere als Rabbi für mich. All seine Träume zerbrachen mit meinem Eintritt in das Gymnasium in Hannover. An den deutschen Schulen praktizierte man die Sechstageswoche. Das bedeutete, daß ich auch am Sonnabend die Schule besuchte und damit das heiligste Gebot, das Feiern des Sabbat, brach.

Onkel Siegfried, der beinahe sein Leben im Ersten Weltkrieg durch Schrapnellverletzungen verlor, stand mir fast so nahe wie mein Vater. Als er, mit einem Eisernen Kreuz dekoriert aus dem Ersten Weltkrieg zurückkehrte, lebte er bei uns, wenn er nicht gerade im Krankenhaus war, was regelmäßig vorkam. Seine Verletzungen am Brustkorb eiterten viele Jahre und es war Mutters Aufgabe, täglich die eitrigen Verbände zu wechseln. Ich kannte Siegfried meist nur als einen kranken Mann, der mit Geduld seine Leiden durch die Kriegsverletzung ertrug. Da Vater oft auf Geschäftsreisen war, wurde Siegfried so etwas wie ein Ersatzvater für mich. Vater und der jüngste Bruder Hermann waren damit beschäftigt, auf Reisen zu sein, und Siegfried kümmerte sich um die Buchhaltung und die Verkäufe in dem großen Geschäft zu Hause. Im Gegensatz zu Adolf und Hermann, die aus sich herausgingen und recht laut waren, war Siegfried ruhig und konservativ. Er war auch der einzige Gläubige seiner Generation. Er befolgte die Regeln des Alten Testaments mit Hingabe.

Seine religiöse Hingabe war schließlich der Grund seines tragischen Endes in einem Konzentrationslager. Als im

September 1939, kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, alles vorbereitet war für die Abreise aus Deutschland, weigerte er sich an Bord eines Schiffes zu gehen, weil gerade jüdische Feiertage waren. Zwei Wochen später war es zu spät. Der Krieg war ausgebrochen. Er und seine siebenköpfige Familie starben in Konzentrationslagern. Wo war der Gott, zu dem er sein ganzes Leben lang gebetet hatte, als er ihn am meisten brauchte.

Im großen und ganzen war unser Familienleben heiter in diesen Nachkriegsjahren, unbelastet von den politischen Problemen der Weimarer Republik.

Meine Eltern waren völlig in die Gesellschaft der Stadt integriert. Der soziale Status in einer deutschen Kleinstadt wurde vom Bildungsstand und von der finanziellen Position bestimmt. Die obere Klasse bestand nur aus Adligen und Akademikern. Meine Eltern gehörten zu der Schicht der erfolgreichen Kaufleute. Sie pflegten intensive Kontakte mit Juden und Nichtjuden gleichermaßen. Da es keine jüdischen Kinder meines Alters gab, beschränkten sich meine Kontakte auf die Jungen meiner Gemeinde. Meine Freundschaft mit Fritz in dem alten Bauernhaus und die tragische Haßliebe zwischen Gerhard, dem blonden "arischen" Nachbarjungen und mir, werden noch mal in zwei weiteren Kapiteln dieses Buches aufgegriffen.

Ich liebte meinen Geburtsort und hielt ihn für den schönsten Platz auf Erden. Das Stadtbild wurde von einer Kirche, aus lokalem Sandstein gebaut, beherrscht. Sie stammt aus dem 11. Jahrhundert und war in einem angelsächsischen Stil gebaut, den man auch in England auf dem Lande findet. In meinem letzten Schuljahr auf dem Gymnasium schrieb ich einen langen Aufsatz über die Geschichte dieser Kirche.

Nach Ende des großen Krieges 1918 wurde bald ersichtlich, daß die neue deutsche Demokratie auf wackligen Füßen stand. Sie wurde lediglich durch die Arbeiterklasse unterstützt. Der Kaiser lebte im holländischen Exil. (Vater, der ein hingebungsvoller Monarchist war, besuchte ihn 1920.) Die Monokel tragenden Adeligen, die Deutschland viele Jahre lang auf arrogante Weise regierten war nun ohne Macht und intrigierte gegen die verachtete Republik.

In diesen hektischen Tagen hatte ich begonnen, die unteren Sprossen der Leiter eines deutschen Gymnasiums zu erklimmen. Dieser neunjährige Hindernislauf durch die Humboldtschule nahm mich während meiner Jugend mit Haut und Haaren in Anspruch. Mein Schultag begann mit dem Aufstehen um halb sechs in der Frühe. Ich raste dann zum Bahnhof, um den sechs Uhr zwanzig Zug zu erwischen und mußte eine Stunde auf harten Bänken sitzen, bis wir Hannover erreichten. Vom Hauptbahnhof ging es dann im Eilschritt durch den am meisten industrialisierten Teil der Stadt, um Punkt acht Uhr das ehrwürdige Schulgebäude zu erreichen. Wenn ich den Zug verpaßt hatte, mußte ich zweiundzwanzig Kilometer mit dem Fahrrad im Höchsttempo fahren, um rechtzeitig in der Schule zu sein.

Was konnte ein deutscher Junge in dieser Zeit schon von Amerika wissen?

Wahrscheinlich hatte ich von einem großen Kontinent gelesen, der von rothäutigen Indianern bewohnt war, die sich gegenseitig mit ihren Tomahawks skalpierten. In den Jahren des Krieges wurden wir Kinder mit häßlicher Propaganda bombardiert, die Bilder von grausamen

amerikanischen Soldaten zweigte, die in Cowboykleidung deutsche Kinder umbrachten. Aber im Jahre 1920, meinem ersten Jahr im Gymnasium, wurden wir Kinder aufgefordert, uns für eine ärztliche Untersuchung vorzubereiten. Da in Deutschland noch viele Menschen hungerten, bestanden viele Kinder die Untersuchung nicht. Ihnen wurde eine tägliche Ration Milch verordnet und sie wurden für einen Monat zur Erholung an die See geschickt. Und von wem? Von den amerikanischen Quäkern. Ich wußte damals nicht, wer die Quäker waren, aber den Gedanken, daß einstige Feinde ihren besiegten Opfern zu Hilfe kommen, entzog sich völlig dem europäischen Verständnis. Rache und Wiedergutmachung war bisher nach allen europäischen Kriegen von den Siegern ausgeübt und gefordert worden. Dieses Kindheitserlebnis bezüglich Amerika und seiner Großzügigkeit gegenüber einer besiegten Nation, hinterließ bis zum heutigen Tag größten Eindruck auf mich. Wahrscheinlich ist diese Erfahrung mit dafür verantwortlich, daß in mir schließlich der Wunsch reifte, in dieses gute und wohlthätige Land auszuwandern.

Aber schon viel zu früh nach der Niederlage von 1918, entstand der deutsche Chauvinismus wieder auf. Er wurde sozusagen Teil des Lehrplanes unserer Lehrer. Die meisten unserer Lehrer dienten als Offiziere in der deutschen Armee. Sie alle waren der Gehirnwäsche mit dem "Untertan Geist", der bedingungslosen Unterwürfigkeit gegenüber dem Kaiser, unterzogen worden. Auch wenn sie der neuen Republik ihre Loyalität geschworen hatten, so träumten sie doch von der Wiederauferstehung der glorreichen Monarchie. Diese kritiklose Unterwürfigkeit ist schon seit Jahrhunderten ein typisch deutscher Charakterzug. Seit Deutschland mit dem Sieg über römische Legionen durch Hermann, den Cherusker, im Jahre 4 n. Chr. in die Geschichte einging, hatte es noch nie eine Tradition für Demokratie gegeben. Diese "Schlacht im Teutoburger Wald" hat nicht weit von Barsinghausen stattgefunden. Als Kinder streiften wir durch die Tannenwälder und suchten nach Relikten dieses stolzen Sieges der teutonischen Barbaren über die römischen Zenturionen.

Uns Schülern wurde gelehrt, daß Demokratie ein verwerfliches Wort sei. Unsere Lehrer glorifizierten den Militarismus. Der äußerst ordinäre Lieblingsbefehl eines meiner Lehrer lautete: "Kneif die Arschbacken zusammen!". Ich erinnere mich auch an den Titel eines Aufsatzes, den wir in der Abiturprüfung bearbeiten mußten: "Krieg, eine gesunde Reinigung für die Nation." Ist das das geeignete Thema für junge Menschen zwölf Jahre nach den Agonien der bittersten Niederlage in der deutschen Geschichte? Wie hätte in einem solchen Klima ein gesundes Verständnis der Demokratie reifen können?

Das schlimmste Erlebnis für einen jüdischen Jungen ist die Begegnung mit dem Bösen, genannt "Antisemitismus". Zu erfahren, daß man anders ist, nicht akzeptiert und abgelehnt wird von seinen früheren Freunden, ist ein harter Schlag. Ich hatte in Deutschland und in meiner kleinen Stadt in dem sicheren Hafen der Naivität gelebt. Ich war der einzige Jude in meiner Altersklasse aber ich war voll und ganz integriert. Hin und wieder waren Schmährufe wie "Christenmörder" zu hören. Sie zu überhören oder sie zu bekämpfen fiel sehr schwer.

Auch in Hannover, am Gymnasium, war ich der einzige Jude in meiner Klasse während der ganzen neun Jahre. Ich wollte meine eigenen Rekorde aufstellen und nicht anderer halten. Ich wollte als das Angesehene werden, was ich war: ein Junge vom Lande, aus einer Familie mit

gutem Ruf und einer stolzen patriotischen Vergangenheit. Ich kann die meisten meiner Mitschüler für die Akzeptanz, die Toleranz und die Freundschaft, die sie mir entgegengebracht haben, nur loben. Viele dieser Freundschaften überstanden die schrecklichen Zeiten von Hitlers Macht und bestehen noch heute.

In den Anfangsjahren am Gymnasium wurde ich kaum mit häßlichen, antisemitischen Angriffen konfrontiert und vor allem kaum seitens meiner Mitschüler. Gegen Ende meiner Schulzeit jedoch, zeigte die unaufhörliche antisemitische Propaganda der Nazipresse ihre Wirkung auf jedermann. Wie sonst ist es zu erklären, daß täglich auf jeder Nazizeitung in dicken Lettern die Überschrift prangte: "Die Juden sind schuld an unserer schlimmen Lage."

Ich bin auf dem Schulweg auch oft am Zuhause eines angenehmeren Herrn [Lehmann hat zuvor vom Massenmörder Haarmann erzählt] vorbeigekommen, und zwar bei Feldmarschall Paul von Hindenburg.

Im Jahre 1928 feierte ganz Deutschland den achtzigsten Geburtstag dieses überall populären Helden aus dem Ersten Weltkrieg. Das spektakulärste geplante Ereignis war dabei die Versammlung von 90 000 Gymnasiasten, die aus ganz Deutschland zusammengetrommelt wurden. Dies sollte im Potsdamer Stadion stattfinden, dem späteren Veranstaltungsort der Olympischen Spiele von 1936. Vier Schüler wurden ausgewählt, um die Humboldt-Schule bei der Zeremonie zu vertreten, und ich war einer davon. Diese Auswahl zeigt, daß 1928 das Gift der religiösen und rassistischen Diffamierung noch keine richtige Wirkung zeigte, zumindest nicht an meiner Schule.

Obwohl ich während der neun Jahre am Gymnasium in Hannover immer meine religiöse Zugehörigkeit mit Stolz bekundete, wurde ich deswegen nur sehr selten diskriminiert. Der Religionsunterricht gehörte zum erzieherischen Curriculum/Lehrplan. In unserer Klasse gab es nur noch einen weiteren Schüler, der einer religiösen Minderheit angehörte. Es war ein katholischer Junge namens Heinz. Alle anderen Schüler waren Lutheraner.

Heinz (Kurzform für Heinrich) und Hans (Kurzform für Johannes), die zwei "Ungläubigen" waren freigestellt von den zwei Wochenstunden, an denen protestantischer Bibelunterricht gegeben wurde. Während dieser Stunden liefen wir gewöhnlich durch die Straßen Hannovers, vorausgesetzt, daß es nicht regnete. Weil es aber oft in Hannover regnete, habe ich auch einen kleinen Teil der Lehren des Neuen Testaments kennengelernt. Dahingegen entstand durch die zwei Stunden der Gemeinsamkeit bei sonnigem Wetter eine lebenslange Freundschaft zwischen Heinz und Hans.

Da ich oft damit prahlte, daß der Kantor der Hauptsynagoge in Hannover, eine phantastische Stimme hätte, fragten mich Heinz und einige andere Klassenkameraden, alles musikalische Laien, einmal: "Warum nimmst du uns nicht einmal zu einer Sabbath-Messe in der Hannoveraner Synagoge mit?". Ich willigte schließlich ein, obwohl ich nicht wußte, wie sie auf die strenge jüdische Litanei reagieren würden. Nach der Messe waren sich alle darüber einig, daß tatsächlich kein Tenor an der Hannoverschen Oper eine so grandiose Stimme wie der Kantor Alter hatte.

Im Jahre 1936, sechs Jahre nach dem Abitur an der Humboldt-Schule, als ich gerade dabei war, nach Amerika abzureisen, organisierte Heinz eine Abschiedsfeier für mich, während der dunklen Tages des Hitlerregimes. Dieser etwas heimliche Abschied wurde von einigen meiner ehemaligen Klassenkameraden besucht. Nach Verhängung der Nürnberger Gesetze, war der gesellschaftliche Umgang mit Juden verboten. Ihre

Anwesenheit bei der Feier, um neun Jahre einer tollen Freundschaft und Kameradschaft am Gymnasium zu feiern, bedeutete also ein erhebliches persönliches Risiko für sie, das sie bewußt eingingen.

Nach dem zweiten Weltkrieg konnte ich mich dann sogar bei einigen meiner Klassenkameraden für die Unerfrorenheit im Jahre 1936 revanchieren. Als amerikanischer Offizier half ich mit, den Makel ihrer erzwungenen Nazi - Parteizugehörigkeit für ihre zukünftige berufliche Karriere zu beseitigen. Ich werde den Grund dafür später rechtfertigen.

Inzwischen, während meiner letzten beiden Jahre auf dem Gymnasium (1929 bis 1930), waren Hitler und die Nazi-Partei zu einer wachsenden Bedrohung für die Weimarer Republik geworden. In diesen Jahren haben die meisten Deutschen die Nazibanden immer noch als Straßenkämpfer angesehen, die in blutige politische Schlachten verwickelt waren. Ich kann mich nicht erinnern, ob irgend jemand meiner Klassenkameraden vom Abiturjahrgang 1930 sich der Hitlerjugend oder den Sturmtruppen angeschlossen hatte. Natürlich änderte sich das schon kurz danach. Ich konnte diesen Meinungs-umschwung leicht erkennen an den vielen Diskussionen mit meinen Mitschülern wenn es um das von Hitler geschaffene nationale Bewußtsein ging. Es gab keinen Zweifel daran, daß der patriotische Appell der Nazis auf breite Zustimmung bei jungen Studenten stieß. Viele meiner Klassenkameraden hatten in den Nachkriegsjahren unter Hunger gelitten, während sie gleichzeitig die bitteren Folgen der Niederlage ertragen mußten. Lebensmittelknappheit, Streiks, schlechte Unterkünfte. All diese Resultate der Inflation und der anhaltenden politischen Unruhen hatten Narben in ihrem Gedächtnis hinterlassen. Am Horizont türmte sich eine weltweite Niedergeschlagenheit auf und die Arbeitslosigkeit war das größte Problem in dieser Zeit.

Meine Mitschüler sagten mir: "Wir sehnen uns nach einem Retter. Hitler verspricht uns Arbeit. Er wird unsere nationale Ehre wiederherstellen." Während unserer politischen Diskussionen sagte ich einmal in weiser Voraussicht: " Wenn Hitler jemals an die Macht kommen sollte, kann ich Euch nach den ersten euphorischen Jahren versprechen, daß ein neuer Weltkrieg ausbrechen wird. Furchtbare Leiden werden auf das Deutsche Volk zukommen." Das glaubte mir niemand und ich konnte nicht viele dieser Dispute für mich entscheiden. Wie dem auch sei, in diesen Tagen hatte ich persönlich nichts zu leiden. Ich wurde nicht geschmäht und nicht geschlagen.

Fritz, mein Spielkamerad aus der Kindheit bleibt immer noch ein treuer Freund. Er war als Soldat bei den Nazis und somit bei allen Aktionen unter Hitler dabei. Er schrieb mir einen Brief im Oktober des Jahres 1988, mit dem folgenden Inhalt: "Bald haben wir den 50. Jahrestag der "Kristallnacht". Eine Zeit der Verzweiflung für die Juden, auf die unmenschliche Taten der Grausamkeit durch die Deutschen verübt wurden. Ich bin mir der gemeinsamen Schuld bewußt, die ich auf mich geladen habe. Eine Schuld, die niemals vergessen werden darf, solange es Menschen auf dieser Erde gibt. Ich bin froh darüber, daß sich junge Leute für diese Sache zunehmend interessieren. Sie verlangen von den Älteren Antworten auf die Frage, wie es dazu kommen konnte, daß solche grausamen Verbrechen im Namen des Deutschen Volkes begangen werden konnten."

Bei einem Besuch im Jahre 1975 in B. teilte ich Fritz mit, daß ich niemals nach B. zurückkommen würde: "Die Erinnerung an Onkel Siegfrieds langes Leiden als Christ für sein Vaterland und der Geist seiner drei unschuldigen Kinder und deren Leben voller Qualen und ihr Tod in den Gaskammern der Konzentrationslager würden mich nicht eine Nacht in B. ohne Alpträume verbringen lassen." Voller Mitleid fragte mich Fritz: "Was kann ich tun, damit du in Deine Heimatstadt zurückkehrst, wo wir einst als Kinder friedlich miteinander gespielt haben?"

Ich antwortete: "Nur ein deutliches Zeichen der Reue meiner Geburtsstadt würde mich überzeugen, jemals wieder dort hin zu kommen. Es muß eine sichtbares Zeichen der Sühne geben. Vielleicht ein Gedenkstein als Ersatz für einen Grabstein oder eine Gedenkstätte, die Siegfried niemals bekommen hat. Seine Gebeine wurden wahrscheinlich in ein Massengrab geschleudert oder wurden auf einen Güterzug gestapelt, wie ich es bei einem Zwangsarbeiter-Lager in Nordhausen gesehen habe."

Fünf Jahre später überzeugte Fritz den Stadtrat von B., die Straße vor Siegfrieds altem Haus und gegenüber von meinem Geburtshaus umzubenennen in "Siegfried-Lehmann-Straße." So haben sich im Jahre 1980 zweiundzwanzig Mitglieder der Familie Lehmann, die nun über den ganzen Globus verstreut sind, in B. zusammengefunden, um der feierlichen Enthüllung des Straßenschildes beizuwohnen. Dies ist hoffentlich ein immerwährendes Symbol der Sühne.

Unsere Familie schrieb dann einen jährlichen Preis aus, der an eine oder mehrere Personen aus Barsinghausen verliehen wurde, die sich verdient gemacht hatten um die Förderung der Brüderlichkeit unter den Menschen und der Erhaltung des Friedens.

Was uns immer noch trennt, ist unser Hang zu archaischen Verhaltensweisen aus der Vergangenheit, wie der Drang zu hegemonischer Vorherrschaft, der Rassismus und die Habgier. Selbst die Religion ist eine eher trennende Kraft, wie man in der ganzen Geschichte beobachten kann. Bei meinen Auslandsreisen als Medizin-Professor habe ich Leute gesehen, die zu unterschiedlichen Göttern gebetet haben, aber mit der gleichen Leidenschaft. Und ich habe mich immer gefragt, wer denn nun die richtige Telefonnummer zu Gott hat. So lange die Religion den Gläubigen Trost spendet und die Gebete im eigenen Haus bleiben oder in Gebetshäusern sind diese Bestrebungen lobenswert. Unglücklicherweise tendieren organisierte Religionen dazu, missionarischen Eifer zu entwickeln und dies führte in der Geschichte immer zu Religionskriegen und der Verfolgung der "Ungläubigen."

Die weisen Väter unseres Landes ersannen die völlig neuartige und sogar revolutionäre Idee von der Trennung von Kirche und Staat. In einer Zeit, in der dieses wertvolle und nur in Amerika gültige Konzept unter Beschuß gerät, muß Amerika seinen unbeirrten Glauben an diesen Grundsatz erneuern.

In Zukunft sollten Kriegs-Händler bestraft und rassistischer und nationalistischer Haß nicht toleriert werden. Wenn Deutschland und Frankreich nach tausend Jahren des Unfriedens und des Hasses, der mir in meiner Jugend schon eingebläut wurde, jetzt brüderlich nebeneinander leben - warum können dann Araber und Juden nicht einen Weg zum Frieden und somit zum Nutzen für beide Völker finden?



Abb. 65
Humboldtschule 1910: Direktor Dr. Oehlmann



Abb. 66
Das Lehrerhollegium

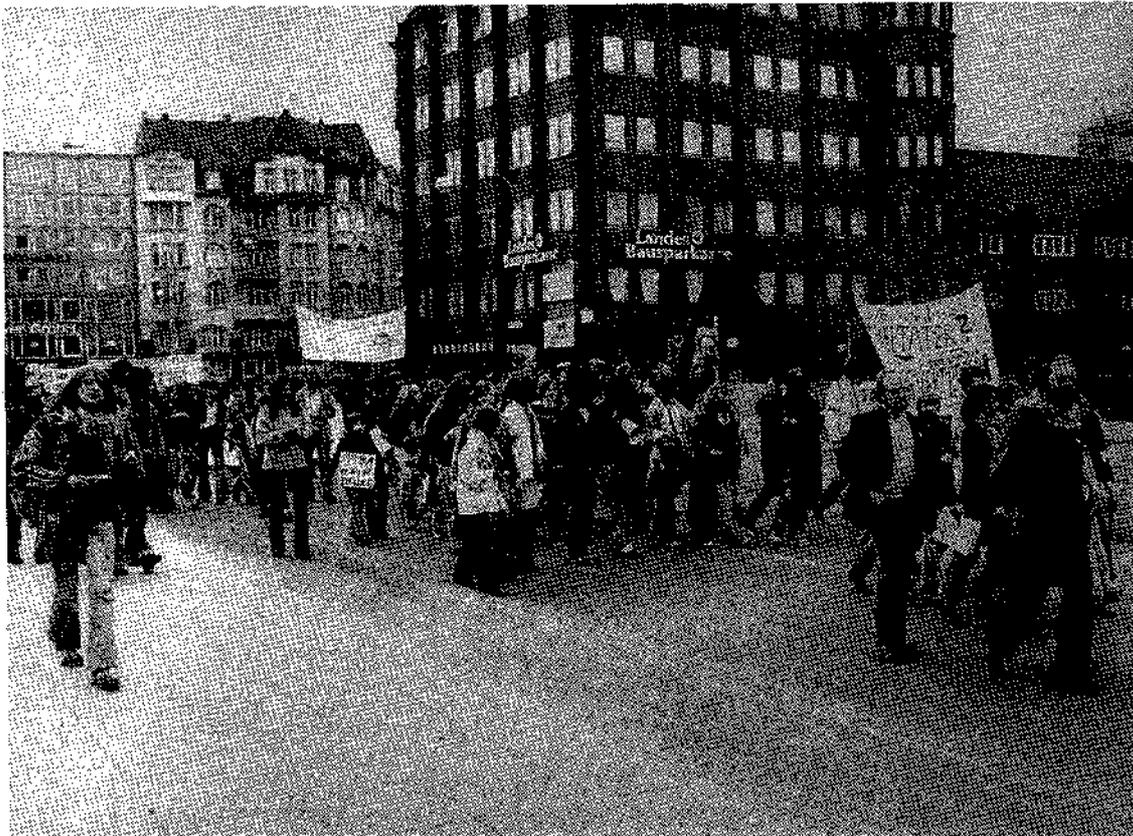


Abb. 67

Eine etwas andere Lehrergeneration: Demonstration der IGS Linden für den Umzug in die Beethovenstraße

23. OKT. 1982

2000 IGS-Schüler feierten fröhlich „Wiedervereinigung“

Sekundarstufe 2 zog endlich in die Beethovenstraße ein



Bunte Kostüme, Folklore und Aktionen waren Trumpf bei der IGS-Fete.

Foto: Rogge

HANNOVER. Der Kampf ist zu Ende, die rund 2000 Schüler der IGS Linden feierten den Erfolg gestern mit einer Superfete. Nach jahrelangem Streit hat die Sekundarstufe zwei in der Beethovenstraße ihre neue Heimat bezogen. Das fünfjährige Exil in der IGS Mühlenberg ist vorbei, die Lindener Schüler sind nun wieder vereint.

„Das ist ein Erfolg unserer Aktivitäten, wir haben Politiker und Verwaltung bekriegt und sind dafür auf die Straße gegangen“, blickt Walter Engel, Didaktischer Leiter der Sekundarstufe zwei, auf den langen Kampf zurück. In den Klassen 11 bis 13 werden rund 500 Schüler unterrichtet, die nun 20 allgemeine Unterrichtsräume zur Verfügung haben. Dazu kommen Fachsäle für den gestalterischen Bereich, die visuelle Kommunikation, Musik und Naturwissenschaft. In dem umgebauten Komplex war bisher die Berufsbildende Schule 6, die den Neubau am alten Gaswerk bezogen hat.

„Die lange Trennung hat viel zerschlagen“, meint Engel, der seit der Eröffnung der IGS Linden im Jahre 1971 dort unterrichtet. Jetzt muß nur noch der Freizeitbereich fertiggestellt werden, dann ist die „kleine Stadt“ (Engel), in der 180 Lehrkräfte tätig sind, vollendet.

Beim gestrigen Fest zeigte die Schüler eine bunte Palette mit über 50 Angeboten den Eltern, Freunden und Gästen der IGS Linden. Musik, Basteln, Broschüren, Tanz, Theater, Kabarett, eine Akrobatengruppe demonstrierten die Vielseitigkeit des IGS-Programms.

WK

Abb. 68

SCHULFEST IGS - LINDEN

ZUR
EIN-
WEIHUNG
DES SEK. II



22.10.82

BEGINN:
15⁰⁰UHR

Abb. 69

Diese Federzeichnung des IGS-Lehrers und "68ers" Jens Roll bringt vielleicht viel von dem zum Ausdruck, was die neue Generation von Lehrerinnen und Lehrern, Schülerinnen und Schülern dem alten, traditionsreichen Gebäude gegenüber empfand, in das man gerade eingezogen war - und wohl auch vom eigenen Selbstverständnis. Das Bild war sehr erfolgreich, es wird bis heute gern auf Einladungen u. dgl. verwendet und kann als eine Art Markenzeichen der IGS-Oberstufe gelten.

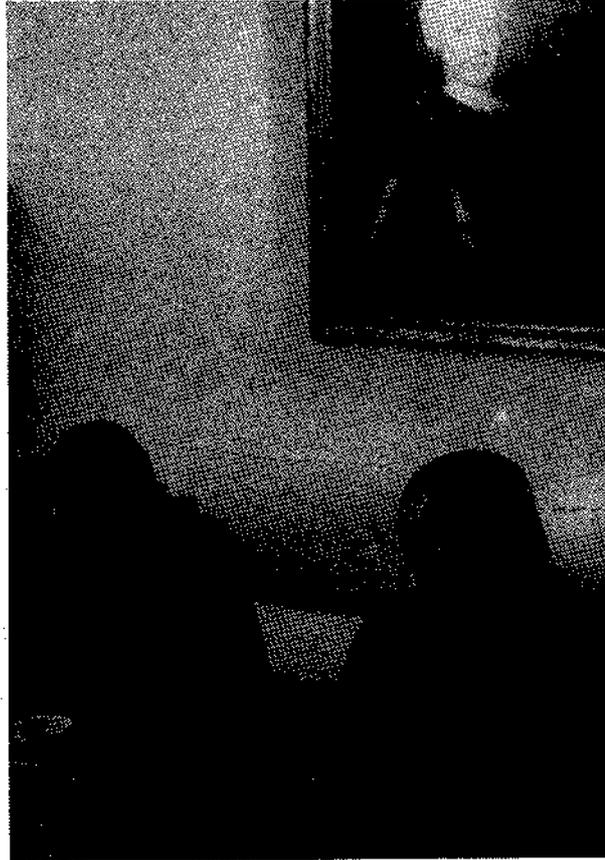


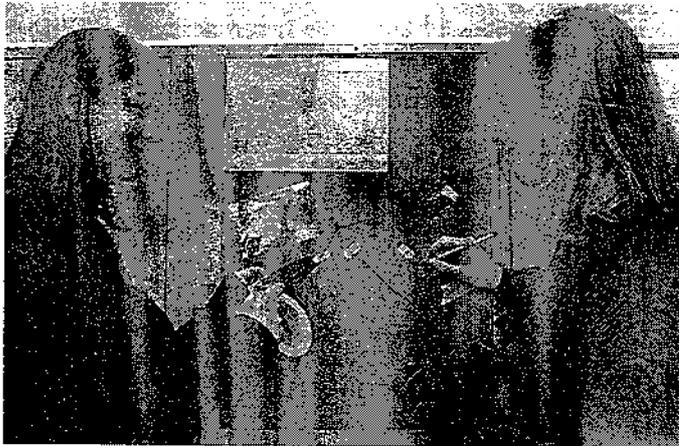
Abb. 70

Projektwoche "100 Jahre Beethovenstraße" im Januar 1998: Anna Hansen und Anna-Maria Brunche in vornehmer Umgebung: Nachforschungen zur Geschichte des Hauses Nr. 7 und der Unternehmerfamilie Berneburg / Interview mit Herrn Engelmann, dem Urgroßneffen von Georg Berneburg



Abb. 71

Projektwoche "100 Jahre Beethovenstraße": Herr und Frau Lampe lassen sich die Tafel mit den Projekt-Vorschlägen zeigen. Die beiden werden uns mit ihrem Wissen und ihren Forschungs-Hilfsmitteln, darunter kostbare Adreßbücher, unterstützen, Herr Lampe einen Beitrag für dieses Buch zusagen: vgl. Kapitel B. Vgl. auch die ersten Abbildungen, die wir Lampes verdanken.



Geschichtsunterricht zum Anfassen: Der Forscherdrang der Schüler macht an der Tafel nicht halt.



Als der Vogt unterm Schuldach wohnte

Ungewöhnliche Post, ungewöhnliche Anrufe und ungewöhnliche Besucher haben die Anwohner der Lindener Beethovenstraße in den vergangenen Tagen empfangen. Schüler und Lehrer der Integrierten Gesamtschule (IGS) Linden, deren Oberstufe in historischen Mauern in der Beethovenstraße untergebracht ist, gingen im Rahmen einer Projektwoche auf Spurensuche. Ihr Ziel: Gemeinsam mit den Anwohnern wollen sie die Geschichte der vor 100 Jahren angelegten Lindener Prachtstraße ergründen.

„Ich wundere mich, daß sich keiner beschwert hat“, kommentiert Oberstufen-Leiter Walther Engel den Lauschangriff der Schüler. Doch die Nachbarn – manche ihrer Kinder gingen einst selbst auf die ehemalige Humboldtschule in „ihrer“ Straße – reagierten meist begeistert und freuten sich über das Engagement der Jugendlichen, das über die reine Forschung weit hinausgeht. So malen Roberto und Tobias, Florian und Fatih Fassaden an, schneiden Balkone aus, kleben Erker auf. Die Immobilie ihrer Wahl, das Haus Beethovenstraße 2, ist ein Pappmodell, Maßstab 1:50. Auf zwei Tischen hat Kunstlehrerin Sieglinde Kaczmarek einen Stapel von Außenansichten verteilt, Zeichnungen und Fotografien. „Anhand der Beschäftigung mit zahlreichen Details, von Ornamenten bis zu Fensterformen, lernen die Schüler eine Menge über Baustile“, erläutert sie.

Eine Etage tiefer tragen Anna und Anna-Marie aus dem 12. Jahrgang zusammen, was sie über die ursprünglichen Besitzer des Hauses Nummer 7 herausgefunden haben: den Clan der Berneburgs, deren Name noch heute in

einer Straßenbaufirma weiterlebt. Was sie bislang entdeckt haben? Daß die Firma eigene Steinbrüche und Kiesgruben besaß, im Auftrag der Stadt wichtige Verkehrsadern wie die Hildesheimer und die Podbielskistraße baute und bis zum Zweiten Weltkrieg 1200 Mitarbeiter beschäftigte. Daß es eine Berneburg-Stiftung gibt und das Unternehmen 1989 zum 100jährigen Bestehen an eine andere Firmengruppe verkauft wurde. „Das schreiben wir auch noch alles auf eine Wandzeitung, für die Abschlussausstellung“, verkündet Anna stolz. So macht ihr Geschichtsunterricht Spaß.

Mehr als ein Dutzend Arbeitsgruppen haben die Beethovenstraße in der Projektwoche untersucht. Die Schüler der Jahrgangsstufen 11 bis 13 beleuchteten die Gas- und Stromversorgung, werteten historische Karten aus oder vertieften sich in die Geschichte des Schulgebäudes. Unter den Dächern des Gymnasiums wohnten Heizer und Schulvogt, auf der anderen Straßenseite der Grafiker Paul Rademacher, der Erfinder des Messe-Logos. Dieser empfing hier viele Besucher aus Kunst und Politik, darunter Prominenz wie Kurt Schwitters. Im Zweiten Weltkrieg erlebte die Lindener Vorzeigestraße das Leid der Zwangsarbeiter: Im Schulgebäude wurden Arbeiter des Hanomag-Außenlagers kaserniert.

Die Jugendlichen der IGS begutachteten die Vorgärten der Wohnhäuser und bewerteten Busch und Baum, ließen sich durch Wohnungen führen, fotografieren, notierten – und spannten einen Bogen zur Wohnkultur der Gründerzeit. Museen, Stadtarchiv und historische Literatur gaben oft wichtige Hinweise. „Richtig zu zitieren und korrekt zu ar-



Eine Schule betrachtet ihre Straße – Schüler au

beiten, damit die Ergebnisse einer Veröffentlichung standhalten, war für manche eine ganz neue Erfahrung“, berichtet Engel.

Rund die Hälfte der 485 Oberstufenschüler reiste während der Projektwoche aber nicht in die Vergangenheit der Beethovenstraße, sondern machte sich handfest um deren Zukunft Gedanken.

Schüler der IGS rücken ihren Nachbarn auf die Pelle



Gesucht werden noch historische Ansichten der Beethovenstraße, wie dieses über 100 Jahre Bild.



Historische Gebäude der Lindener Prachtstraße haben die Schüler im Maßstab 1:50 nachgebaut.



der IGS Linden (Gebäude links) sammeln Geschichten.

Zgoll (5)

Dutzende von Jugendlichen rückten den Klassenzimmern mit Pinsel und Farbroller zu Leibe, tünchten Flure weiß, kratzten beschmierte Glasscheiben sauber und entwarfen neue Wandbilder. Andere kümmerten sich um die Organisation des Straßenfestes, das die IGS im Juli gemeinsam mit den Nachbarn aus der Beethovenstraße feiern möchte. Ende der

Projektwoche? Sicher. Ende des Projekts? Noch lange nicht. Bis zur öffentlichen Präsentation aller Forschungsergebnisse beim Sommerfest gibt es für Theoretiker wie Praktiker noch eine Menge zu tun – sogar im Internet und auf CD-ROM wollen Schüler und Lehrer der IGS sich und „ihre“ Straße dann zur Schau stellen. MICHAEL ZGOLL

Stadtarchiv will gerne helfen

Sehr angetan von der Initiative der IGS ist das hannoversche Stadtarchiv. Daß eine Schule eine Straße in ihrer Nachbarschaft schon einmal so intensiv unter die Lupe genommen hat wie jetzt die Lindener Gesamtschule die Beethovenstraße, ist dem Leiter des Archivs, Karljosef Kreter, nicht bekannt.

„Vor zehn Jahren hatten wir eine kleine Bewegung von Barfußhistorikern, die sich ganz privat um die Erkundung ihrer Wohnviertel verdient gemacht haben“, erzählt Kreter. Doch seien die Aktivitäten dieser Amateurforscher inzwischen wieder merklich abgeflaut, so daß man das IGS-Projekt derzeit getrost als „atypisch“ bezeichnen dürfe.

Kreter würde es sehr begrüßen, wenn auch andere Schulen dem Beispiel der IGS folgen und ihre Nachbarschaft genauer erkunden würden. Es sei gut möglich, daß dabei auch bislang unbekanntes historisches Material entdeckt werde, und daran habe das Stadtarchiv starkes Interesse. Doch eine Einbahnstraße sei solche Forschungsarbeit nicht, versichert der Archivar: „Wenn Schulen uns um fachlichen Rat bitten, geben wir den natürlich gern.“

Wer aus der alten Lindener Beethovenstraße noch Geschichten kennt, wer die Entwicklung der Straße – auch in den Kriegsjahren – miterlebt hat oder noch Fotografien aus vergangenen Jahrzehnten besitzt, ist den Jubiläumshistorikern von der IGS Linden hochwillkommen: Die Forschungsarbeit der Schüler soll auch nach der Projektwoche weitergehen. Informationen und Bilder kann man bei Oberstufen-Leiter Walther Engel, Telefon 16 84 21 29, loswerden. miz

Abb. 72

Dieser Bericht in der HAZ hat dem Projekt "100 Jahre Beethovenstraße" sehr geholfen. Er erzeugte Interesse und Wohlwollen, öffnete Türen. Durch ihn wurde z.B. Frau Tilde Hunsperger-Reinecke in Zürich, die dann so Wertvolles zum vorliegenden Band beisteuerte, auf unsere Arbeit aufmerksam.

Anhang

Literaturverzeichnis

- BACKHAUSS, Thomas, Klaus Fesche: Eisen, Dampf und Samt. Programm-Lesebuch zum Theater-Projekt. Hannover 1991
- BAUDENKMALE IN NIEDERSACHSEN. 10.2 Stadt Hannover Teil 2. Braunschweig/Wiesbaden 1985
- BULTMANN, Ingo, Th. Neumann...: Hannover zu Fuß. 18 Stadtteilrundgänge durch Geschichte und Gegenwart. Hamburg 1989
- BUSCHMANN, W.: Linden - Geschichte einer Industriestadt im 19. Jahrhundert, Hildesheim 1981
- BUSCHMANN, W. Stadtplanung und Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Industriestadt Linden, in: Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge Band 34, Heft 1-2, Hannover 1980
- DREESSEN, W. und I. Leonhardt: Modernisierungs- und Umnutzungsplanung für ein bürgerliches Mietwohnhaus in Hannover-Linden, Beethovenstraße 6. Diplomarbeit TU Hannover WS 1976/77
- ERICH, K. und O. Mußmann [Hg.]: Abdrücke aus der Region. Facetten der Geschichte Hannovers und seines Umlandes. Hannover 1993
- EV.-LUTH. KIRCHENGEMEINDE ST. MARTIN (Hg.): 700 Jahre Kirche in Linden, Hannover 1985
- ENGELKE, Dr. [Hg.], Lindener Stadt-Buch, Hannover-Linden 1912
- ENGELKE, Dr.: Lindener Dorfchronik. Hannoversche Geschichtsblätter 13. Jahrgang
- FESTSCHRIFT ZUR EINWEIHUNG DES SCHULGEBÄUDES FÜR DAS REALPROGYMNASIUM UND DIE REALSCHULE DER STADT LINDEN. Linden 1902
- FREIZEITHEIM LINDEN [Hg.]: Geschichten aus dem alten Linden, Hannover 1993
- FÜHRER DURCH HANNOVER und seine Umgebung, hg. vom Verein zur Förderung des F.verkehrs, Hannover 1901/ 1906
- FRÖBE, R. u. a.: Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des Zweiten Weltkriegs. Hildesheim 1985. Teil I und II
- FÜNFZIG JAHRE HUMBOLDTSCHULE, Hannover Linden, 1899 - 1949
- HANNOVER 1913. Ein Jahr im Leben einer Stadt [...]. Beiträge zur Ausstellung. Hannover 1988.
- HANNOVER 1933-1945. Ein antifaschistischer Stadtführer durch das andere Hannover. Hannover 1989.
- HANNOVER IM 20. JAHRHUNDERT. Aspekte der neueren Stadtgeschichte. Eine Ausstellung.... Hannover 1978
- HANNOVER 1945: Lebensgeschichte zwischen Inflation und Wirtschaftswunder: Begleitheft zur Ausstellung / Historisches Museum Hannover. Mit Beitr. von Andreas Fahl ... - Hannover, Historisches Museum 1995 (Schriften des Historischen Museums Hannover: H. 8)
- HANNOVER UND SEIN UMLAND, Hannover 1978 (Hundert Jahre Geographische Gesellschaft zu Hannover 1878 - 1978)
- HAUPTMEYER, Carl-Hans /Jürgen Rund (Hrsg.): Quellen zur Dorf- und Landwirtschaftsgeschichte. Der Raum Hannover im Mittelalter und in der Neuzeit. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1992 (Hannoversche Schriften zur Regional- und Lokalgeschichte, Bd. 3) E
- HAUSCHILD, W.: Linden 1930 - 1980, Fotografien, Hannover 1995 F
- HUMBOLDTSCHULE HANNOVER 90 JAHRE, Hannover 1989
- HUNDERTLEF JAHRE GYMNASIUM IN LINDEN. Ein Jubiläumsbuch der Helene-Lange-Schule. 1995
- JAHRBUCH DER GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT zu Hannover für 1940/41 (zum 700 jährigen Jubiläum der Stadt Hannover), 1941
- JUBILÄUM HUMBOLDTSCHULE, LEISTUNGSKURS GESCHICHTE (BERBELI SCHIEFER): Geschichte von 1919 - 1945. Humboldtschule Hannover-Linden 1990
- KRUSE, H.: Lindener Hof- und Hausbesitzer 1550 - 1980 der 1839 bereits bebauten Grundstücke, Hannover 1981/82.
- KÜHNE, Heinz: Straßen, Namen, Freimaurer: Straßennamen in Hannover. Hannover 1991
- LEHMANN, Hans J.: A Time out of Joint. Living Through Two World Wars. Seattle, USA, 1990.
- LEHRERVEREIN HANNOVER [Hg.]: Hannover und Umgebung. Heimatkunde. 4. Auflage Hannover 1924. [zuerst 1894]
- LODEMANN, H.: Im Dienste der Stadt Linden, 1898 - 1920
- LUDEWIG, G., v. VOIGT, ERDMANN, Wirtschaftliche und kulturelle Zustände in Alt-Hannover, Hannover 1928
- MEYER, G.: Der Kreis Hannover-Land (mit dem Deister), Magdeburg 1935 F
- MLYNEK, Klaus, UND WALDEMAR R. RÖHRBEIN [Hg.], Geschichte der Stadt Hannover Band 1: Von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Hannover 1992
- MLYNEK, Klaus, und Waldemar R. Röhrbein [Hg.], Geschichte der Stadt Hannover. 2 Bde.
- MUSSMANN, O.: Sozialer Wandel und soziale Konflikte von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts in den Dörfern um die Altstadt Hannover, unter besonderer Berücksichtigung von Hainholz. Magisterarbeit am Historischen Seminar der Universität Hannover 1987.
- PLATH, H., H. MUNDHENKE, E. BRIX, Heimatchronik der Hauptstadt Hannover, Köln 1956
- RABE, B.: Linden - Der Charakter eines Arbeiterviertels vor Hannover, Hannover 1984
- "REICHSKRISTALLNACHT" IN HANNOVER. Eine Ausstellung... Hannover 1978.
- RISCHBIETER, H.: Hannoversches Lesebuch, Bd. 1 und 2, Hannover 1991
- ROSENBAUM, H.: Proletarische Familien, Frankfurt 1992
- SCHMID, Hans-Dieter [Hg.]: Hannover. Am Rande der Stadt. Bielefeld 1992.
- SCHMIECHEN-ACKERMANN, D., Ländliche Armut und die Anfänge der Lindener Fabrikarbeiterschaft, Hildesheim 1990
- SCHULZ, P.: Nicht die Zeit, um auszuruhen. Dokumente und Bilder zur Geschichte der hannoverschen Arbeiterbewegung 1814 - 1949
- SCHULZE, PETER: JUDEN IN HANNOVER. Beiträge zur Geschichte und Kultur einer Minderheit
- SCHULZE, P.: Nicht die Zeit, um auszuruhen. Dokumente und Bilder zur Geschichte der hannoverschen Arbeiterbewegung 1814-1949.
- TEXTE UND BILDER DER AUSSTELLUNGEN "JUDEN IN HANNOVER". Hannover 1989
- VOIGT, W.: Der Eisenbahnkönig oder Rumänien lag in Linden, Hannover 1980
- WABNER, R.: Lernen aus verpaßten Chancen, Zur Geschichte der hannoverschen Arbeiterbewegung 1815 - 1933, Hannover 1982
- WIENECKE, Annette: "Besondere Vorkommnisse nicht bekannt": Zwangsarbeiter in unterirdischen Rüstungsbetrieben. Wie ein Heidedorf kriegswichtig wurde. Bonn 1996
- WIR AUS DER KOCHSTRASSE. Die Geschichte einer Straße im Arbeiterstadtteil Linden in Hannover. 2. Auflage Hannover 1987
- ZIMMERMANN, H.: Hannoversche Straßennamen. Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge Bd. 35, Heft 1-2, 1981
- ZIMMERMANN, H.: Linden. Vom Bauerndorf zum Immezentrum. Historische Streifzüge zwischen Ricklingen und Ahlem, Hannover 1986
- ZWEI STRASSEN - EINE GESCHICHTE. Schnabel- und Menzelstraße. Die Geschichte der ersten Genossenschaftssiedlung in Hannover-Ricklingen. H.-Ricklingen 1990

Die Autoren:

Marius Arndt, Abiturient an der IGS Linden
Dr. Hans Asbeck, Lehrer an der IGS Linden,
Bewohner der Beethovenstraße
Jeanette Asbeck, Studentin und Bewohnerin der
Beethovenstraße
Horst Baden, ehemaliger Humboldtschüler,
pensionierter Lehrer
Götz Buchholz, Journalist, ehemaliger Bewohner der
Beethovenstraße
Gert Busch, Lehrer an der IGS Linden
Anna Marie Brunke, Schülerin an der IGS Linden
Walther Engel, Lehrer an der IGS Linden, Leiter der
Oberstufe in der Beethovenstraße
Dietmar Franke, Lehrer an der IGS Linden
Hartmut Freimann, Pastor und Lehrer an der IGS
Linden
Anna Hansen, Schülerin an der IGS Linden
Dr. Oswin Heidrich, Dipl.-Chemiker, ehemaliger
Humboldtschüler und Bewohner der Nachbarschaft
Tilde Hunsperger-Reinecke, als Kind Bewohnerin der
Beethovenstraße
Sieglinde Kaczmarek, Lehrerin an der IGS Linden
Heinz Könemann, ehemaliger Bewohner der Beethoven-
straße, Geschäftsmann in Linden
Jens Kremkow, Abiturient der IGS Linden
Damon Mahmodian, Schüler an der IGS Linden
Steffen Nebendahl, Schüler an der IGS Linden
Dr. Martina Neumann, kurze Zeit Studienreferendarin
an der IGS Linden
Max Heinz Lampe, ehemaliger Seemann und Journalist,
Nachkomme der Lindener Bauernfamilie Lampe
Petra Metsch, ehemalige Bewohnerin der
Beethovenstraße
Anna Metsch, Schülerin an der IGS Linden
Olaf Mußmann, Historiker, Bewohner der
Beethovenstraße
Hans-Joachim Meyer, ehemaliger Humboldtschüler
Christiane Müller, Schülerin an der IGS Linden
Viera Nesporova, ehemalige Bewohnerin der
Beethovenstraße
Reiner Pistol, Haustechniker an der IGS Linden
Udo Reinecke, als Kind Bewohner der Beethovenstraße
Dr. Dietmar Storch, ehemaliger Humboldtschüler,
Lehrer, Direktor der Niedersächsischen
Landeszentrale für politische Bildung
Hildegard Schlaphoff, Bewohnerin der Beethovenstraße
Bernd Schlegel, Anwalt, Bewohner der Beethovenstraße
Thilo Scholz, Abiturient an der IGS Linden
Jochen Tertilt, Schüler an der IGS Linden
Julia Sellmann, Schülerin an der IGS Linden
Jelena Steigerwald, Schülerin an der IGS Linden
Christoph Walthner, Schulleiter der IGS Linden
Dennis Wiese, Abiturient der IGS Linden

Fotos von:

Hans Asbeck
Sabine Bruncke
Dietmar Franke
Sieglinde Kaczmarek
Annette Kellner
Jens Kremkow
Heinz-Max Lampe
Anna Metsch
Petra Metsch
Vera Nesporova
Suzanne Richter
Horst Schmidt
Jochen Tertilt
Dennis Wiese
Rainer Wolf-Fellner

Grafiken:

Sabine Bruncke
Wiebke Dreessen
Thomas Ellinghaus
Irene Leonhardt
Sieglinde Kaczmarek
Jens Roll

In eigener Sache:

Dieses Buch ist in sehr kurzer Zeit entstanden und mußte wegen des Termins „Straßenfest“ schließlich unter enormem Zeitdruck fertiggestellt werden. Es war daher nicht möglich, alle die aufzuführen und zu würdigen, die durch Erzählungen, Hinweise, Hilfestellung zum Gelingen beigetragen haben. Es konnten schließlich auch keine „Copyrights“ mehr eingeholt werden. Sicher hätte auch noch sorgfältiger Korrektur gelesen und manches vervollständigt werden können. Diese (und weitere?) Mängel soll es in der geplanten Buchhandels-Ausgabe nicht mehr geben. Im übrigen wollen wir darauf hinweisen, daß die Arbeit weitergeht. In der

Sekundarstufe II der IGS Linden,

Beethovenstraße 5,

30449 Hannover

soll eine Forschungsstelle eingerichtet werden, die sich außer der Beethovenstraße auch allgemein mit der Geschichte Lindens, insbesondere Alt-Lindens bzw. von Linden-Mitte, befassen wird. Wir wollen Material sammeln (alte Aufzeichnungen, Fotos...), Interviews mit Zeitzeugen führen usw. Vielleicht erscheint schon bald eine Fortsetzung dieses Buches als Nr. 2 einer Schriftenreihe. Alle Interessenten sind zur Mitarbeit herzlich eingeladen!



